



# Die Poesie des Feldes

Beiträge zur ethnographischen  
Kulturanalyse

Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen  
im Auftrag der Tübinger Vereinigung für Volkskunde herausgegeben von Hermann  
Bausinger, Utz Jeggle, Gudrun König, Gottfried Korff, Uli Linke, Kaspar Maase,  
Friedemann Schmoll und Bernd Jürgen Warneken

93. Band

2001

© Tübinger Vereinigung für Volkskunde e. V.  
Schloß, 72070 Tübingen  
<http://www.tvv-verlag.de>

Katharina Eisch und Marion Hamm (Hrsg.)

## Die Poesie des Feldes

Beiträge zur ethnographischen Kulturanalyse

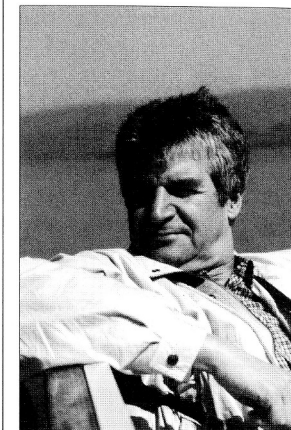
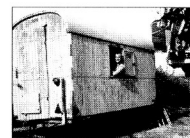
Umschlagbild:  
André Kertész: Der Circus, Budapest, 1920,  
Centre National de la Photographie, Paris.

Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme

*Die Poesie des Feldes* : Beiträge zur ethnographischen Kulturanalyse /  
Katharina Eisch und Monika Hamm (Hrsg.). - Tübingen: Tübinger Vereinigung  
für Volkskunde, 2001  
(Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen ; Bd.  
93)  
ISBN 3-932512-13-8

ISBN 3-932512-13-8

Alle Rechte vorbehalten. © Tübinger Vereinigung für Volkskunde e.V., 2001  
Umschlaglayout: Christoph Dohse, Reutlingen  
Satz, Gestaltung und Bildbearbeitung: Solveig Annukka Stratmann  
Belichtung und Druck: Gulde-Druck, Tübingen



Für  
Utz Jeggle  
zum 60. Geburtstag



# Inhalt

Einleitung	11
<b>Orte und Begegnungen</b>	
FRANZISKA BECKER Die Macht des Feldes Feldforschung und Politisierung vor Ort	26
GUDRUN SILBERZAHN-JANDT Zur Leiblichkeit eines Gefühls Ekelerfahrungen in Beziehungen zwischen Krankenpflegepersonal und PatientInnen	48
MIRJAM FREYTAG Das Herz reist nie Interviewpartner kommentieren Ergebnisse einer interkulturellen Feldforschung	60
LIBUŠE VOLBRACHTOVÁ Qualitative Methoden der Feldforschung Vor- und Nachteile eines subjektiven Erkenntnisprozesses am Beispiel der Integration der Sudetendeutschen in Baden-Württemberg	75
JOACHIM SCHLÖR What am I doing here? Erkundungen im deutsch-jüdischen Feld	89

## Deutungswege

ELISABETH TIMM

Eine mißachtete Bedeutung oder  
Das Skript im Kopf der Forscherin 112

SUSANNE SPÜLBECK

Begegnung statt Dialog  
Die Einbeziehung der Körpersprache in die  
Methodik der Feldforschung 124

BARBARA WITTEL-FISCHER

„Das Unbewußte ist unbestechlich“  
Supervision in der Tübinger Empirischen Kulturwissenschaft 140

MARION HAMM

„Vat is all zis poetic business?“  
Poetische Sinnkonstruktionen als Gedächtnisstrategie  
im Feld deutschen und jüdischen Erinnerns 161

KLAUS SCHÖNBERGER

Der Internetforscher im eigenen Feld  
Der Fall Claudio Belmonte oder die Unmöglichkeit,  
ohne die Ausnahme die Regel zu denken 184

## Praxisfelder

ANNE DIETRICH

Interkulturelles Konfliktmanagement –  
ein weit(er)es Feld 198

ANDREA HAUSER

Museum als Feld der Transformation von Erfahrungen 214

WOLFGANG ALBER

Erregende Wahrheit  
Journalismus als Feldforschung 233

KASPAR MAASE

Das Archiv als Feld?  
Überlegungen zu einer historischen Ethnographie 255

KATHARINA EISCH

Racing the Void  
Angewandte Kurzzeit-Ethnographie in einer  
britischen Public School 272

ULRICH HÄGELE

Fotolore  
Überlegungen zur visuellen Methode in der Volkskunde 306

# Einleitung

„Den volkskundlichen Blick schärfer zu machen, ohne seine Spezifik und seine Problemorientiertheit einzuschränken, ist die Aufgabe der kommenden Jahre. Diese ist nicht lösbar ohne massenhafte Feldstudien und deren regelmäßige und hartnäckige methodische Reflexion.“ Utz Jeggle, 1984<sup>1</sup>

Mit diesem Auftrag rückte Utz Jeggle 1984 in einem schmalen Band der Tübinger Institutsreihe, lapidar „Feldforschung“ betitelt, die qualitative Feldforschung ins Zentrum des Faches Volkskunde und der Kulturforschung insgesamt. Was ist aus diesem Aufbruch ins Feld geworden? 17 Jahre später, anlässlich seines 60. Geburtstags, beschäftigen sich Schülerinnen und Schüler Utz Jeggles, Freunde und Kollegen, mit der „Rückgewinnung der ethnographischen Dimension“, so, wie das Buch sie für die „Erben der Volkskunde“ anmahnt.<sup>2</sup>

Der Titel „Poesie des Feldes“ ist dabei Programm: Überreicht werden soll eine Art akademisches Poesiealbum, zwar ohne „Rosen, Tulpen, Nelken“ und Engelchen mit Silberflitter, aber doch mit recht persönlichen Forschungs- und Werkstattberichten, denen eine Verpflichtung auf die von Utz Jeggle vertretene Methodik einer offenen Ethnographie anzumerken ist. Gleichzeitig verweist „Poesie des Feldes“ auf eben diesen Ansatz mit seinen kreativen Potentialen, seinen praktischen und theoretischen Reibungspunkten – als eine Zugangsweise zum Feld, die die „poetischen“ Verzauberungen (und Entzauberungen) der Forschenden mit allen Irrwegen anerkennt und als methodisches Werkzeug nutzt.

Mit dörflich-schwäbischer Skepsis setzte der Feldforscher Jeggle auch als Lehrer die „hartnäckige methodische Reflexion“ eigener Erfahrungen im Feld vor losgelöstes Theoretisieren; Generationen von Studierenden erlebten sich in Projekten und Seminaren quasi ins offene Feld geworfen. Ähnlich sehen sich die Autorinnen und Autoren dieses Buches im Rückbezug auf die scheinbar pa-

---

<sup>1</sup> Utz Jeggle: Zur Geschichte der Feldforschung in der Volkskunde. In: ders. (Hg.): Feldforschung. Qualitative Methoden in der Kulturanalyse (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 62). Tübingen 1984, S.11-46; hier: S. 46.

<sup>2</sup> Ebd., S. 13.

radoxe Anforderung einer methodischen Genauigkeit, die – wer würde das nicht unbedacht voraussetzen? – eben nicht den Blick einschränken solle, wieder auf das Wagnis der Praxis als einem Zugehen auf das Unbekannte verwiesen: hatte doch gerade dieses Forschungsanliegen im Feldforschungsband von 1984 seine bedachtsame methodische Begründung gefunden. Kompromisslos wurde die theoretische Reflexion an das Feld und an die darin Forschenden – als ein Forschen mit der ganzen Person – zurückgebunden. Als Antwort auf das damals im Fach dominierende soziologische Paradigma und weitgehend unabhängig von den zeitgleich geführten angloamerikanischen Theoriediskussionen entwickelte Utz Jeggli lehrend und lernend eine Praxis, in der die Subjektivität aller Beteiligten in Forschung und Textualisierung ihren Ort hat. Voraussetzung ist die Einlassung des oder der Forschenden, die die Genauigkeit der Reflexion, im Zuhören, Hinsehen wie im Schreiben auch als eine „Genauigkeit der Gefühle“ versteht<sup>3</sup>. Das Feld soll dabei nicht als Lieferant empirischen Faktenmaterials aufgerastert und zurechtgestutzt werden, sondern kann in der Forschungsbegegnung in seiner realen Vielstimmigkeit und Vieldeutigkeit zum Vorschein kommen.

Getragen ist dieses Vorgehen eben von dem oben genannten methodischen Widerspruch, den wir mit dem flimmernden Begriff der „Poesie“ zum Ausdruck bringen wollen – als Spannung zwischen bodenständigem, empirischem Ernst, der auch eine moralische Verpflichtung gegenüber Feld und Wissenschaft bedeutet, und kreativer Leichtigkeit, die den Zwischentönen und überraschenden Sprüngen des sozialen Alltags wie der menschlichen Psyche folgen kann.

Geht man nämlich hinter die moderne Nähe des Begriffs zum abgehobenen Schönen und zum Kitsch zurück, so findet man im griechischen „poiesis“ die Dichtkunst als schöpferische Tätigkeit primär an die Konkretetheit des „Machens“ gebunden, als kreative Auseinandersetzung mit der empirischen Wirklichkeit. Die Poetiken des späten 18. und 19. Jahrhundert diskutieren, eingebettet in die philosophischen Auseinandersetzungen der Aufklärung, des Idealismus und später des Naturalismus, Wesen und Wirkung der Poesie mit methodischer Bewusstheit und vor einem philosophischen Hintergrund – und mit jeweils verschiedenen politischen Implikationen. Neben kunstwissenschaftlichen Klassifizierungen bieten sie Raum für Überlegungen zum Verhältnis von Wirklichkeit und Repräsentation, von Verstand und Sinnlichkeit, zur Textualisierung von Naturerscheinungen und Gefühlen. Die Poetik als Wissenschaft von der Dichtkunst bindet den aus Wahrnehmung und Subjektivität entstandenen poetischen Text an rationale Anstrengungen zurück: „Nichts ist dem Dichter unentbehrlicher als Einsicht...; Begeisterung ohne Verstand ist unnütz und gefährlich“<sup>4</sup>, stellte etwa der Romantiker Novalis fest.

<sup>3</sup> Ebd., S. 44.

<sup>4</sup> Zitiert nach: Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte Bd. 3. Hg. von Werner Kohlschmidt und Wolfgang Mohr. Berlin/New York 1977, S. 141.

In der Sozialanthropologie werden literaturwissenschaftliche Begriffe als Metaphern analytisch genutzt – als Beispiel sei der von Victor Turner entwickelte Begriff des Social drama genannt. Zumindest in der deutschsprachigen Ethnologie<sup>5</sup> aber wurden Begriff und Konzept der „Poesie“ noch nicht in dieser Weise aufgegriffen, obwohl mit dem „literary turn“ ein offeneres ethnographisches Schreiben breitere Akzeptanz gefunden hat. Ausnahmen werden als Außenseiter gehandelt: So die Ethnopoetik Hubert Fichtes, der nicht nur „eine mögliche Erweiterung der Wissenschaft durch poetische Kategorien“ postuliert, sondern fortfährt: „– es gibt eine Fundierung des Poetischen durch empirisches und logisches Vorgehen verschiedenen Typus“<sup>6</sup>. Nicht von ungefähr bezieht er sich dabei immer wieder auf die Antike – „die Sprache der frühen Theoretiker, Verhaltensforscher und Ethnographen – Hesiods, der Vorsokratiker, Herodots – ihren Zauber, ihre Disziplin, ihre Leichtigkeit, ihre Fantasie, ihre Freiheit, ihre Knäpfe – kurz: ihre Schönheit“<sup>7</sup>.

In Anlehnung an Ludolf Wienbarg aus dem Umfeld des Jungen Deutschland als „Dolmetscherin aller menschlichen Gefühle und Bestrebungen“<sup>8</sup> verstanden, kann der Poesie eine Funktion im ethnographischen Deutungsprozess zukommen. Dafür plädiert der Anthropologe Ivan Brady, der ein Selbstverständnis der Anthropologie als „artful science“ konstatiert, die in der Auseinandersetzung mit postmodernen Ideen ihre poetische Basis wiederentdecke.<sup>9</sup> Der Unebenheit der alltäglichen Realität könne die homogenisierende Harmonie konventioneller Texte nicht entsprechen; stattdessen solle die Polyphonie des Feldes in der aufgeschlossenen Wahrnehmung des Anthropologen als poetischer Prozess in Gang gesetzt werden. Das Rohergebnis eines solchen Prozesses mag für den Beobachter chaotisch sein, doch Brady plädiert dafür, sich ein Verweilen in diesem Stadium relativ unanalysierten poetischen Reichtums zu gönnen – und sich dadurch der Möglichkeit von tieferen, befriedigenderen und herausfordernderen Interpretationen auszusetzen als sie der direkte Schritt in die herkömmliche Wissenschaft bietet. Die Flüchtigkeit und Dynamik im andauernden Prozess der semiotischen Bedeutungsproduktion könne als grundlegendes Organisationsprinzip der Alltagswelt verstanden werden. Daraus folgt

<sup>5</sup> Anders ist das in Frankreich – zu nennen wäre hier stellvertretend die poetische Ethnologie Michel Leiris’ – oder in einer langen Tradition poetischen Schreibens in der britischen und amerikanischen Anthropologie, die unter anderem mit Namen wie Edward Sapir, Loren Eiseley oder Ruth Benedict verbunden ist.

<sup>6</sup> Hubert Fichte: Ketzlerische Bemerkungen für eine neue Wissenschaft vom Menschen. In: ders.: Petersilie. Die afroamerikanischen Religionen. Frankfurt 1984, S. 359-365; hier: S. 365.

<sup>7</sup> Ebd., S. 360.

<sup>8</sup> Zitiert nach: Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte Bd. 3, 1977, S. 145.

<sup>9</sup> Vgl. Ivan Brady: Harmony and Argument: Bringing Forth the Artful Science. In: Ders. (Hg.): Anthropological Poetics. Maryland, USA 1991, S. 3-36; hier bes. S. 6-14.

die These, dass „open-endedness“<sup>10</sup> ein Genre sei, das sowohl der Alltagsrealität selbst auch ihrer Beschreibung angemessen sei.

Als analytische Metapher setzt der amerikanische Anthropologe Michael Herzfeld die Poesie in seiner Interpretation der öffentlichen Selbstdarstellung von Männern in einem kretischen Dorf ein. Dabei versteht er etwa das Geschichtenerzählen als poetischen Modus, der durch Auslassungen und Fokussierung auf die Inszenierung charakterisiert ist: „In den auf sich selbst zurückweisenden Anspielungen sozialer Inszenierungen, und in dem damit einhergehenden Zurückweichen alltäglicher Erwägungen können wir eine Poetik sozialer Interaktion ausmachen“ (Übersetzung d.A.).<sup>11</sup> Soziale Beziehungen und Konstruktionen des Selbst sind demnach innerhalb des Feldes durch eine Poetik der sozialen Interaktion strukturiert.

Die methodische ‚Poetisierung‘ von Feldforschung greift also auf alle ihre Ebenen aus, auf Wahrnehmung, Interpretation und Textualisierung. Sie schließt auch die ‚Verführungsqualitäten‘ des Feldes mit ein, die den forschenden Blick auf Schwerpunkte und Prioritäten zieht oder aber Auslassungen und blinde Flecken bedingt, ebenso wie eine ‚poetische Haltung‘ der Forschenden, welche die Wahrnehmung öffnet und der Faszination des Feldes Zugänge in den Text schafft. Sie meint den Dialog mit dem Feld, der über die Bewegung zwischen empathischer Nähe und reflexiver Distanzierung in Gang kommt. Ob sich jedoch eine ‚poetische Wissenschaft‘ im Sinne Utz Jeggles auf die interaktive Wahrnehmung im Feld bezieht oder ob sie im Schreiben der Faszination des Feldes Zugänge in den Text schafft – noch immer zieht sie den Vorwurf kruder Unwissenschaftlichkeit auf sich. Wissenschaft, die ‚schön‘ geschrieben ist, die die Dichte des Feldes mit literarischer Einfühlung angeht und dabei beansprucht, Wirklichkeit zu erfassen, bleibt verdächtig – das literarische Genre ist nicht für empirisch belegte Wirklichkeit zuständig.

Daran hat auch die Rezeption der ‚Writing Culture‘-Debatte in der amerikanischen Kulturanthropologie wenig geändert<sup>12</sup>, die doch deutlich gemacht hat, welche autoritativen Zumutungen und Verzerrungen den Forschungsfeldern und -personen der Ethnologie gerade ein vorgeblich objektives, von subjektiven Wahrnehmungen des Autors gereinigtes Schreiben zumutet, welche inhärenten klassen- oder kulturspezifischen Machtgefälle damit unbesehen in die Forschungsbeziehung hinein verlängert und naturalisiert werden.<sup>13</sup> Die Überlegungen zur Reflexion und Repräsentation der erforschten Wirklichkeit im

<sup>10</sup> Ebd., S. 9f.

<sup>11</sup> Michael Herzfeld: *The Poetics of Manhood. Contest and Identity in a Cretan Mountain Village*. Princeton 1985, S.10f.: „It is in this self-allusiveness of social performances, and in the concomitant backgrounding of everyday considerations, that we can discern a poetics of social interaction“.

<sup>12</sup> Vgl. dazu vor allem das Standardwerk von James Clifford und George E. Marcus (Hg.): *Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography*. Berkeley 1986.

ethnographischen Schreiben wurden in den 90er Jahren als postmoderne Theoriediskussion und Terminologie ins Fach eingeführt. Doch gaben sie im Bereich der Europäischen Ethnologie nur wenig Anreiz, in der Praxis offener Feldforschungen mit neuen Textualisierungsformen zu experimentieren, geschweige denn dazu, einen Aufbruch in „massenhafte Feldstudien“ der eigenen Nahwelten zu wagen.

Der nicht unbeträchtliche zeitliche, aber auch emotionale Aufwand von Feldforschungen mag ein Grund dafür sein. Darüber hinaus dürften hier Struktur und Geschichte der Ethno-Wissenschaften im deutschsprachigen Raum eine Rolle spielen: die fortdauernden Blockaden zwischen Ethnologie und Volkskunde/EKW<sup>14</sup> und deren Konkurrenz um den Anspruch, Europäische Ethnologie zu betreiben zum einen, zum anderen die in der Fachgeschichte verwurzelte „szientistische Scham“ der Volkskunde, die sich immer noch allzu gerne hinter einer ‚objektiven‘ Wissenschaftlichkeit versteckt, verbunden mit einer ambivalent behandelten Mystifizierung der Feldforschung<sup>15</sup>. Wie Jeggle 1984 formulierte, bezahlte „die quantitative Sozialforschung die fortschreitende Präzision ihrer Ergebnisse mit einer zunehmenden Banalisierung ihrer Erkenntnisse“<sup>16</sup>. Entsprechend werden mit der Verpflichtung auf die Fiktion einer durch sprachliche Übereinkünfte geregelten Objektivität gerade die im Zentrum des Faches überlieferten, methodischen Potentiale einer subjektbezogenen, offenen Ethnographie verschenkt. Man übersieht, dass das Konzept der Poesie des Feldes in seiner produktiven Spannung zwischen methodischer Strenge und kreativem Mut eben auch den Vorwürfen einer diffus-poetisierenden Unwissenschaftlichkeit zu begegnen vermag, sei es in der textlichen Repräsentation oder in bezug auf den methodischen Feldzugang.

Genau hinzusehen, das meint demnach, auch zwischen den Zeilen lesen zu können und Vieldeutigkeiten analytisch zuzulassen. Utz Jeggles spielerische Balance zwischen moralischer Ernsthaftigkeit und humorvoller Überschreitung macht vor, wie sich empathisches Einfühlen und die auch ironische, distanzierende Reflexion in der poetischen Haltung der forschenden Person erkenntnisgenerierend verbinden können. Der Forschende, der dabei bewusst und offen auch seine eigene Rolle im Feld wahrnimmt, wird als Übersetzungsinstanz zwischen dem Feld in seiner Vielschichtigkeit und Mehrbödigkeit einerseits und

<sup>13</sup> Vgl. Martin Fuchs/Eberhard Berg: *Phänomenologie der Differenz. Reflexionsstufen ethnographischer Repräsentation*. In: dies. (Hg.): *Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation*. Frankfurt/M. 1993, S. 11-108.

<sup>14</sup> Vgl. Elisabeth Timm: *Nicht Freund, nicht Feind. Überlegungen zum Verhältnis von Volkskunde und Völkerkunde*. In: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 95 (1999), S. 73-86.

<sup>15</sup> Vgl. Katharina Eisch: *Immer anfangen. Überlegungen zu Feldforschung und volkskundlicher Identität*. In: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 95 (1999), S. 61-71.

<sup>16</sup> Jeggle 1984, *Feldforschung*, Klappentext.



den Anforderungen schreibender (Re-)Konstruktion andererseits wirksam. Letztlich dürfen sich in der reflektierten Anerkennung einer empirisch fundierten Poesie, oder einer poetisch verfassten Wirklichkeit die konventionellen Entgegensetzungen zwischen subjektiven und objektiven Zugängen, essentialistischer Empirieverhaftetheit und konstruktivistischen Zeichenspielen, aber auch zwischen forschender und schreibender Annäherung aufheben. Das Feld kann als solches zum Sprechen kommen, wenn man es lässt – das heißt, wenn man im Extremfall auch seine Verweigerungen ernstnimmt und forschungsrelevant umzusetzen vermag. Utz Jeggle hat diese Herangehensweise an zwei Forschungsprojekten vorgeführt: 1983 präsentierte er anhand eines Forschungsprojekts zum Selbst- und Geschichtsverständnis schwäbischer Dorfbewohner<sup>17</sup> „noch tastende Versuche der Nutzung von Kommunikationsstörungen zwischen dem Forschungsteam und den Dorfbewohnern zum Mittel der Datengewinnung“.<sup>18</sup> Kommunikationsstörungen wurden auch zum Schlüssel zu einem differenzierterem Verstehen der ambivalenten Positionierung ehemaliger Fremdarbeiter in Griechenland. So kann über den Umweg der Reflexion einer komplexen Forschungssituation selbst das „Scheitern“ eines Projekts zu Rückschlüssen auf das eigentliche Thema führen.<sup>19</sup>

Der Erkenntnisprozess einer offenen ethnographischen Forschung<sup>20</sup> folgt damit den Wegweisungen des Feldes selbst, den Beziehungsnetzen, alltäglichen Lebensvollzügen und den Erinnerungen, in denen sich die Erfahrung der Forschungssubjekte manifestiert. Wiederum aus der amerikanischen Kulturanthropologie kommend hat sich für diese prozessual nachvollziehende Ethnographie das Schlagwort einer „multi-sited ethnography“ etabliert.<sup>21</sup> Dabei muss ein entdeckender Forschungszugang nicht nur im räumlichen „tracking“ den regio-

<sup>17</sup> Vgl. Utz Jeggle: Geheimnisse der Feldforschung. In: Heide Nixdorf/Thomas Hauschild (Hg.): Europäische Ethnologie. Theorie- und Methodendiskussion aus ethnologischer und volkskundlicher Sicht. Berlin 1983, S. 187-204; ders.: Verständigungsschwierigkeiten im Feld. In: Jeggle 1984, Feldforschung, S. 93-112.

<sup>18</sup> Thomas Hauschild: Zur Einführung – Formen Europäischer Ethnologie. In: Heide Nixdorf/Thomas Hauschild (Hg.): Europäische Ethnologie. Theorie- und Methodendiskussion aus ethnologischer und volkskundlicher Sicht. Berlin 1983, S. 11-26; hier: S. 15.

<sup>19</sup> Vgl. Utz Jeggle: Verständigungsschwierigkeiten im Feld. In: Jeggle 1984, Feldforschung, S. 93-112, hier S. 107-110.

<sup>20</sup> Vgl. zum Folgenden Katharina Eisch: Erkundungen und Zugänge I: Feldforschung. Wie man zu Material kommt. In: Klara Löffler (Hg.): Dazwischen. Zur Spezifik der Empirien in der Volkskunde. Hochschultagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde am 1. und 2. Oktober 1998 in Wien. Wien 2001 (im Druck).

<sup>21</sup> Vgl. dazu: George Marcus: Ethnography in/of the World System: The Emergence of Multi-Sited Ethnography. In: Annual Review of Anthropology 24 (1995), S. 95-177. Eine Vorreiterrolle im Fach nimmt in bezug auf die konsequente Umsetzung einer „multi-sited ethnography“ Gisela Welz ein: Gisela Welz: Moving Targets. Feldforschung unter Mobilitätsdruck. In: Zeitschrift für Volkskunde 93 (1997), S. 1-16.

nalen und überregionalen Bezügen, sozialen Bewegungen und kulturellen Prozessen der erforschten Gegenwart folgen, sondern sich auch auf deren historische Fundierung in Gedächtnis und Erfahrungswissen hin öffnen. Immer müsse der Vergangenheitsaspekt mit einbezogen werden, so formulierte Utz Jeggle im WS 96/97 als eine von zehn Thesen zur Feldforschung. Eine weitere erinnerte an die Problematik, Dörfer als „Ganzheit“ zu konstruieren. Andere Ausschnitte seien zu suchen, wie es überhaupt ein „Anrecht“ gäbe, „nicht erforscht zu werden“<sup>22</sup>: Auch die traditionellen, dörflichen Lebenswelten sind nicht so eng und immobil geschlossen, wie wir uns das aus der Sicht einer globalisierten Übermoderne und im Einklang mit der alten Volkskunde gerne vorstellen.<sup>23</sup>

Jedes Feld lebt aus der Vielfalt von Standpunkten, die sich in Begegnungen und Gesprächen im Feld aus der Perspektive der Forschenden erschließen; Forschende und Forschungssubjekte realisieren in ihrer – jeweils vom eigenen Herkommen geprägten – Interaktion und ihrer Positionierung zueinander, in ihren Zuschreibungen und Einordnungen die Rollenmuster und Bedeutungsstrukturen des übergreifenden kulturellen Raums. Eine objektive Erfassung kultureller Wirklichkeit ist auch aus diesem Grund nur über den Einbezug ihrer multiperspektivischen, subjektiven Dynamiken möglich. Über den Dichter sagt Thomas Mann, er möge ein Seismograph sein, der keinem Ding Einlass in seine Seele verwehrt<sup>24</sup>. Dem entspricht in einer offenen Ethnographie der ständige Sichtwechsel, das reflexive Mitgehen mit Veränderungen und Bedeutungsänderungen im zeitlichen und räumlichen Kontext des Felds – keineswegs aber politische oder moralische Standpunktlosigkeit. Die Fähigkeit, sich auf das Veränderliche, Unbedeutende, Umwegige und Mehrdeutige einzulassen und es in der sensiblen Reflexion von Wahrnehmungs- und Darstellungskonventionen schreibend umzusetzen, teilt die offene Ethnographie wiederum mit der Poesie im literarischen Sinn – während eine Fixierung auf vorab festgelegte Fakten, wie sie der einschränkende „Tatsachenblick“ erfasst<sup>25</sup>, eben diese Multidimensionalität und Kontextualität gelebter Realität verfehlen muss. Hier bietet die eigene Subjektivität der forschenden Person ein wichtiges Forschungsinstrument, wenn es darum geht, die unvermeidlichen Einflussnahmen des Unbewussten offenzulegen und die ‚toten Winkel‘ der eigenen Wahrnehmung aufzuspüren. Die Reflexion von Übertragungen und Gegenübertragungen in den Forschungsbeziehungen, etwa über Interviews oder Tagebuchnotizen, kann wesentliche

<sup>22</sup> Utz Jeggle: Zehn Thesen zur Feldforschung. Mitschrift eines Vortrags im Wintersemester 1996/97, Institutskolloquium des Ludwig-Uhland-Instituts, Tübingen.

<sup>23</sup> Vgl. auch: Utz Jeggle: Auf der Suche nach der Erinnerung. In: Brigitte Bönisch-Brednich/Rolf W. Brednich/Helge Gerndt (Hg.): Erinnern und Vergessen. Vorträge des 27. Deutschen Volkskundekongresses Göttingen 1989 (= Beiträge zur Volkskunde in Niedersachsen, Bd. 5). Göttingen 1991, S. 89-101.

<sup>24</sup> Vgl. Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte Bd. 3, 1977, S. 151.

<sup>25</sup> Jeggle 1984, Zur Geschichte der Feldforschung, S. 15.

Hinweise auf die Rollenbilder des Feldes geben – auch dann, wenn man sich nicht unbedingt (wie Utz Jeggle dies mit viel heuristischem Fingerspitzengefühl) psychoanalytische Deutungen zu Eigen machen will.

Eine offene Ethnographie im Kontext des Feldes und der Forschungspraxis bedarf einer ebenso offenen Wahl der methodischen Zugänge. „Die Interaktion im Feld generiert das Material“<sup>26</sup> – wobei die flimmernde, kontextuelle Verfasstheit jeder Feldsituation nicht nur den kreativen Umgang mit einzelnen, qualitativen Feldforschungsmethoden nahe legt, sondern vor allem auch deren Kombination. Der Multiperspektivität des Feldes entspricht im besten Fall ein Methodcnpluralismus, in dem sich einzelne Techniken ergänzen und auch korrigieren können: hat doch jedes Medium auch seine spezifischen Ausblendungen und Verzerrungspotentiale.

Hier kommen die interdisziplinären Potentiale der ethnographischen Feldforschung ins Spiel. Feldforschung ist überall und nirgends zu Hause, ein „Hansdampf in allen Gassen“, der sich flexibel in alle sozialen Lebenswelten ‚einzuschleichen‘ vermag – George Marcus spricht hier von den „interdisziplinären Arenen“ multiperspektivischer Ethnographie<sup>27</sup>. Und auch umgekehrt kann die Feldforschung von der Übernahme von Methoden und Deutungsmustern anderer Disziplinen profitieren, sei es von Psychologie oder Sozialforschung, den Geschichts- oder Kunstwissenschaften oder aber ganz anderen, außeruniversitären Praxisfeldern.

Die in diesem Band versammelten Beiträge wollen einen Einblick in die Vielfalt der gegenwärtigen kulturwissenschaftlichen Ethnographie geben und damit Anregungen bieten für Feldforschende in- und außerhalb der Universität, vielleicht gar Lust machen auf einen zweiten Anlauf zum „Aufbruch ins Feld“. Thematisch begeben sie sich in viele Bereiche, mit denen sich Utz Jeggle immer wieder auseinandergesetzt hat, sei es der Umgang mit dem Nationalsozialismus, das Judentum, die Gedächtniskultur oder die Sprache der Körper. Insgesamt lässt sich eine Neigung zu Unkonventionalität und Überraschungen ausmachen. Aus der Praxis der AutorInnen ergibt sich die ‚multi-sitedness‘ der Ethnographie ganz selbstverständlich – sie folgen ihrem Feld von der schwäbischen Provinz bis nach Vietnam, vom Krankenhaus bis an die Universität, vom Archiv bis ins Museum.

Sie nähern sich der Landschaft, in der sich die „Poesie des Feldes“ abspielt, aus drei Richtungen. Im ersten Teil werden Schauplätze und Begegnungen im Feld thematisiert, der zweite Teil legt den Finger auf Annäherungsweisen und Deutungswege, im dritten Teil schließlich führen interdisziplinäre Studien in verschiedene Praxisfelder ein, in denen ethnographische Ansätze fruchtbar ge-

<sup>26</sup> Jeggle 1996/97, Zehn Thesen.

<sup>27</sup> Marcus 1995, *Ethnography in/of the World System*, S. 103.

macht werden können. Selbstverständlich benennen diese Kategorien nur Schwerpunktsetzungen, ohne darüber hinwegtäuschen zu wollen, dass in jeder Studie zwangsläufig alle drei Aspekte – die thematische Erkenntnisführung, die methodische und hermeneutische Diskussion sowie die interdisziplinäre Grenzüberschreitung – präsent sind.

Während ihrer Forschung in einem Berliner Aufnahmeheim für jüdische Kontingentflüchtlinge aus Russland schlitterte Franziska Becker aus der Rolle der Beobachterin immer mehr in die der parteilichen Teilnehmerin. Konfrontiert mit den bürokratischen Rahmenbedingungen im Mikrokosmos des Heims entscheidet sich die Forscherin mit ihren Möglichkeiten einzugreifen und erhält so Einblick in ein komplexes Geflecht aus Tabus, Konflikten und Stereotypen, Verwaltungshierarchien und institutionellen Machtbeziehungen, das die veröhnliche Narration über die offizielle Einwanderungspolitik als Wiedergutmachung für jüdische NS-Opfer in Frage stellt.

Wie eine Feldforschung zu praktisch anwendbaren Ergebnissen führen kann, zeigt Gudrun Silberzahn-Jandt, die in ihren Feldgesprächen mit Krankenschwestern ein weitgehend tabuisiertes Thema aufgreift: den Ekel beim Umgang mit Kranken. Neben der im Berufshabitus praktizierten normativen Selbstbeherrschung begegnet sie bei ihren Gesprächspartnerinnen einem prozesshaften und situationsgebundenen Verständnis von Ekel, das es in einem „empathischen Verstehen“ schließlich auch ermöglicht, den kranken Menschen mit Achtung entgegenzutreten, ohne die eigenen Ekelgefühle ignorieren zu müssen.

Die enge Verbindung von Theoriebildung und Methodik mit der Forschungspraxis zeigt Mirjam Freytags Feldforschung auf der Grundlage von Erinnerungen von Vietnamesen an ihr Aufwachsen in der ehemaligen DDR. Misstrauisch gegenüber den eigenen, auf westlichen Interpretationsmustern beruhenden Schlussfolgerungen wendet sie als Korrektiv für mögliche Missverständnisse die Methode der „kommunikativen Validierung“ an, derzufolge sie ihre Auswertungsergebnisse in einer zweiten Forschungsphase mit den Befragten selbst diskutiert.

Die Interaktion zwischen Forscherin und Interviewpartnern reflektiert auch Libuše Volbrachtová in ihrer Studie über die Akkulturation sudetendeutscher Vertriebener in Süddeutschland. Dabei ging die emigrierte tschechische Forscherin zunächst von einer auf der Gemeinsamkeit des Emigrantenschicksals gründenden, wechselseitigen Empathie aus – was der Forschungsprozess nicht bestätigen konnte. Konflikte in der Forschungsinteraktion machen Brüche in der Geschichte des 20. Jahrhunderts sichtbar und zeigen, wie diese bis in die Gegenwart Bestandteil der Identität der Betroffenen bleiben.

Situiert im Berliner deutsch-jüdischen Feld beschreibt Joachim Schlör anhand seiner eigenen beruflichen Praxis am Potsdamer Moses-Mendelssohn Zentrum die Positionierung des Akademikers. Als Forscher im Bereich „Jüdische Studien“ nimmt er seine Funktion beim durchaus ambivalent beurteilten

„enlargement of the Jewish space“ wahr. Er beschreibt ein Feld in seinen poetischen Qualitäten, das für ihn nicht Forschungsfeld, sondern Alltag ist.

Der zweite Teil des Bandes reflektiert die Kreuzungswege, auf denen sich Forschende und Erforschte – manchmal durchaus konflikt- und missverständnisreich – begegnen. Hier stehen Möglichkeiten einer ethnographischen Hermeneutik im Mittelpunkt, die auf verschiedene Weise die Irritationen in der Forschungsbegegnung als Erkenntnisinstrument nutzt.

Elisabeth Timm untersucht anhand einer Fallstudie aus dem schwäbischen Raum, wie thematische Vorab-Ein- und Ausgrenzungen, „das Skript im Kopf der Forscherin“ die Sicht auf einen Interpretationstolos verstellen können. Ein Konflikt während der Feldforschung wird zum Anlass einer selbstreflexiven Revision, in der sie feststellt, dass erst der vom Feld indizierte Einbezug der Konfession als einem immer noch tragenden kulturellen Muster nicht nur den Konflikt erklären, sondern auch neues Licht auf den gesamten Fall werfen kann.

Wie subjektive Wahrnehmungen systematisch genutzt werden können, zeigt Susanne Spülbeck auf, indem sie den Blick auf die Körpersprache in der Forschungsbegegnung in die Methodik einbezieht. Ausgehend von ihrer Feldforschungserfahrung in einer ostdeutschen Gemeinde führt sie vor, wie die Ansätze des Psychodrama nicht nur zur Auflösung von Blockaden bei der Interaktion im Feld eingesetzt werden können, sondern auch im Interpretationsprozess zu einem tieferen Verständnis beitragen.

Die reflexiven Potentiale psychologischer und psychoanalytischer Methodik stehen auch im Zentrum des Berichts der Supervisorin Barbara Wittel-Fischer. Um zu erkunden, wie Konflikte und Irritationen im Forschungsprozess verstehend aufgelöst und für die jeweiligen Fragestellung nutzbar gemacht werden können, hat sich am Tübinger Ludwig-Uhland-Institut 1998 unter ihrer Leitung eine Supervisionsgruppe zusammengefunden, die in einer experimentelle Herangehensweise die Feldforschungssupervision als methodisches Werkzeug entwickelt hat.

Marion Hamm untersucht anhand ihrer Forschung über die Dynamik des kollektiven Gedächtnisses im Feld der deutschjüdischen Emigration in London, wie das ‚romantisierende‘ Sich-Einlassen auf die ‚Poesie des Feldes‘ die Sicht der Forscherin verstellen, aber auch zu Erkenntnissen über kulturelle Praxen führen kann.

An einem ungewöhnlichen Fallbeispiel aus seiner Forschung zur Internetnutzung im Alltag zeigt Klaus Schönberger, wie die Ausblendung der eigenen Teilhabe am Feld als „Ausnahme“ forschungshemmend wirken kann. Nachdem der Forscher erkennt, dass auch die Weisen der Internetnutzung in seinem sozialen Nahbereich forschungsrelevant ist, kann dieses Wissen seine analytischen Potentiale freisetzen.

Die Beiträge im dritten Teil des Bandes stehen im Zeichen des interdisziplinären Brückenschlags, des Dialogs zwischen verschiedenen Medien und beruf-

lichen Praxisfeldern. Der Ansatz einer offenen Ethnographie im Ganzen wird in außeruniversitäre Anwendungsbereiche und Berufsfelder hineingetragen und verändert sich dort entsprechend den jeweiligen Zielsetzungen und Fragestellungen.

Zunehmend werden solche Ansätze im Bildungsbereich mit einbezogen. So wendet Anne Dietrich den in der Feldforschung gelernten „fremden Blick“ in interkulturellen Trainings im Auftrag der Essener Stadtverwaltung an. Irritationen, wie sie in der Forschungsbegegnung wahrgenommen und analysiert werden, können in der Trainingssituation gezielt gesucht oder herbeigeführt und in einen kommunikativen Lernprozess eingebunden werden.

Aus der Perspektive der Museumsmacherin zeigt Andrea Hauser die Potentiale ethnographischer Materialien und Prozesse für Ausstellungen und Museen auf. Deren Reflexion und Anwendung im musealen Kontext ist naheliegend und überfällig, scheitert jedoch in der Praxis meist an den internen Zwängen des Gewerbes.

Um die schreibende Darstellung von Wirklichkeit geht es Wolfgang Alber, der als Journalist sein facettenreiches Metier auffächert. Der offene Zugang zum Feld verweist auf Wechselbeziehungen zwischen Journalistik, Ethnowissenschaften, Soziologie und Literatur. Im Spannungsfeld zwischen Objektivitätsforderung und Effizienzdruck einerseits, subjektiver Wahrnehmung, Faszination und sozialer Verpflichtung andererseits entfaltet er die „Erregende Wahrheit“, die über das Handwerk des Schreibens vermittelt werden kann.

Kritisch-ambivalent analysiert Kaspar Maase anhand seiner eigenen historischen Forschungen über den sogenannten „Schundkampf“ im Kaiserreich, inwieweit eine historische Ethnographie zur Erschließung von archivalischen Quellen beitragen: beispielsweise im Aufgreifen des „sozialen Theaters“ als Interpretationsrahmen, oder in der Reflexion eigener Parteinahmen für oder gegen die historischen Akteure. Letztendlich mahnt er jedoch zur Zurückhaltung bei selbstreflexiven Nabelschau: „Wer morgens Brötchen kauft, will den Schweiß des Bäckers nicht riechen.“

Im Zusammenhang einer angewandten Ethnographie diskutiert Katharina Eisch die Möglichkeiten einer ethnographischen „Kurzzeit-Forschung“. Im Rahmen eines künstlerischen Auftrags für eine englischen Internatsschule ergab sich die Gelegenheit zu einer viertägigen Feldforschung, aus der sie eine Analyse der auf dem Prinzip „Ordnung“ basierenden Funktionsweisen einer Eliteinstitution entwickelt und nebenbei Potentiale zwischen Ethnographie und Kunst auslotet.

Wieder in ein Archiv – das Fotoarchiv – führt Ulrich Hägeles Beitrag, in dem die „Fotolore“ als Teil der Feldforschungsmethodik wie auch als Teil des volkskundlichen Kanons vorgestellt und entschieden eingefordert wird. Im methodischen Zusammenspiel von fotografischem Bild, archivalischem Artefakt und narrativer Befragung sieht Hägele eine längst fällige Erweiterung, die insbeson-

dere der Alltagsforschung als klassischem Thema des Fachs neue Wege eröffnen könnte.

Den AutorInnen ist dafür zu danken, dass sie sich auf die Frage nach der „Poesie des Feldes“ als Bestandsaufnahme und Ausblick eingelassen haben. Die Herstellung hat Annukka Stratmann mit Geduld, Flexibilität und Professionalität besorgt, Elisabeth Timm ist dankenswerterweise im letzten Moment zum Korrekturlesen eingesprungen. Ulrich Hägele hat nicht nur sein Fotoarchiv zur Verfügung gestellt, sondern auch bei der Bildauswahl Hand angelegt, Klaus Schönberger den heißen Draht zum LUI gehalten. Und vor allem danken wir Bernd Jürgen Warneken, der das Projekt von Anfang an unterstützt und dafür gesorgt hat, dass es am Ludwig-Uhland-Institut eine Heimat finden konnte.

Frauenau/London 2001

Katharina Eisch, Marion Hamm

## LITERATUR

- Brady, Ivan (Hg.): *Harmony and Argument: Bringing Forth the Artful Science*. In: *Anthropological Poetics*. Maryland, USA 1991, S. 3-36.
- Clifford, James/George E. Marcus (Hg.): *Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography*. Berkeley 1986.
- Eisch, Katharina: *Erkundungen und Zugänge I: Feldforschung. Wie man zu Material kommt*. In: Klara Löffler (Hg.): *Dazwischen. Zur Spezifik der Empirien in der Volkskunde*. Hochschultagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde am 1. und 2. Oktober 1998 in Wien. Wien 2001 (im Druck).
- Dies.: *Immer anfangen. Überlegungen zu Feldforschung und volkskundlicher Identität*. In: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 95 (1999), S. 61-71.
- Fichte, Hubert: *Ketzerische Bemerkungen für eine neue Wissenschaft vom Menschen*. In: ders.: *Petersilie. Die afroamerikanischen Religionen*. Frankfurt 1984, S. 359-365.
- Fuchs, Martin/Eberhard Berg (Hg.): *Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation*. Frankfurt/M. 1993.
- Dies.: *Phänomenologie der Differenz. Reflexionsstufen ethnographischer Repräsentation*. In: dies. (Hg.): *Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation*. Frankfurt/M. 1993, S. 11-108.
- Herzfeld, Michael: *The Poetics of Manhood. Contest and Identity in a Cretan Mountain Village*. Princeton 1985.
- Jeggle, Utz: *Auf der Suche nach der Erinnerung*. In: Brigitte Bönisch-Brednich/Rolf W. Brednich/Helge Gerndt (Hg.): *Erinnern und Vergessen. Vorträge des 27. Deutschen Volkskundekongresses Göttingen 1989 (= Beiträge zur Volkskunde in Niedersachsen, Bd. 5)*. Göttingen 1991, S. 89-101.
- Ders.: *Feldforschung. Qualitative Methoden in der Kulturanalyse (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 62)*. Tübingen 1984.
- Ders.: *Geheimnisse der Feldforschung*. In: Heide Nixdorf/Thomas Hauschild (Hg.): *Europäische Ethnologie. Theorie- und Methodendiskussion aus ethnologischer und volkskundlicher Sicht*. Berlin 1983, S. 187-204.
- Ders.: *Verständigungsschwierigkeiten im Feld*. In: ders. (Hg.): *Feldforschung. Qualitative Methoden in der Kulturanalyse (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 62)*. Tübingen 1984, S. 93-112.
- Ders.: *Zur Geschichte der Feldforschung in der Volkskunde*. In: ders. (Hg.): *Feldforschung. Qualitative Methoden in der Kulturanalyse (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 62)*. Tübingen 1984, S. 11-46.
- Marcus, George: *Ethnography in/of the World System: The Emergence of Multi-Sited Ethnography*. In: *Annual Review of Anthropology* 24 (1995), S. 95-177.
- Nixdorf, Heide/Thomas Hauschild (Hg.): *Europäische Ethnologie. Theorie- und Methodendiskussion aus ethnologischer und volkskundlicher Sicht*. Berlin 1983.
- Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte Bd. 3*. Hg. Von Werner Kohlschmidt und Wolfgang Mohr. Berlin/New York 1977, S. 126 – 153.
- Timm, Elisabeth: *Nicht Freund, nicht Feind. Überlegungen zum Verhältnis von Volkskunde und Völkerkunde*. In: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 95 (1999), S. 73-86.
- Welz, Gisela: *Moving Targets. Feldforschung unter Mobilitätsdruck*. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 93 (1997), S. 1-16.



Orte  
und  
Begegnungen



## Die Macht des Feldes

### Feldforschung und Politisierung vor Ort

#### Ein Ort im Abseits

Nachts wurde ich manchmal von den heranfahrenden Bussen geweckt. Sie parkten direkt unter meinem Fenster, beleuchtet vom Militärscheinwerferlicht, das im Minutentakt auch mein Zimmer durchstrahlte. Den Bussen entstieg Flüchtlige, mal nur zwei, mal zwanzig pro Nacht. Sie kamen direkt aus der Ukraine, Rußland oder Moldavien. Am nächsten Morgen fand der erste bürokratische Check der Neuankömmlinge in den Büros der Heimverwaltung statt: Bescheinigungen, die zum Aufenthalt in Deutschland und für einen Platz im Wohnheim berechtigten, wurden geprüft und Reisepässe zur Weiterleitung an die Ausländerbehörde eingezogen; Formulare und Merkblätter wurden verteilt und schriftliche Erklärungen abverlangt. Kurzum: Zuwanderer aus allen Teilen der ehemaligen Sowjetunion wurden hier in Neuenhain<sup>1</sup> als ‚jüdische Kontingentflüchtlinge‘ aufgenommen.

Wie die Migranten hatte auch ich ein Zimmer in diesem Wohnheim bekommen, in dem ich während des heißen Spätsommers 1994 mehrere Monate verbrachte, nachdem meine schriftlich beantragte Feldforschung vom Potsdamer Innenministerium genehmigt worden war.

Das sogenannte Erstaufnahmeheim Neuenhain lag im dünn besiedelten brandenburgischen Gürtel um Berlin und isoliert etwa drei Kilometer von der nächsten Ortschaft entfernt. Der dreistöckige Plattenbau, ehemals eine Kaserne des Ministeriums für Staatssicherheit, wurde 1990 als Notunterkunft für die ersten jüdischen Migranten aus der Sowjetunion bereitgestellt, die noch vor der Wiedervereinigung mit Touristenvisa in die DDR eingereist waren. Die letzte DDR-Regierung hatte diesen Migranten ein unbegrenztes Bleiberecht zugesichert. Seit Februar 1991, mit dem Beschluß der Bundesregierung im vereinten Deutschland, sowjetische Juden aufzunehmen, wurden hier die dem Land Brandenburg zugewiesenen ‚jüdischen Kontingentflüchtlinge‘ untergebracht, bis das Heim 1998 geschlossen wurde.

<sup>1</sup> Der Name des Wohnheims sowie die Namen aller im Text vorkommenden Personen wurden geändert.

Als ich in Neuenhain mein Quartier bezog, lebten dort rund 150 Kontingentflüchtlinge, Platz hätte es für etwa 300 gegeben. Die Infrastruktur war schlecht: Nur zu Fuß gelangte man zum Einkaufen in die nächste Ortschaft; die Buslinie war eingestellt worden, und der einzige Lebensmittelladen in der Nähe hatte vor kurzem geschlossen. Außerdem war für die Migranten nur ein Münzsprecher erreichbar, und vor allem abends herrschte hier großer Andrang, um mit Freunden und Verwandten in den Heimatländern zu telefonieren. Dem Wohnheim direkt gegenüber lagen die Gebäude des Bundesgrenzschutzes. Deshalb sei das Heim auch der sicherste Ort vor Skins, so sagten die Pförtner, die sich im Schichtdienst abwechselten. In der gläsernen Pförtnerloge holte man sich den Zimmerschlüssel ab; wer nicht bekannt war, mußte den Personalausweis vorzeigen, erst dann wurde die zweite Eingangstür gegen Knopfdruck geöffnet. Auf den dunklen Fluren im Gebäude begegnete man meist niemandem, Flursprache schien es nicht zu geben. Im ersten und zweiten Stock lagen die Wohnräume der Migranten, während im Parterre die Diensträume der Angestellten, die Klassenräume für den Deutschunterricht und die Aufenthaltsräume der Lehrer untergebracht waren. Der Gemeinschaftsraum und die Speiseräume für die Bewohner waren geschlossen worden, als das Selbstversorgungsprinzip für die Migranten eingeführt wurde. Auch die aus Spendenmitteln eingerichteten Räume – Kindergarten und Bibliothek – waren geschlossen worden, nachdem den ABM-Kräften (z.T. russischsprachige Dolmetscher und in der sog. Ausländerarbeit erfahrene Sozialarbeiter) gekündigt worden war. Mit ihrem Weggang hatte sich auch der Sprecherrat der Migranten aufgelöst. Kurzum: Das Heim hatte bessere Zeiten gesehen.

Bei meiner Ankunft wurde mir wie den Neuankömmlingen ein Heimausweis ausgehändigt und ein Zimmer zugewiesen. Der Raum war mit ältlichen plastikfurnierten Preßspanmöbeln, fleckigen Matratzen, einem Tisch und Stühlen aus DDR-Zeiten ausgestattet. Die Küche bestand aus einer Nische mit Kühlschrank und Kochplatte. Die Akustik war unausweichlich transparent. Aus meinem Fenster sah ich auf die Pforte des BGS-Gebäudes und die davor postierten Grenzschutzsoldaten. Tagsüber saßen meist ältere Leute auf den Stufen vor dem Eingang und unterhielten sich über Lebensmittelpreise oder die Aussichten, eine Wohnung zu bekommen. Abends kamen die jüngeren dazu, dann wurde Gitarre gespielt und gesungen: russische Romanzen und jiddische Lieder, manchmal sogar von einer in Rußland berühmten Operndiva vorgetragen. Das öffentliche Leben begann erst, wenn Heimleitung und Mitarbeiter in den Feierabend gefahren waren. Gegen 22 Uhr wurde die Eingangstür offiziell geschlossen, zwei Pförtner hielten sich strikt daran, der dritte machte Ausnahmen, weil – wie er sagte – „die Migranten doch auch Menschen sind“.

## Die Vorführung des guten Heims und seiner ,schwierigen Bewohner‘

Die Heimleiterin Frau Schirmer, eine resolute Frau Mitte 50, war vom Ministerium über meine Ankunft und den Zweck des Aufenthalts informiert worden. Als ich ihr knapp mein Forschungsinteresse – an den Migrationserfahrungen der Bewohner, aber auch ganz allgemein an Organisation und Alltagsleben im Wohnheim – vorgetragen hatte, war sie nicht weiter darauf eingegangen. Frau Schirmer nahm mich zu Beginn meiner Feldforschung auf ihre Rundgänge durchs Heim mit. Sie hob mir gegenüber die Sicherheit des Ortes durch den Bundesgrenzschutz hervor, für die besonders die Bewohner dankbar wären, und wies mich in die Regeln ein: Ab 22 Uhr kein Ein- und Ausgang mehr, geregelte Besuchszeiten, Schlüsselabgabe- und Abmeldungspflicht aus Sicherheitsgründen „damit man weiß, wo jemand ist, falls was passiert“. Ihr Vorgänger hätte das Heim wie eine Kaserne geleitet und organisiert, was im Ministerium jedoch nicht so gern gesehen worden sei. Nebenbei erwähnte Frau Schirmer regelmäßige Zimmerkontrollen, auch in Abwesenheit der Bewohner, die nötig wären, „um nach dem Rechten zu gucken“. Ich könnte mir ja nicht vorstellen, „was die alles zerstören“. Aus diesem Grund habe sie auch die Aufenthaltsräume, die Bibliothek und den Kindergarten geschlossen.

Auch wurde ich anfangs zu den Kaffeerunden der Mitarbeiter eingeladen. Die Angestellten betonten immer wieder, wie sehr sie sich um die Leute hier kümmern würden, während die jüdische Gemeinde, die das Wohnheim in Potsdam führte, nichts Vergleichbares leiste.

Der Rede von der guten Versorgung in Neuenhain folgten regelmäßig Klagen über die Undankbarkeit der „Russen“, die ja eigentlich gar keine Flüchtlinge seien. Zum Beweis dieser Behauptung wurden zahllose Geschichten erzählt. So habe es im Heim beispielsweise einmal ein Zimmer mit Kleiderspenden gegeben, doch die Migranten hätten keine getragenen Sachen gewollt, oder sie hätten die Kleidungsstücke zum Weiterverkaufen gehortet. Solch ein Verhalten provoziere jedoch nicht nur Abneigungen bei der Bevölkerung wie beim Heimpersonal, sondern zeige auch, daß die Leute eben keine Flüchtlinge seien. In den Interpretationen der Angestellten galt die Ablehnung oder Weiterverwendung von Hilfsgütern als Ausdruck mangelnder Dankbarkeit und Bescheidenheit, mithin als Verstoß gegen die Verhaltensregeln, die von richtigen Flüchtlingen erwartet wurden.

Auf Rundgängen durchs Wohnheim hörte ich Kommentare über die Migranten, sobald sie außer Hörweite waren. Die Empörung galt vor allem der Bekleidung der Frauen: „Die sind mit so wenig Gepäck angekommen. Für soviel Kleider, wie sie die Frau da jetzt vorführt, ist da gar kein Platz gewesen. Da sieht man doch, das hat sie sich alles hier gekauft, also hat sie auch Geld, von der Sozialhilfe allein könnte sie sich das nicht leisten“.

Wer sich wohlhabender als erwartet präsentierte, geriet in den Verdacht, illegalen Beschäftigungen nachzugehen oder heimlich über Vermögen zu verfügen. Im Verlauf der Feldforschung registrierte ich, daß sich die um den angeblichen Wohlstand der Migranten kreisenden Geschichten nach immer gleichem Muster wiederholten. Insignien eines in Deutschland normalen Lebensstandards wurden bereits zu Indizien: „Sie sehen ja, sie haben alle einen Fernseher. Kommen aber alle ohne Geld an. Sie legen ihre Vermögensverhältnisse nicht offen.“ Aus den Anzeichen vermeintlichen Wohlstands wurden wiederum Rückschlüsse auf die Migrationsmotive gezogen, die nicht in Verfolgung, sondern nur in wirtschaftlichen Interessen begründet sein könnten. So erklärte mir eine Angestellte:

„An Antisemitismus glaub’ ich nicht [...]. Warum wollen denn die Leute alle nach Deutschland? Weil sie hier Sozialhilfe bekommen. Wenn die nach Amerika wollen, dann müssen sie die Sprache lernen, und in Israel muß man arbeiten. Es sind reine Wirtschaftsmigranten, die kommen auch nicht her, um jüdische Kultur kennenzulernen. Die fragen doch nur: ‚wo krieg’ ich den und den Antrag her‘, nach dem Motto: ‚wir haben doch ein Recht darauf‘. Sie erniedrigen sich selbst. Dabei sind sie doch so gut angezogen, also gar nicht arm. Deshalb wollen alle nach Deutschland.“

## Arbeit in Widersprüchen

Für die Angestellten des Heims in Neuenhain produzierte die Flüchtlingskategorie und der daran gekoppelte Bezug von Sozialhilfe normativ aufgeladene Anpassungserwartungen in einer solchen Ausschließlichkeit, daß alle vom Flüchtlingsbild abweichenden Handlungsmuster der Migranten gegen sie gerichtete Verdachtsmomente hervorbrachten. Ein grundsätzliches Mißtrauen leitete die ‚Sozialarbeit‘, zu der auch die regelmäßigen Zimmerkontrollen gehörten, die die Heimleiterin durchführte. Sie dienten nicht nur dem Zweck, nach dem Zustand des Mobiliars zu sehen, sondern auch der Überprüfung ständigen Wohnens im Heim. Längere Abwesenheit galt dabei als Zeichen für die Rückreise ins Herkunftsland, womöglich, um dort Wohnungsmieten einzutreiben oder anderweitig Geld neben der Sozialhilfe zu verdienen. Die Heimleiterin hob hervor, daß entsprechende Informationen an das Sozialamt weitergeleitet werden müßten; dann würde die Sozialhilfe gestrichen.

In dieser Konstellation spiegelt sich ein allgemeines Spannungsfeld im Diskurs um die ‚jüdischen Kontingentflüchtlinge‘ wider. Zwar ist es ihnen in der Rechtspraxis erlaubt, jederzeit in ihr Herkunftsland zurückzukehren, doch steht

das Reisen oder auch Pendeln der Migranten in scharfem Kontrast zur Definition des Flüchtlings als Klient im Wohlfahrtsstaat. Flüchtlinge genießen Schutz, weil sie ihr Land verlassen müssen. Mit dem erzwungenen Wechsel geht der Verlust der Vergangenheit einher. Nicht nur die Heimat, auch die Berufstätigkeit, die soziale Anerkennung, der erworbene Status werden zurückgelassen. Man ist nur noch Flüchtling, und gerade auf der Ausschließlichkeit dieser Kategorie beruht die helfende Zuwendung der aufnehmenden Gesellschaft. Auch Anzeichen von Wohlstand dürfen in die Gegenwart des bedürftigen Sozialhilfeeempängers nicht hineinreichen. Tun sie es doch, so nähren sie den Verdacht, daß sich die Migranten ein Zubrot neben der Sozialhilfe verdienen oder lukrative Heimatverbindungen aufrechterhalten – daß sie sich mithin dem nationalen Wohlfahrtsstaat gegenüber illoyal verhalten. Gerade die periodische Rückkehr in die Herkunftsländer läßt nicht nur Zweifel an der Rechtmäßigkeit des erworbenen Status aufkommen, mit dem Grenzübertritt in die Herkunftsländer sind die Reisenden auch der staatlichen Kontrolle und den vorgegebenen Rollen passiver Klienten entzogen.

Gemessen am Flüchtlingsbild verstießen die Migranten von Neuenhain folglich permanent gegen die symbolische Ordnung der Hilfsbedürftigkeit, auf der die Wahrnehmungsstruktur der Heimmitarbeiter basierte und an der gemessen die Migranten nur verdächtige Bittsteller sein konnten. Auch wenn im Heim weder Aufgabenstellungen von oben schriftlich fixiert worden waren, noch laufende Anweisungen vom Innenministerium existierten, die zu Kontrolle und Überwachung der Migranten aufforderten, sahen die Heimleiterin und ihre Mitarbeiterinnen genau darin eine ihrer zentralen Aufgaben.

Die Widersprüche zwischen dem Flüchtlingsbild und den Handlungsmustern der Migranten wurden ihnen projektiv zur Last gelegt. In diesen Widersprüchen politisch produzierte Doppelbödigkeit zu erkennen, war nur einer Mitarbeiterin möglich, die vor einigen Jahren selbst als ‚jüdischer Kontingentflüchtling‘ gekommen war und jetzt als Dolmetscherin in Neuenhain arbeitete: Der Titel ‚Flüchtling‘ sei irreführend: „Ich verstehe auch nicht, warum Deutschland das macht, wahrscheinlich, um sich Ansehen in der Welt zu verschaffen, aber nicht aus Humanismus, Deutschland macht das aus einem Schuldgefühl heraus.“

Man sollte ihrer Meinung nach eine andere Einwanderungspolitik machen, die Leute nicht als Flüchtlinge hereinlassen, das provoziere ja geradezu Unaufrichtigkeit, denn viele hätten Geld und würden das auch gerne offenlegen, aber das stehe im Widerspruch zur Sozialgesetzgebung, so daß viele gezwungen seien, ihre Vermögensverhältnisse zu verheimlichen.

In den Augen der übrigen Heimmitarbeiter waren die Migranten keine jüdischen Flüchtlinge, weil sie weder aufgrund antisemitischer Verfolgung gekommen seien, noch ihre jüdische Identität über ein Interesse an jüdischer Kultur oder eine aktive Mitgliedschaft in einer jüdischen Gemeinde unter Beweis stel-

len würden. Sie galten vielmehr als russische Wirtschaftsflüchtlinge, die in ihren Ansprüchen diszipliniert werden mußten. Dazu sei – so die Heimleiterin – eine feste Heimstruktur mit klaren Regeln nötig, sonst schlichen sich „dieselben Strukturen wie in Rußland ein“, weil die Migranten sich „wie in Rußland durchzulavieren“ versuchten. Man müsse vor allem die Erwartungen dämpfen: „Die Leute glauben, daß man hier gebratene Tauben serviert bekommt, daß Deutschland nur schön sei, daß es alles zu kaufen gibt oder alles umsonst“.

„Hier ist Kapitalismus, kein Sozialismus, hier muß man sich um alles selbst kümmern!“ war einer der Standardsätze, die ich in Neuenhain so oft hörte. Diese Rhetorik der Abweisung wurde denen entgegengehalten, die um Hilfestellung im Antragsdickicht baten, oder nach Gegenständen aus den üppigen Spendenbeständen des Heims fragten, um die spärlichen Zimmereinrichtungen zu vervollständigen. Einer dieser Bittsteller war ein alter Mann, den die Heimleiterin mir gegenüber als ihr momentan größtes Problem bezeichnete, weil er sich nicht an die Zeiten der Sprechstunden halte. „Der Jakobowksi, der alte, ist ein richtiger Jude, der läuft schon mit so einem gierigen Blick rum, immer drauf aus, ob was zu schachern sei, schon morgens ein Fernseher, ein Radio.“ In ihrem unverhohlenen Antisemitismus machten diese Äußerungen ziemlich fassungslos. Statt dagegen zu argumentieren, beließ ich es jedoch dabei zuzuhören. So vermied ich zunächst alle Versuche, Vorurteile zu entkräften, zu diskutieren oder meinen eigenen Standpunkt offenzulegen. Schließlich wollte ich Arbeitsabläufe und Handlungsroutinen des Heimpersonals kennenlernen.

Eines Tages – ich hatte die Heimleiterin recht allgemein nach ihrer Arbeit gefragt – erklärte sie mir, daß sie in ihrem Bekanntenkreis gar nicht laut sagen dürfte, was sie eigentlich macht. Der Haß würde ins Unermeßliche steigen, wenn die Deutschen – „vor allem die Ostdeutschen“ – wüßten, was alles für die Juden getan wird. Es gebe so viel Ausländerfeindlichkeit rings herum, aber „man kann ja auch manchmal ausländerfeindlich werden. Aber das darf man sich nicht erlauben. Besonders bei den Juden ist alles hochpolitisch, das ist der Unterschied zu anderen Ausländergruppen“. Und: „Wissen Sie, in einem Asylheim kann man schon mal sagen, so und so wird’s gemacht, die lassen sich auch mehr sagen, da kann man mehr durchsetzen.“ Ihr Vorgänger hätte seinen Posten verloren, „weil er mal ‚Scheiß Juden‘ gesagt hat“. Da müsse man sehr vorsichtig sein. Diese Vorsicht im Umgang mit antisemitischen Äußerungen schien Frau Schirmer mir gegenüber jedoch vergessen zu haben. Sie führte mir vor, in welchem für sie schwierigeren Bereich sie arbeitete: auf der einen Seite hochpolitisch, auf der anderen Seite in ihrem Umfeld schwer zu legitimieren. Und sie betonte, wie sehr ihre Mitarbeiterinnen und sie auf diese Arbeit angewiesen seien: sie selbst, weil zuhause ein dauernd betrunkenen Mann sitze, der seine Arbeit nach der Wende verloren hatte, und die Mitarbeiterinnen, denen Frührente oder Arbeitslosigkeit drohe. Vielleicht hatte Frau Schirmer meine Signale der Auf-



merksamkeit zu diesem Zeitpunkt als Solidarität dahingehend gedeutet, daß ich sie gegebenenfalls im Kampf um den Erhalt ihres Arbeitsplatzes unterstützen würde. Jedenfalls erteilte sie mir – wohl im Wissen um meine Kontakte zum Ministerium und die dort genehmigte Feldforschung – einen Auftrag. Ich sollte in Erfahrung bringen, was aus ihrem Heim werde, wenn die neuen Gebäude des zweiten Aufnahmeheims in Postdam fertiggestellt seien. Ihre Sorge galt der möglichen Schließung ihres Heims und dem Verlust ihres Arbeitsplatzes. Es lag auf der Hand, was Frau Schirmer von mir erwartete: einerseits eine offizielle Fürsprache, daß ihr Heim gut liefe, andererseits Informationen über die weitere Entwicklung der Flüchtlingspolitik. „Man erfährt ja nichts aus Potsdam, das ist ja schlimmer als zu DDR-Zeiten.“ Und damit ich gleich noch einen frischen Eindruck von ihrer Arbeit mitnehmen könne, forderte sie mich auf, sie auf einem ihrer Zimmerkontrollgänge zu begleiten: „damit Sie sich ein Bild machen können“. Es blieb unklar, von was genau ich mir dieses Bild machen sollte, und gottseidank vergaß sie die Idee der gemeinsamen Zimmerbesichtigung im weiteren Verlauf des Gesprächs wieder. Dennoch waren ihre Erwartungen und Interessen mir gegenüber deutlich formuliert worden und sie berührten mich unangenehm. Denn meine größte Sorge war, von den Migrant\*innen als Kontrollinstanz im Schlepptau der Heimleitung wahrgenommen zu werden.

### Der erste Gewährsmann unter den Migrant\*innen

Die ethnologische Zunft warnt vor Informant\*innen, die Feldforscher von sich aus ansprechen und ihre Hilfe anbieten.<sup>2</sup> Es wird zur Distanz geraten, weil solche Gewährsleute die Ethnologen oftmals auf ihre eigene Fährte führten, statt ihnen Zugang zum inneren Zirkel relevanter Gruppen zu verschaffen. Dabei bleibt in der Regel unberücksichtigt, daß es immer ein Eigeninteresse der Informant\*innen gibt, das mitreflektiert werden muß. Auch für meinen ersten Gesprächspartner unter den Migrant\*innen galt, daß er *mich* und nicht ich *ihn* aussuchte. Elias Jakobowski, ein alter Mann, der kurz vor meiner Ankunft mit Großfamilie aus Alma Ata nach Deutschland eingereist war, sprach mich gleich an, um mir seine Geschichte zu erzählen, damit ich „ein gutes Referat“ machen könne. Er zeigte mir Zeitungsausschnitte, die noch in Kasachstan über ihn geschrieben worden waren und ihn als Stalinismusopfer rehabilitieren. Neben seinem Stolz über die Publizität klagte er über den Verlust des guten Lebens in Alma Ata: die schöne Wohnung, die vielen sozialen Vergünstigungen, die ihm als Rehabilitiertem zugesprochen worden waren, die wertvollen Kleidungsstücke, die nicht mehr ins Flugzeug gepaßt hatten. Hier in Deutschland dagegen sei alles ungewiß, auch

<sup>2</sup> Z.B. Michael H. Agar: *The Professional Stranger*. London, San Diego 1980, S. 84-89.

ob er Rente bekomme. Herr Jakobowski bat mich um zwei kleine Gegenleistungen für seine Lebensgeschichte: Ich sollte herausfinden, ob unter einer Berliner Telefonnummer Verwandte erreichbar wären, die Auschwitz überlebt hatten. Und ich möge einen Brief an einen Mann im deutschen Konsulat in Alma Ata schreiben, der ihm bei der Ausreise sehr geholfen habe, um ihm seine derzeitige Situation im Hinblick auf einen Rentenanspruch zu schildern.

Elias Jakobowski fühlte sich von Deutschland eingeladen: „Der Herr Kohl hat uns eingeladen, damit das jüdische Leben wieder blüht wie vor dem Faschismus“. Auch nach meinem Verständnis war Herr Jakobowski von Anfang an eigentlich der jüdische Migrant, der dem ‚Geist des Gesetzes‘ entsprach<sup>3</sup> – wenn der Aufnahmeregelung jemals so etwas wie ein symbolischer Wiedergutmachungsgestus innewohnte, als die deutschen Politiker 1991 beschlossen, sowjetische Juden aufzunehmen. So fühlte ich mich aufgefordert, ihm zu helfen, behielt aber gleichzeitig mein Forschungsinteresse im Hinterkopf, Jakobowski nach seiner verwickelten Überlebensgeschichte zu befragen. So kam es, daß wir uns täglich auf den Stufen vor dem Heim trafen. Die Lebensgeschichte mußte vorerst warten, weil anderes im Vordergrund stand, etwa die Abweisungen der Heimleiterin, ihm bei der Wohnungssuche behilflich zu sein: Hier ginge es doch nicht mehr wie in der DDR oder in Rußland zu, hier müsse man sich um seine Dinge selbständig kümmern, oder: „Sie wissen selbst, daß hier kaum wirkliche Juden sind, daß betrogen wird mit diesen Urkunden und daß der Staat schon mehr als genug tut“, so kolportierte Herr Jakobowski die Reaktion der Heimleiterin. Beim Kaffee mit den Angestellten beobachtete ich, wie Frau Schirmer sich über den alten Mann aufregte: „Was glaubt der denn? Als ob alle nur für ihn da seien“. Jetzt habe Jakobowski wohl mich „am Wickel“. Ich erzählte von seiner Bitte, einen Brief nach Alma Ata wegen seines Rentenanspruchs zu schreiben. Die Angestellten waren sich darin einig, daß dies nichts bringen werde, und erneut wurden Geschichten über die Undankbarkeit der Flüchtlinge erzählt. Im Gegenzug begann ich nun, um Verständnis für Herrn Jakobowskis Schicksal zu werben, erwähnte die an seiner Familie begangenen Verbrechen während des Nationalsozialismus; ich fühlte mich herausgefordert, meine ethnographische Neutralität aufzugeben, indem ich moralisch Stellung bezog. Eine Angestellte reagierte:

„Jetzt kommt der mit der Masche an. Ich versteh’ das nicht, das ist doch so lange her, das sind doch jetzt ganz andere Generationen, warum hängt uns das so lange nach? [...] Das ist doch verjährt. Da können wir doch heute gar nichts mehr dafür. Wenn ich da an unsere eigenen denke. Die Obdachlosen, die im Winter ohne Wohnung sind.“

<sup>3</sup> E. Jakobowski war in Oberschlesien in einer gläubigen Familie aufgewachsen. Seine Eltern und Geschwister wurden in Auschwitz umgebracht; er selbst ‚entkam‘ durch die Deportation in den Gulag.

Und die hier (die Heimbewohner), die kommen und kriegen alles und meinen, daß man ihnen auch noch am ersten Tag eine Wohnung beschafft“.

Elias Jakobowski war in die Rubrik der ‚besonders fordernden Familien‘ eingereiht worden. Deren Anliegen deuteten die Mitarbeiter des Heims auch ohne meine Intervention im Schuldkontext und werteten sie als moralische Erpressung. So hatte die Heimleiterin schon zu einem früheren Zeitpunkt erklärt: „Leute wie der Jakobowski wollen uns das jetzt heimzahlen mit dem Hitler. Die behandeln uns als Rasse, die sie ausnehmen können wie die Weihnachtsgänse, die wissen das ganz genau.“ Der Anspruch auf soziale Versorgung der ‚jüdischen Kontingentflüchtlinge‘ wurde hier in einen Racheakt des individuellen Bittstellers verkehrt. Solche Projektionen sind aufschlußreich, weil sie zeigen, daß der symbolische Gehalt der Aufnahmepolitik als Wiedergutmachungsgeste eine Bestrafungserwartung virulent werden ließ. Hilfsgesuche, die über das Mindestmaß sozialbürokratischer Versorgung hinausgingen, galten als unberechtigte Forderungshaltungen mit Vergeltungswunsch.

Doch wer seine Integration selbst und ohne die Hilfe der Angestellten in die Hand nahm und Wege jenseits der vorgegebenen Routinen wählte oder Hierarchien übersprang, dessen Eingliederungsversuche abseits sozialstaatlicher Bevormundung wurden im Heim als „krumme Tour“ ausgelegt oder als typisch russische Mentalität des „Durchlavierens“ disqualifiziert. Vom double-bind dieser Sozialbürokratie, die zur eigenen Aktivität aufforderte und sie gleichermaßen verurteilte, war Herr Jakobowski mit seinem dringenden Wunsch, das Heim bald verlassen und in der Nähe einer jüdischen Gemeinde eine eigene Wohnung beziehen zu können, besonders betroffen. An Stelle der Neuenhainer Mitarbeiter fiel nun mir mehr und mehr die Rolle zu, Elias Jakobowski zu helfen. Und je tiefer ich mich in Fragen des Ausländer- und Einbürgerungsrechts<sup>4</sup>

<sup>4</sup> Dies betraf z.B. Fragen des Rentenanspruchs, der Möglichkeiten eines Umzugs von einem in ein anderes Bundesland (hier von Brandenburg nach Berlin) und damit das Problem der Übernahme von Sozialleistungen sowie Fragen der Einbürgerung. Im Unterschied zu den Aussiedlern, denen die deutsche Staatsbürgerschaft sofort zusteht, kann für jüdische Kontingentflüchtlinge nach siebenjährigem Aufenthalt eine sog. „Ermessenseinbürgerung“ nach individueller Prüfung erfolgen. Voraussetzungen sind: ausreichende Kenntnisse der deutschen Sprache, Einordnung in deutsche Lebensverhältnisse und deutsche Umwelt (gesicherte Wohnverhältnisse und geregelter Lebensunterhalt, Sozialhilfe wird in der Regel als nachteilig angesehen). Darüber hinaus gibt es für jüdische Kontingentflüchtlinge die Möglichkeit einer sog. „Anspruchseinbürgerung“, die in Absprache mit den jüdischen Gemeinden erteilt werden kann. Sie kann unter Wiedergutmachungsgesichtspunkten vergeben werden, wenn eine Verfolgung durch die deutsche Wehrmacht oder SS-Einsatztruppen in der Sowjetunion oder Polen belegt und der Nachweis erbracht wird, daß diese NS-Opfer Deutsche waren, die in ihrem „Bekenntnis gehindert“ wurden.

einarbeitete oder in für mich undurchsichtige Behördenhierarchien vorzudringen versuchte, um Ansprechpartner ausfindig zu machen, die Herrn Jakobowskis Integrationsprozeß beschleunigen könnten, desto mehr erfuhr ich quasi am eigenen Leib jene kafkaesk anmutenden bürokratischen Strukturen, in denen sich die Zuwanderer zurechtfinden mußten. Es würde hier zu weit führen, all die Versuche samt der meinen Bemühungen entgegengebrachten Blockaden zu beschreiben. Wichtiger ist, daß das Neuenhainer Personal, insbesondere die Heimleiterin, meine Aktivitäten mit Argwohn beobachtete, weil ich mich für einen Migranten einsetzte, der als Querulant galt und dem vorgeworfen wurde, seine Lebensgeschichte instrumentell einzusetzen. Weil ich immer wieder in Situationen geriet, den doppelten Loyalitäten gegenüber der Heimleitung und Herrn Jakobowski gerecht zu werden, kostete es mich zunehmend Anstrengung, den Beobachtungsstandpunkt aufrechtzuerhalten, um die Forschung nicht zu gefährden. So versuchte ich, den Angestellten und ihren Problemen im Umgang mit den Migranten Verständnis entgegenzubringen und bemühte mich gleichzeitig darum, die Heimleiterin von meinen Aktivitäten für Elias Jakobowski zu überzeugen. Aber genau in diesem Engagement lagen die Gründe für den sich zuspitzenden Konflikt, der sich erst langsam und gewissermassen hinter meinem Rücken aufbaute.

## Rollendiffusionen

Inzwischen hatte Herr Jakobowski eine neue Idee. Um eine Wohnung zu bekommen, wollte er einen Bittbrief an den Berliner Bürgermeister schreiben, den ich überarbeiten und abschicken sollte. Seine Versuche, mit seinem Schicksal gegenüber höheren Politikern zu argumentieren, fand ich durchaus angemessen, weil ihm innerhalb des Wohnheims ja keine Hilfe zukam. Aber gleichzeitig bemühte ich mich auch darum, seine Hoffnungen auf Erfolg einer politischen Intervention zu dämpfen und wandte mich parallel über den offiziellen Weg an eine der Sozialarbeiterinnen im Wohnheim. Mein Engagement, Herrn Jakobowski zur Wohnung verhelfen zu wollen, kollidierte mit der ganzen Wucht bürokratischer Abläufe. Die Sozialarbeiterin erklärte mir nämlich, daß die Pässe der Familie mindestens drei Monate bei der Ausländerbehörde liegen, weil sie auf Fälschungen jüdischer Identität hin überprüft würden. Ohne Paß kein Wohnberechtigungsschein, der wiederum nur für Brandenburg gilt, wo es allerdings keine Wohnungen für die Flüchtlinge gebe. Berlin käme nicht infrage, weil die Aufenthaltsberechtigung nur für Brandenburg gültig sei usw. Ein beinahe auswegloser bürokratischer Zirkel, der den langen Aufenthalt der Migranten von durchschnittlich zwei Jahren im Wohnheim erklärte. Elias Jakobowski hatte recht, der offizielle Weg schien wenig aussichtsreich. Auf die Frage, ob es

bei Schicksalen wie dem des alten Mannes keine Ausnahmen gebe, meinte die Sozialarbeiterin: „Das wird nicht gern gesehen, wenn die mit der Masche NS kommen.“

Inzwischen hatte sich mein Engagement für Herrn Jakobowski auch unter den anderen Migranten herumgesprochen. Es kamen alte Leute, die um Hilfe beim Ausfüllen von Anträgen baten; es kamen jüngere mit der Frage, wo sie ihre akademischen Aufsätze zwecks Anerkennung ihrer Qualifikation übersetzen lassen könnten; es kamen Eltern, die sich nach der besten Schule für ihre Kinder erkundigten. Und es kamen hauptsächlich Migranten mit Problemen, die ihren Rechtsstatus als Kontingentflüchtlinge betrafen. In all diesen Bitten und Fragen, die die Migranten an mich richteten, spiegelte sich die Überforderung der Heimmitarbeiter, die sich für jede Form von Sozialarbeit weder kompetent noch zuständig erklärten. Hinzu kam, daß im Heim weder Informationsbroschüren für die Migranten auslagen, noch Adressen von sozialen Einrichtungen bekannt waren, an die man sich außerhalb des Heims hätte wenden können.

So drohte meine Forschung mehr und mehr zu einer Suche nach Hilfestellungen und Rechtsauskünften zu werden. Darin lag zwar auch ein ethnographischer Gewinn, weil dreierlei deutlich wurde: Neuenhain war kein Integrationsheim, sondern ein Verwaltungsort, der nach den Regeln von Kontrolle und Disziplinierung funktionierte. Statt beratend tätig zu sein, handelten die Angestellten nach bürokratieimmanenten Vorgaben, die die Migranten im klientelistischen Akt in die Normen der sich im Abbau befindenden Sozialstaatlichkeit zwingen. Zweitens kam in der Überforderung der Angestellten die unklare Rechtslage der Kontingentflüchtlingsregelung und die Widersprüche der Immigrationspolitik zum Ausdruck. Auf der Verwaltungsebene wäre nie klar ‚Kontingentflüchtling‘ überhaupt sei. „Oben wird gesagt, ihr dürft alle kommen, und in der Verwaltungspraxis ist man dann froh, wenn die Leute nichts verstehen, keine Forderungen stellen.“ Und schließlich konnte ich nun auf einer Erfahrungsebene besser nachvollziehen, was es für die Migranten selbst bedeuten mußte, sich unter solchen Bedingungen im neuen Land zurechtzufinden.

Doch zugleich wuchs die Rollendiffusion: Ich befürchtete, die Perspektive distanzierter Beobachtung vollends zu verlieren und mich in Aktivitäten zu verstricken, die den Blick für das, was im Heim passierte, verstellten. Außerdem blieb weder genügend Zeit für Feldforschungsnotizen noch für Interviews: quasi als Gegenleistung erwarteten die Migranten meist vorab schon einmal irgendeine Hilfestellung, die dann oft soviel Zeit in Anspruch nahm, daß es zum Interview gar nicht mehr kam. Weil ich meine Identität als Forscherin mehr und mehr verlorengehen sah, beschloß ich schließlich, mich an professionelle Beratungsinstanzen für Integrationsfragen zu wenden, einerseits in der Hoffnung, auf die desolante Versorgungssituation in Neuenhain öffentlich aufmerksam machen zu können, andererseits im Bedürfnis nach eigener Entlastung. So nahm

ich Kontakt mit der jüdischen Gemeinde in Potsdam auf, weil ich realisiert hatte, daß die Funktion von Neuenhain lediglich darin lag, die ‚jüdischen Kontingentflüchtlinge‘ zu verwalten. Es war wohl ein idealisierendes Mißverständnis gewesen, das mich hatte erwarten lassen, daß die Mitarbeiter, die sich zum Teil ‚Sozialarbeiter‘ nannten, auch für soziale Beratung oder Rechtsauskünfte zuständig sein könnten. Dieses Vorgehen entsprach im Grunde einem zweiten Weg, der im Modell der Migrationspolitik implizit angelegt war: für die soziale Betreuung der russischen Juden waren offensichtlich die jüdischen Gemeinden zuständig. Außerdem kontaktierte ich neben der Ausländerbeauftragten auch einen Vertreter des jüdischen Zentralrats und den zuständigen Ministerialbeamten in Potsdam und wandte mich damit quasi nach ‚oben‘. Doch genau diese Aktivitäten nach oben und nach außen sollten später zum Auslöser eines Konflikts werden, der sich im Vorfeld bereits aufgebaut hatte.

### Die Rede von der ‚Mafia‘

Der erste Verstoß bestand also darin, daß ich die jüdische Gemeinde ‚ins Haus holte‘. Als deren Vertreter ihren Besuch ankündigten, reagierte die Heimleiterin in einem Gespräch mit mir überraschend abweisend: „Jetzt geht das wieder los [...], aber das eine sag‘ ich Ihnen, wenn die uns jetzt wieder die Leute wegnehmen wollen ...“. Dabei hatte ich mich in meinem Engagement um soziale Betreuung der Migranten zunächst im Einverständnis mit Frau Schirmer gewöhnt. Regelmäßig hatte sie zuvor beklagt, daß sich die jüdische Gemeinde in Potsdam „geistig und moralisch“ nicht um die Neuenhainer Bewohner kümmere und die Solidarität der ‚jüdischen Gemeinschaft“ eingefordert: „Das ist doch ein Glaube!“ Anfangs seien noch Gemeindevertreter gekommen, allerdings nur, um Mitglieder zu werben. Mit der Belegung der Gebäude des neuen Wohnheims in Potsdam hätten diese Besuche jedoch aufgehört. Zwar schien es der Heimleiterin weniger um die religiöse Betreuung ihres Klientels zu gehen, die ihrer Meinung nach keine Juden, sondern Russen waren. Daß die Einwanderer als ihre Nationalität immer ‚jüdisch‘ angeben würden, sei falsch: „Jüdisch ist doch ein Glaube und keine Nationalität. Da könnt‘ ich, wenn ich jetzt zum Beispiel katholisch wäre, doch auch das als meine Staatsangehörigkeit angeben“. Zudem hatte Frau Schirmer der jüdischen Gemeinde, die nur aus Zuwanderern bestand, jede Religiosität abgesprochen, denn dort ginge es nur um Mitgliederzuwachs und „ums Geld“. Und doch hatte sie zu Beginn unserer Begegnung deren Präsenz in Neuenhain eingefordert, weil es wichtig sei, „daß die jüdische Gemeinde denen mal klar macht, daß sie (die Migranten) zu hohe Erwartungen haben. Das müssen die eigenen tun, wir müssen da vorsichtig sein, sonst passiert noch was“.

Auch von den Migranten hatte ich oft Beschwerden darüber gehört, daß sich die Potsdamer jüdische Gemeinde nicht mehr um die Neuenhainer Bewohner kümmere. Viele fühlten sich zwar ausgeschlossen, seit deren Vertreter ihre Besuche eingestellt hatten. äußerten sich aber gleichzeitig kritisch: Es erschien ihnen suspekt, daß die Funktionäre dieser Gemeinde, denen nachgesagt wurde, in der Sowjetunion noch „stramme Kommunisten“ oder Parteisekretäre gewesen zu sein, mit der Einwanderung nach Deutschland auf einmal zu bekennenden Juden geworden wären. Vor dem eigenen atheistischen Hintergrund blieb ein solches Bekenntnis der Landsleute nicht nur unverständlich, sondern auch unglaublich. So wurden unter den Neuenhainer Bewohnern häufig Vermutungen darüber angestellt, daß es in der Potsdamer Gemeinde eigentlich nicht um Religionsausübung, sondern um die Interessenpolitik eines ‚sowjetischen Netzwerkes‘ gehe. Von „Kommerz“ und von der „Mafia“, die in der jüdischen Gemeinde sitze, war die Rede. Erst allmählich verstand ich, daß ‚Mafia‘ in diesem Kontext keine kriminelle Vereinigung bedeutete, sondern klientelistische Versorgungsstrukturen: Die Neuenhainer Migranten schrieben der Potsdamer Gemeindeleitung zu, als jüdische Institution vor dem Hintergrund der Holocaust-Vergangenheit Deutschlands über eine besondere Macht gegenüber deutschen Behörden zu verfügen, wobei die Vorteile dieser Machtposition nur unter bestimmten Bedingungen wie der Mitgliedschaft in der jüdischen Gemeinde und der Gefolgschaft gegenüber ihrem Vorsitzenden weitergegeben werden. Unter den Bewohnern von Neuenhain war ‚Mafia‘ also eine Außensicht, wonach die Zuwanderer in Potsdam sozial besser gestellt seien, weil sie als Mitglieder der jüdischen Gemeinde schneller mit Wohnraum und Arbeit versorgt würden. In dieser Zuschreibung drückte sich auch das Gefühl des Ausschlusses aus, als nicht-halachische Juden<sup>5</sup> keinen Zugang zur Gemeinde und damit zu sozialen Ressourcen bekommen zu können. So manifestierte sich gerade in den Angriffen auf die Glaubwürdigkeit der Gemeindeleitung die Enttäuschung dar-

<sup>5</sup> Die Aufnahmeregelung für sowjetische Juden von 1991 sieht vor, daß Antragsteller dann als „jüdische Kontingentflüchtlinge“ in Deutschland anerkannt werden können, wenn sie ihre jüdische Identität anhand von Geburtsurkunden und/oder dem sowjetischen Paß (darin war die „jüdische Nationalität“ unter dem sog. 5. Punkt vermerkt) nachweisen. Nach deutschem Rechtsverständnis gilt in diesem Zusammenhang als Jude, wer auch in der Sowjetunion als Jude gegolten hat. Damit findet auch das ethnische Identitätsverständnis Berücksichtigung, d.h. nicht die halachische Definition wird zugrundegelegt (dies würde gegen den Gleichheitsgrundsatz verstoßen), sondern väterliche und mütterliche Herkunft gelten gleich. So können Migranten mit jüdischer Herkunft väterlicherseits zwar in Deutschland aufgenommen werden, jedoch in der Regel nicht Mitglieder in jüdischen Gemeinden werden. Der Mehrzahl der Migranten, mit denen ich in Neuenhain Kontakt hatte, war diese Möglichkeit aufgrund ihrer nicht-halachischen Herkunft verwehrt, was viele als eine ihnen unverständliche Ungerechtigkeit, manche sogar als Rassismus empfanden.

über, daß sie die Neuenhainer Bewohner in ihren sozialen Belangen nicht unterstützte.

Und genau diese Geschichten von der ‚Mafia‘ griff die Heimleiterin auf. So wurden Bewohner, die im Kontakt mit der Potsdamer Gemeindeleitung schlechte Erfahrungen gemacht oder ‚mafiose‘ Geschichten zu erzählen hatten, von Frau Schirmer zu schriftlichen Berichten aufgefordert, die sie dann mit entsprechenden Kommentaren ans Ministerium weiterleitete.

Vor dem Hintergrund der Sorge, die jüdische Gemeinde könnte Bewohner ‚abwerben‘ und damit den Bestand von Neuenhain und letztlich den Arbeitsplatz gefährden, mußte meine Aktivität fast zwangsläufig zur Verschärfung des Konflikts beitragen: Die jüdische Gemeinde ins Haus zu holen, barg für Frau Schirmer die Gefahr, die Existenzberechtigung zu verlieren.

### Ein politisch heikles Feld

Der zweite Verstoß gegen die ungeschriebenen Gesetze der Heimleitung bestand in meinen Kontakten nach ‚oben‘, zum Potsdamer Innenministerium und zum jüdischen Zentralrat.

Zunächst hatte ich mich im Ministerium über Mischa erkundigen wollen. Dem jungen Mann war trotz offiziell anerkannter jüdischer Identität nur eine Duldung und keine Aufenthaltsberechtigung als Kontingentflüchtling zugesprochen worden. Doch der Ministerialbeamte, Herr Heinrich, richtete selbst Fragen an mich: Ob ich denn etwas über gefälschte Geburtsurkunden in Neuenhain und in der jüdischen Gemeinde in Potsdam wisse? Der Gemeindevorsitzende in Potsdam habe ihn mehrmals aufgefordert, gegen Fälschungen vorzugehen, aber er selbst könne von sich aus nichts dagegen unternehmen, sonst geriete er unter Antisemitismusverdacht. Erst bei klarer Beweislage könne und müsse er Ermittlungen einleiten. „Die Juden wollen diese heiße Eisen auch nicht anfassen und den Handlungsbedarf aufs Ministerium abwälzen.“ Das Problem sei auch auf der Ministerpräsidentenkonferenz angesprochen worden. Weil die Botschaften es den Einreisewilligen zu leicht machten, müßte nun im Inland ermittelt werden. Es stand für mich außer Frage, auf Herrn Heinrichs Aufforderung einzugehen. Allerdings war mir klar geworden, daß er meine Feldforschung möglicherweise nicht ganz ohne Erwartung einer Gegenleistung genehmigt hatte.

Während man mich im Potsdamer Innenministerium also für kriminalistische Zwecke zu instrumentalisieren versuchte, wurde mir beim jüdischen Zentralrat das politische Minenfeld, in dem ich mich forschend bewegte, quasi von der anderen Seite vor Augen gehalten.

Herrn Korn, einen Vertreter des Zentralrats in Berlin, hatte ich aufgesucht, weil mich interessierte, wie er den Widerspruch zwischen symbolischer Politik und realen Aufnahmebedingungen sah. Am Beispiel von Migranten wie Elias Jakobowski wollte ich gerade auf ältere Leute aufmerksam machen, die NS-Verfolgungen erlitten hatten und sich nun zu Recht – wie ich fand – eingeladen fühlten, nach Deutschland zu kommen. Herrn Jakobowskis Wunsch, in der Nähe einer jüdischen Gemeinde zu leben, entsprach doch auch dem Erwartungshorizont einer Wiederbelebung jüdischer Gemeinden in Deutschland, den sowohl Politiker als auch Vertreter jüdischer Institutionen immer wieder formuliert hatten. Doch wie sollte eintreten können, was beabsichtigt war, wenn Migranten in abseits gelegenen Heimen und abgeschnitten von jüdischen Gemeinden untergebracht wurden? So versprach ich mir insbesondere eine „Intervention von oben“, die Herrn Jakobowski vielleicht zu einer Wohnung verhelfen konnte.

Im Verlauf des Gesprächs kamen die großen politischen Zusammenhänge ins Spiel. Man könne, so Herr Korn, dem „deutschen Staat nicht in den Rücken fallen [...] Die Juden müssen stillhalten“, sonst gefährdeten sie das Sonderaufnahmeverfahren für die russisch-jüdischen Zuwanderer, denn es kämen so viele mit gefälschten Papieren. Das mache Überprüfung und nachträgliche Kontrolle im Inland erforderlich, dagegen könne der Staat aber nur hinter vorgehaltener Hand vorgehen, weil staatliche Überprüfungen jüdischer Identität vor dem Hintergrund der NS-Vergangenheit eine heikle Angelegenheit darstellten. Und für meine Forschung gab Herr Korn mir mit auf den Weg, daß ich mich in einem unauflösbaren Dilemma befinden würde: Wenn ich über die Fälschungen oder Zuwanderer schreibe, die nicht jüdisch seien, dann würde ich „der jüdischen Sache schaden“ und den Antisemitismus bedienen. Außerdem könnte ich mir selbst Vorwürfe des Antisemitismus einhandeln. Wenn ich das Thema hingegen absichtlich ausklammere, dann verhielte ich mich philosemitisch und das sei schließlich nur die Kehrseite der Medaille. Am besten wäre es, ich würde mich für ein anderes Thema entscheiden.

Als ich ins Wohnheim zurückkehrte, stellte mich Frau Schirmer zur Rede. Sie wollte wissen, mit wem ich gesprochen hatte und „was im Ministerium los war“ und maßregelte mich, nachdem ich von meinen Erkundigungen für Misha erzählt hatte. Es ginge nicht, daß ich mich einmische: „Wir müssen da gemeinsame Sache machen. Was glauben Sie denn, was die Juden da alles probieren mit Unterwanderung. Diese ganzen Fälschungen!“

In meinen Kontakten nach „oben“ lag also der zweite Verstoß. Indem ich etwas unternommen hatte, was die Migranten nicht selbständig zu leisten vermochten, hatte ich Frau Schirmers schwierige Position untergraben. Sie befand sich in einem Spannungsfeld zwischen unklaren politischen Vorgaben und Zuständigkeiten und realen Migrationsgegebenheiten und hatte für sich als Lösungsstrategie der Problemlage definiert, die Migranten zu disziplinieren, zu

kontrollieren und ruhigzustellen. Vor dem Hintergrund der verständlichen Sorge um den Verlust des Arbeitsplatzes war ihr besonders daran gelegen, gegenüber vorgesetzten Instanzen ein positives Bild ihrer effektiven Arbeit zu vermitteln und zu betonen, was man in ihrem Heim alles für die Bewohner tue. Meine Aktivitäten durchkreuzten nicht nur ihre Selbstdarstellung. Ich hatte den Blick höherer und z.T. politischer Instanzen auf Neuenhain gelenkt und damit möglicherweise Kontrollinstanzen aktiviert. Und tatsächlich stimmte es ja auch, daß ich mehr oder weniger explizit Defizite einer vermeintlichen Integrationspolitik und deren Widersprüche vorführte, während Frau Schirmer von mir kolaterale Solidarität einforderte.

Von nun an trafen mich ähnliche Kontrollmechanismen wie die Migranten.

### Ausschluß von innen

Als ich wenige Tage später von einem in Berlin verbrachten Wochenende ins Wohnheim zurückkam, stellte sich der Pförtner an der Eingangstür quer:

„Wo ist Ihr Heimausweis?“

„Den habe ich im Zimmer, aber ich wohne doch schon seit einigen Wochen hier!“

„Ohne Ausweis kommen Sie hier nicht rein.“

„Aber Sie kennen mich doch!“

„Ja, ich kenne viele Leute, Ausweis bitte!“

Erst als ich meinen Personalausweis vorzeigte, öffnete er die innere Tür, die tagsüber bisher nie verschlossen war.

Ich war irritiert und beschwerte mich bei Frau Schirmer, doch sie verteidigte das Vorgehen des Pförtners: „Der hat nur seine Pflicht getan“, und: „Ja, wo ist er denn, Ihr Ausweis, den müssen Sie immer bei sich tragen!“. Die Szene macht deutlich, daß ich inzwischen buchstäblich die Legitimation verloren hatte. Ich konnte nicht mehr frei ein- und ausgehen, sondern erfuhr nun die gleiche Behandlung wie die Migranten. Kurz zuvor war eine Bewohnerin, die nur zum Mülleimer hinausgegangen war, vom Pförtner nicht wieder hineingelassen worden, weil sie keinen Heimausweis bei sich trug. Sie hatte vor der Tür warten müssen, bis sie jemanden verständigen konnte, der ihr den Ausweis vom Zimmer holte.

Am folgenden Tag quartierte mich eine Mitarbeiterin im Auftrag der Heimleitung in den ungenutzten Kindergarten um: Man brauche mein Zimmer. Der Kindergarten lag im Erdgeschoß am Ende des Ganges, in welchem keine Migranten wohnen. Nachts wachte ich stündlich auf, wenn der Pförtner auf seinem Kontrollgang durch die ungenutzten Räume mit seinem Schlüsselbund im Rhythmus des Näherkommens klapperte. Nachts brachten die regelmäßigen

Scheinwerfer des BGS die Glasaugen der Teddys zum Leuchten, die in den Regalen des Kindergartens entlang der Wände aufgereiht waren. Meine Träume übersetzten den Eindruck des Ausschlusses in surreale Bilder und Szenen. Das Gefühl der Isolation wurde in den folgenden Tagen bestätigt: Zu den Kaffeerunden der Angestellten lud man mich nicht mehr ein.

## Die Stasi im Kopf

Seltener kamen jetzt Bewohner zu mir, der Kindergarten schien zu weit abseits zu liegen. Nur Mischa besuchte mich öfter, er hatte Angst, nach Rußland zurückgeschickt zu werden. Sein Paß lag in der Ausländerbehörde und er befürchtete die nochmalige Prüfung seiner Papiere. Es gäbe, so erzählte er mir aufgeregt, viele Leute mit gefälschten Dokumenten im Heim, die keine Juden wären. Doch das sei ein großes Geheimnis, über das niemand spräche. Mischa bat mich, mit ihm aufs Ministerium zu gehen, weil er glaubte, daß „der Leiter“ Angst vor mir habe. In meiner Umquartierung sah er ein schlechtes Zeichen. Frau Schirmer hätte große Macht, „alles Stasi“. Und: „Wer weiß, ob hier nicht überall Wanzen sind, ob wir nicht abgehört werden“. Er erklärte mir, daß die Leute im Heim mißtrauisch seien und daß sie sich auf Schritt und Tritt beobachtet fühlen würden. Die Bewohner fragten sich, mit was die Sozialarbeiter denn den ganzen Tag über beschäftigt seien außer Akten anzulegen und die Migranten zu kontrollieren. Alles sei vernetzt, jedes Amt würde gegen die Einwanderer arbeiten. Die Undurchschaubarkeit bürokratischer Abläufe und die Unsicherheit um den Aufenthaltsstatus nährten Verfolgungsphantasien. Und plötzlich übertrug sich Mischas Verdacht, wir könnten abgehört werden, auch auf mich. Seine Überwachungsängste trafen auf mein Empfinden, ausgeschlossen zu sein und gleichzeitig kontrolliert zu werden.

Inzwischen war auch ich anfällig für Stasi-Imaginationen geworden. Beigetragen hatten dazu wahrscheinlich auch die Eindrücke einer nächtlichen Besichtigung der Kellerräume, bei der mir einer der Pförtner alte Hinterlassenschaften zeigte: neben DDR-Fahnen aller Größen und Schreibmaschinen auch allerlei technisches Gerät zu Abhörzwecken.

Außerdem wußte ich, daß ein ehemaliger Offizier der Stasi Neuenhain bis 1992 geleitet hatte, und daß diese personelle Kontinuität im Übergang von der DDR-Kaserne zur Flüchtlingsunterkunft auch danach bruchlos gewahrt blieb: Die nachfolgende Heimleiterin Frau Schirmer und ihre Mitarbeiterinnen hatten ebenfalls in einem Heim der Staatssicherheit gearbeitet.<sup>6</sup> Was es auch immer an Geschichte des Heims und Verfolgungsphantasien gab, das Gespräch führten Mischa und ich außerhalb des Gebäudes fort.

## Die Zuspitzung

Inzwischen war die genehmigte Zeit meiner Feldforschung um und mein Auszug aus dem Heim stand bevor. Nur noch sporadisch wollte ich in der Folgezeit Migranten wie Herrn Jakobowski besuchen. Ihm war tatsächlich eine Wohnung im Innenhof einer Berliner Synagoge in Aussicht gestellt worden. Meinen offiziellen Abschied kommentierte Frau Schirmer mit den Worten, ich hätte „ja wohl etwas zu einseitig geforscht“. Weiterhin hielt sie mir ungerechtfertigterweise vor, eine Unterschriftenaktion an Kanzler Kohl angezettelt zu haben, bei der sich mehrere Migranten zusammengeschlossen hatten, um auf ihre soziale Situation und die Bedingungen im Heim aufmerksam zu machen. Auch meinen Brief an den Botschaftssekretär in Alma Ata machte sie mir zum Vorwurf. In diesem Zusammenhang erfuhr ich überhaupt erst von der Existenz eines Antwortbriefes, denn weder Jakobowski noch ich hatten je einen solchen erhalten.<sup>7</sup> Die Heimleiterin verlangte außerdem, daß ich mich jedesmal bei ihr anmelden müßte, wenn ich weiterhin ins Heim kommen wollte. Sie hätte Anweisung, das Ministerium zu informieren. Es würde so viel passieren und man müßte wissen, wer ins Heim kommt. Außerdem habe sie eine „Dienstaufsichtsbeschwerde“ gegen mich eingeleitet.

## Die Abrechnung

Ein letztes Treffen im Heim wurde vereinbart, das Frau Schirmer als „Vorladung“ verstand, weil eine Ministerialbeamtin dabei war. Diese warf mir vor, daß ich mich mit dem Brief an die Botschaft in Kasachstan „unkorrekt“ verhalten hätte. Man würde doch sehen „welche Kreise das zieht, wenn solche Briefe geschrieben werden, das sieht doch so aus, als wollte niemand was tun für die Leute, das Ministerium steht dann ganz schlecht da“. Im Verlauf des Gesprächs wurde der Schulteranschlag zwischen der Heimleiterin und der höheren Beamtin deutlich. Die Ministerialbeamtin befürwortete nicht nur Zimmer- und Ausweiskontrollen, sondern rechtfertigte auch fehlende Sozialarbeit und Informationspolitik. Neuenhain wäre lediglich ein „Übergangsheim für die Mindes-

<sup>6</sup> Sie hatten in Röntgenthal als Sekretärin, Pförtnerin, Kassiererin und Putzfrau gearbeitet. In diesem Heim waren Westdeutsche, die in die DDR übersiedeln wollten, in eine Art Quarantäne genommen worden, um sie auf ihre „sozialistische Glaubwürdigkeit“ hin zu überprüfen. Wie es zu dieser personellen Kontinuität nach '89 kam, konnte mir auch im zuständigen Potsdamer Innenministerium niemand sagen; dies sei wahrscheinlich „im Trubel der Wende passiert“, erklärte der Beamte, der meine Feldforschung genehmigt hatte.

<sup>7</sup> Die Heimleiterin hatte diesen Brief, der an E. Jakobowski und mich im Wohnheim adressiert war, abgefangen. Er landete in den Akten des Ministeriums.

tanforderungen vom Land“. Der Staat hätte keine soziale Verantwortung, dafür seien die jüdischen Gemeinden zuständig; das Land hingegen solle nur für die Unterbringung sorgen. Unangenehm wäre allerdings, wenn der Eindruck entstünde, es werde „für die Juden nichts getan“. Auf der anderen Seite könne man „den Deutschen aber auch nicht zumuten, daß es den Ausländern besser geht“.

## Zum Schluß

Am Ende der Feldforschung war der schwelende Konflikt zwischen Frau Schirmer und mir offen ausgebrochen. Aus dem zeitlichen Abstand heraus wird deutlich, welche strukturelle Spannung sich in der politisierten Dynamik der Feldforschung zeigte.

In einem Satz formuliert, war ich durch mein Engagement für Migranten wie Elias Jakobowski zur Bedrohung geworden. Meine moralische Position und die Aktivitäten, die damit einhergingen, hatten die innere Logik des Heims, seine Abläufe und Regeln angegriffen.

Anfangs nur als Gegenleistung für seine Lebensgeschichte gedacht, hatte ich umso mehr Partei für Herrn Jakobowski ergriffen, je offensichtlicher in der Behandlung seiner Person hervortrat, daß zwischen dem Willen der Politiker, sowjetische Juden in Deutschland anzusiedeln<sup>8</sup>, und der realen Einwanderungspolitik, wie ich sie in Neuenhain beobachtete, erhebliche Widersprüche bestanden. Meine Anwaltschaft für Migranten wie Elias Jakobowski schuf Aufmerksamkeit von oben und Öffentlichkeit nach außen, indem ich Instanzen von außen ins Heim holte und mich hilfeschend nach ‚oben‘ wandte. Damit störte ich nicht nur die interne Logik der Verwaltungsabläufe, sondern stellte letztlich auch die Regeln im Umgang mit den Flüchtlingen in Frage. Diese Politisierung war zum einen aus meinem Bedürfnis heraus entstanden, nicht vollends im Strudel sozialer Hilfestellungen und Anforderungen zu versinken. Ich wollte mir den Rücken für meine Feldforschung freihalten, von der ich anfangs glaubte, daß sie in distanzierter Beobachtung und neutralem Interesse für Migranten wie Heimpersonal bestehen könnte. Zum anderen resultierte diese Politisierung aus einer moralischen Positionierung: Vielleicht war auch ich in einem ‚romantischen Wiedergutmachungstraum‘ befangen gewesen, indem ich den symbolischen Rahmen der deutschen Aufnahmepolitik gegenüber den sowjetischen Juden ernst genommen hatte, wonach ihre Integration vor dem Hintergrund der NS-Vergangenheit als besonders gewünscht erschien. Gerade darauf beriefen

<sup>8</sup> Diesen Willen hatten Politiker aller Parteien in den Bundesdebatten Ende 1990 mit dem Verweis auf die Verantwortung gegenüber der deutschen Geschichte und dem Holocaust artikuliert, bevor die Aufnahme sowjetischer Juden als Kontingentflüchtlinge im Februar 1991 beschlossen wurde.

sich ja auch Migranten wie Elias Jakobowski, die erwarteten, daß sich dieser politische Wunsch nach einer Revitalisierung jüdischen Lebens in Deutschland in besonderen Integrationsbemühungen niederschlagen würde. Doch unter dem Neuenhainer Heimpersonal galt Herr Jakobowski schnell als Querulant mit überzogenen Ansprüchen. In antisemitischen Äußerungen kam außerdem der Vorwurf zum Ausdruck, er würde seine Lebensgeschichte instrumentell einsetzen. Ich wiederum hatte sein Bedürfnis nach sozialer Anerkennung als einen berechtigten Anspruch und nicht als einen Verstoß gegen die Regeln des Heims gesehen. Gerade in seinem Fall erschien es mir angemessen, für Wohnraum in der Nähe einer jüdischen Gemeinde einzutreten, statt sich a priori bürokratischer Logik zu beugen. Mit diesem Einsatz und im Kampf gegen die Entwertung seiner Lebensgeschichte markierte ich meine moralische Position, die beim Heimpersonal auf Widerspruch stieß. Unsere Gespräche endeten regelmäßig damit, daß mir die Nichtintegration der eigenen (Ostdeutschen) entgegengehalten wurde.

Erst im Verlauf meines Forschungsaufenthalts wurde mir klar, daß ich das Ideal der symbolischen Flüchtlingspolitik mit in das Feld hineingetragen hatte. Ich hatte Partei für die andere Seite ergriffen, für die in der Verwaltungslogik kein Platz war. Zunehmend bewußt wurde mir also, daß soziale Versorgung über ein Mindestmaß hinaus in Neuenhain strukturell längst nicht mehr vorgesehen war. Alle in der sozialen Ausländerarbeit geschulten ABM-Kräfte hatten einige Jahre zuvor gehen müssen, kein Vertrag war verlängert worden. Im Schulterschuß zwischen Heimleitung und Ministerialbeamtin war deutlich geworden, daß integrative Hilfestellungen längst an die jüdischen Gemeinden delegiert worden waren. Dementsprechend sahen die Angestellten ihre Aufgabe lediglich darin, die Migranten zu verwalten, sie in die Regeln der Sozialbürokratie einzufügen und sie ruhig zu stellen.

Ein struktureller Widerspruch scheint also darin zu liegen, daß die sowjetischen Juden zwar politisch gewollt worden sind, in der Praxis jedoch in Institutionen geschickt werden, wo Integration eigentlich gar nicht eintreten kann. In diesem Spannungsfeld fand nicht nur meine Feldforschung statt, darin arbeiteten auch die Neuenhainer Angestellten und genau darin waren sie auch überfordert. Das ‚Migrationsregime‘ läßt die russischen Juden als Flüchtlinge herein, weil ein anderer Status in der aktuellen Rechtslage nicht zur Verfügung steht. Die an das Flüchtlingsbild gekoppelten Normen strukturierten die Wahrnehmungsmuster der Angestellten jedoch in einer Weise, daß alle von diesem Bild abweichenden Verhaltensformen nur als Verstoß gegen die symbolische Struktur der Hilfsbedürftigkeit interpretiert werden konnten. Auf Seiten der Migranten verstärkten schlechte Infrastruktur, bürokratische Hürden, fehlende Information sowie mangelnde soziale Versorgung Orientierungslosigkeit und Hilfsbedürftigkeit. Die Suche nach Hilfestellungen wurde vom Heimpersonal wiederum als überzogenes Anspruchsdenken zurückgewiesen. Kontrolle und

Überwachung schienen in diesem Zusammenhang wohl legitime Mittel, die Migranten zu disziplinieren. Diese Praxen konnten nicht zuletzt deshalb so bruchlos und unhinterfragt weitergeführt werden, weil sie auch von den vorgesetzten Verwaltungsinstanzen für angemessen gehalten wurden – auch das war im Gespräch mit der Ministerialbeamtin offensichtlich geworden. Daß man jedoch zugleich so sehr betonte, was alles für die Bewohner getan werde, stand zwar im Widerspruch zum realen Mangel an Integrationsbemühungen, deckte sich aber mit dem Diskurs der politischen Sphäre, in der sich permanent um eine projüdische Haltung bemüht wird. Für die Heimleiterin war ein positiver Eindruck der Arbeit mit ihrem Klientel außerdem wichtig, um das Heim und damit den Arbeitsplatz zu erhalten. Unterschriftenaktionen an höchste politische Instanzen oder öffentlichkeitswirksame Aktivitäten, die dieses Bild in Frage stellten, mußten da zwangsläufig unerwünscht und für die Heimleitung sogar bedrohlich erscheinen, weil sie Widersprüche sichtbar machten. Diese Differenz zwischen realer Praxis und symbolischer Politik hatte ich in meiner Rolle als Forscherin quasi ausagiert, indem ich gegen sie ankämpfte. Das war mir nur aufgrund meiner Ungebundenheit möglich, so daß die Heimleiterin zunächst lediglich die Möglichkeit sah, mich von internen Vorgängen fernzuhalten und den Migranten gleich zu kontrollieren. Als das offensichtlich nichts nützte, probierte Frau Schirmer auf anderem Weg, mich zu disziplinieren: durch Unterwerfung in die Diensthierarchie, in die sie selbst eingebunden war.

Der Forschungsaufenthalt in Neuenhain zeigt im Grunde, wie die Ungebundenheit der Ethnologin für das Feld zur Gefahr wurde. Dieses Feld war derart durchmachtet und von gegensätzlichen Interessen durchdrungen, daß keine Balance möglich schien und Loyalität nur zu einer Seite aufrechterhalten werden konnte. Die Positionierung und Politisierung schien zwangsläufig, auch um den Preis, daß ein um Verstehen bemühtes Eingehen auf das Heimpersonals in den Hintergrund trat und stattdessen ein Konflikt entstand, der eine längere und tiefere Forschung unmöglich gemacht hätte. Aus der konfliktreichen Dynamik der Feldforschungssituation ergab sich dennoch ein aussagekräftiger ethnographischer Gewinn: Sichtbar wurde, daß im Umgang mit den russischen Juden eine große Lücke zwischen moralischer Politik und realer Integration klafft. Vielleicht war das nur in Neuenhain und in einer spezifischen Übergangssituation so. Möglicherweise haben sich die Aufnahmebedingungen auch im Verlauf der letzten Jahre gründlich verändert. Sollten dieser Ort und seine Grundstrukturen jedoch verallgemeinerbar sein, dann fragt sich allerdings, ob die russisch-jüdische Immigration von seiten deutscher Politiker auch tatsächlich so gewollt ist, wie sie dies öffentlich immer bekräftigen.<sup>9</sup>

## LITERATUR

- Agar, Michael H.: *The Professional Stranger*. London, San Diego 1980.  
 Becker, Franziska: *Ankommen in Deutschland. Einwanderungspolitik als biographische Erfahrung im Migrationsprozeß russischer Juden*. Berlin 2001.

<sup>9</sup> Zu einer über diese Feldforschung hinausgehenden und detaillierten Analyse der Migrationserfahrungen sowjetischer Juden vor dem Hintergrund politischer ‚Wiedergutmachungssymbolik‘ und ihrer rechtlichen und institutionellen Rahmung in Deutschland siehe Franziska Becker: *Ankommen in Deutschland. Einwanderungspolitik als biographische Erfahrung im Migrationsprozeß russischer Juden*. Berlin 2001.



## Zur Leiblichkeit eines Gefühls

### Ekelerfahrungen in Beziehungen zwischen Krankenpflegepersonal und PatientInnen

#### Erste Annäherungen an dieses Gefühl

In der Frühstücksrunde unter gleichaltrigen Auszubildenden, als Mutprobe, gewöhnlich von den Männern aufgetischt, wurden eklige Szenen aus dem Krankenhausalltag – manchmal wohl auch fiktives – zum besten gebracht. Wer es am längsten aushielt, ohne den Platz zu wechseln oder das Essen gar gänzlich aufzugeben, hat Stärke bewiesen.<sup>1</sup> Die besondere, charakteristische Leiblichkeit des Gefühls Ekel, das Unvermögen zu schlucken, der aufkommende Brechreiz, den es zu bezwingen galt, machten dabei wohl die Faszination dieses Spiels aus. Den Umgang mit Ekel zu erlernen, sich zu beherrschen, gegen den Ekel anzukämpfen und zu siegen, davon erzählen Krankenschwestern wiederholt und in unterschiedlicher Weise. Viele dieser sehr markanten Erlebnisse finden während der Ausbildung oder in den ersten Berufsjahren statt und lassen den Umgang mit ekelerregenden Situationen als Teil der beruflichen Sozialisation erkennen. „Die Beherrschung der eigenen Emotionen, auch in den schwierigsten Situationen, gehört zum angestrebten Berufshabitus des Pflegepersonals,“<sup>2</sup> konstatiert Gabriele Overlander. Eine der von mir befragten Krankenschwestern, Heike D. berichtet von ihren Erfahrungen:

„Ich wurde damit beauftragt, an meinem ersten Tag, durch die Zimmer zu gehen, und die Spucknäpfe einzusammeln. Jawohl. [...] Und das war [lacht] meine erste Erfahrung mit solchen ekligen Geschichten. Die Spucknäpfe waren zum Teil wirklich drei Wochen lang nicht wirklich weggeräumt worden und das war also wirklich, der Rotz der alten

<sup>1</sup> Interview mit Anita M. am 3.5.00.

<sup>2</sup> Gabriele Overlander: Die Last des Mitfühlers: Aspekte der Gefühlsregulierung in sozialen Berufen am Beispiel der Krankenpflege. Frankfurt/M. 21996, S.105. Ebenso: Bernhard Badura: Interaktionsstreß. Zum Problem der Gefühlsregulierung in der modernen Gesellschaft. In: Zeitschrift für Soziologie (1990) 5, S. 317-328. In einem anderen Forschungskontext konnte ich einmal eine Situation beobachten, in der eine Krankenschwester gegenüber einer Patientin den Ekel thematisierte. Dies eröffnete ein sehr langes Gespräch, in dem die Patientin ihre Lebensgeschichte ausbreitete.

Männer, mit Schimmel drauf. Das stank entsetzlich. Das war meine erste Tat im Krankenhaus. Und die Stationsschwester hat angewiesen, dass die Praktikanten das zu tun haben. Und da, Jahre danach eigentlich jetzt auch erst wieder hab' ich gedacht, was hat das, das hat was damit zu tun, Macht zu zeigen, indem man jüngere Leute wirklich Dinge machen lässt, um ihnen zu zeigen: ‚So, das ist der Job hier. Damit wirst du konfrontiert Dein Leben lang. [Sie verlässt die ernste Sprechweise.] Entweder du hältst es aus, oder du gehst am besten in der ersten halben Stunde.“<sup>3</sup>

Der sich hier breit machende Ekel geht dem ersten Anschein nach allein von den Exkrementen und deren Verwesungsprozess aus. Das Unbehagen jedoch richtet sich auch gegen die bei ihrer Aufgabenauswahl und -verteilung ekelhaft – im Sinne von bösaartig und gemein – agierende übermächtige Stationsschwester und zeigt dabei auch den besonderen Charakter des Ekels und seine Einbettung in Herrschafts- und Hierarchieprozesse.

Gefühle und Affekte wie der Ekel sind mehr als Diskurse, gleichzeitig sind sie auch weder natürlich vorgegeben und festgelegt noch allein subjektiv und privat angesiedelt. Es handelt sich um veränderliche, kulturelle und soziale körperlich erfahrbare Phänomene.<sup>4</sup> Um die Gefühle und die Umgangsweisen damit und auch ihre Veränderungen zu analysieren, muss beachtet werden: „Man ‚hat‘ ein Gefühl nicht als einen rein körperlichen Vorgang und auch primär nicht als geistigen Prozeß, sondern als ein an die Körperlichkeit gebundenes subjektives Erleben – eben leiblich.“<sup>5</sup>

<sup>3</sup> Interview mit der Krankenschwester und Pflegedienstleitung Heike D. am 20.9.1999.

<sup>4</sup> Hierbei beziehe ich mich auf die sozialphänomenologische Herangehensweise von Hilge Landweer, die sie mehrfach darlegt: Hilge Landweer: Mikrophysik der Scham? Elias und Foucault im Vergleich. In: Gabriele Klein/Katharina Liebsch (Hg.): Zivilisierung des weiblichen Ich. Frankfurt/M. 1997, S. 365-399. Hilge Landweer: Scham und Macht. Phänomenologische Untersuchungen zur Sozialität eines Gefühls (= Philosophische Untersuchungen, Bd. 7). Tübingen 1999. Zum Begriff des Phänomens siehe Hermann Schmitz: System der Philosophie, Bd. II.1.: Der leibliche Raum. Bonn 21988, S. 1.

Einen subjektiven weniger kulturell und sozialen Analyseansatz vertritt Dorothee Ringel: „Es gibt nichts Ekelhaftes, erst in den Wahrnehmungen des Subjekts transformiert sich eine bestimmte Eigenschaft zum Ekelhaften.“ Dorothee Ringel: Ekel in der Pflege – eine „gewaltige“ Emotion. Frankfurt/M. 2000, S. 13.

Zur Diskursdiskussion soll hier lediglich auf die beiden Protagonistinnen unterschiedlicher Positionen Butler und Duden verwiesen werden. Judith Butler: Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt/M. 1991. (Orig.: Gender trouble – Feminism and the Subversion of Identity. New York, London 1990.) Barbara Duden: Über die Logik der postmodernen Entkörperung: Das System unter der Haut. In: Tübinger Korrespondenzblatt 47 (September 1996). Leibhaftig/Körperlos. Ansätze zu einer Kulturwissenschaftlichen Geschlechterforschung, S. 22-38.

<sup>5</sup> Landweer 1997, Mikrophysik der Scham, S. 381.

## Eine Variante der ‚drei Affen‘ – nichts sehen, nichts riechen, nichts fühlen

Ekel ist durch alle Sinne oder auch durch Imagination auslösbar, erfahrbar und am gesamten Körper zu spüren. Dennoch wird das für den Ekel relevante menschliche Wahrnehmungssystem in der Mehrzahl philosophischer Schriften zum Thema, von Kant über Freud, Nietzsche oder Sartre auf die drei Sinne Riechen, Tasten und Sehen beschränkt. Die mit diesen Sinnen ausgestatteten Körperteile gelten als Eintrittspforte des Ekels, von wo aus dieser sich im gesamten Körper ausbreitet. Nach Immanuel Kant trifft Ekel durch Geruch, Tastsinn, Auge oder Intellekt ausgelöst, stets das ganze Nervensystem.<sup>6</sup> Ebenso klassifiziert Aurel Kolnai die Fäulnis als die Vereinigung aller Ekelsensationen und nennt sie wegen ihrer optisch-taktil-olfaktorischen Qualitäten einen „Urgegenstand“.<sup>7</sup> Gleichwohl reduziert auf die genannten Sinne wird der Ekel als einer der stärksten Affekte klassifiziert und ausdrücklich die extreme Reaktion des gesamten Körpers betont.

Auch im Alltagswissen von Pflegepersonal erscheint diese Sinnentrias als Eintrittspforte des Ekels. Die Krankenschwester Heike D. beschreibt zwar als ihr persönliches Schlüsselerlebnis vom Umgang mit Ekelhaftem im Krankenhaus das Absaugen von Bronchialschleim und nennt dabei das widerliche Geräusch bei dieser Tätigkeit, dennoch entwirft sie als Strategie gegen den Ekel mechanische Schutzvorrichtungen lediglich für die drei Sinne Sehen, Riechen und Tasten. Die diesen Sinnen zugeordneten Körperteile gilt es deswegen abzuschirmen. Das Hören jedoch fehlt in dieser Betrachtung gänzlich: „Also, ich muss mich so zusammenreißen, ich würde am liebsten drei paar Handschuhe übereinanderziehen, ich möchte mir am liebsten eine Nasenklammer auf die Nase setzen. Ich möchte am liebsten die Augen hinten haben, das nicht zu sehen.“<sup>8</sup> Dieses Bild zeigt die Verletzlichkeit des Körpers, das Zunahekommen und Eindringen von Ekelhaftem, die Angst vor Kontamination.

Der Schutz des eigenen Körpers ist die vordringliche und erste Maßnahme vor dem Ekelauslösenden und soll das Aufkommen des Gefühls vermindern oder unterdrücken und die eigene Person intakt, unberührt und rein lassen. Der Schutzkleidung kommt dabei die Funktion eines panzerähnlichen Schutzschildes zu. Sie soll die darinsteckende Pflegeperson vor Schmutz und dem sich damit paarenden Gefühl Ekel und Abscheu bewahren. Bei einem Patienten mit massiver Diarrhoe zogen sich Ilona D. und ihre Kollegin zum Waschen des

<sup>6</sup> Kant, Immanuel: Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. Der Streit der Fakultäten. In: Kants gesammelte Schriften. Hg. von der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 7, Berlin 1907.

<sup>7</sup> Aurel Kolnai: Der Ekel. In: Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung. Halle 1929, S.515-569; hier S. 536.

<sup>8</sup> Interview mit Heike D. am 20.9.1999.

Mannes doppelte Handschuhe, Schutzkittel und zusätzliche noch eine extra lange Gummischürze an. „Halt total verummmt, dass wir das nicht abkriegen.“<sup>9</sup> Damit legten sie sich ein ‚dickes Fell‘ an. Eine Metapher, die als grundlegende Eigenschaft für einen bestimmten Typus von Krankenschwester für ihren Umgang mit Schmutz, aber auch mit Gefühlen zugeschrieben wird, die dabei auch auf Resolutheit, extreme Gefühlskälte, Härte und Strenge hinweist und damit das Bild der rabiaten, strengen, mitleidlosen Krankenschwester transportiert

## Kampf, Selbstbeherrschung und Gefühlsregulierung

Eine der gängigsten Strategien gegen aufkommenden oder gar schon vorhandenen Ekel ist die Selbstbeherrschung oder der Kampf gegen dieses Gefühl, verbunden mit Bemühungen es zu verheimlichen. Gabriele Overlander stellt aufgrund der Analyse von Krankenpflegelchrbüchern der letzten zwei Jahrhunderte fest: „Die kontinuierliche Kontrolle gegenüber eigenen negativen Gefühlen, diese zu verbergen, andere gewünschte oder geforderte Gefühle mindestens darzustellen, ist eine tägliche Anforderung an die in Pflegeberufen tätigen Menschen.“<sup>10</sup> Die Arbeitsgemeinschaft Deutscher Schwesternverbände schreibt durchgängig bis 1970: „Die Schwester darf weder irgendwelche Zeichen von Ekel erkennen lassen, noch jemals in Gegenwart des Kranken eine Bemerkung über den Geruch machen.“<sup>11</sup> Dieser Umgang scheint zu den wichtigen Regeln bei der Arbeit von Krankenschwestern zu gehören. Sie sind Anforderung und Selbstschutz zugleich. Sie verweisen darüber hinaus auf die persönliche Stärke der Pflegeperson und wirken mit bei der Konstruktion des Bildes der gefühlsbeherrschten Krankenschwester. Ilona D. hatte häufig PatientInnen zu pflegen, die einen künstlichen Darmausgang erhalten hatten und bei denen in der ersten postoperativen Phase der Stuhl besonders streng riecht. Sie beschreibt ihre Techniken:

„Aber mit dem Geruch klar, ich hab da nie gesagt, ‚igitt, ich ekel mich jetzt‘, gell. Ich hab oft dann gar nichts gesagt [...]. Ich hab halt aber da versucht, kein äh, kein Ekel mir anmerken zu lassen, oder einfach halt. Ich hab dann halt nebenaus geschnauft. Oder wie gesagt das Fenster vorher geöffnet und so. Ha gell. Und wenn dann ein Patient etwas gesagt hat, dann habe ich einfach geantwortet, dass das ganz normal

<sup>9</sup> Interview mit Ilona D. am 16.7.2000.

<sup>10</sup> Overlander 1996, Die Last des Mitfühlens, S. 40.

<sup>11</sup> Arbeitsgemeinschaft Deutscher Schwesternverbände und der Deutschen Schwesterngemeinschaft e.V.: Die Pflege des kranken Menschen. Stuttgart 1958, S. 68; 1965, S. 70; 1967, S. 78; 1970, S. 78.

ist. Ich hab da nicht gesagt, ‚das ist für mich ganz schlimm, wenn ich das machen muss‘ und so.“<sup>12</sup>

Und Anita M. berichtet, wie sie in ekligen Situationen agiert, ihre eigenen Emotionen hintanstellt und statt dessen bemüht ist, sich in den Patienten einzufühlen:

„Also ich glaub, ich würde es versuchen, den Patienten nicht merken zu lassen. Also, wenn es mir zum Beispiel vor seinem Erbrochenen oder so ekelt, würde ich auf also auf jeden Fall versuchen, das mir nicht anmerken zu lassen, also, weil ich glaub, dass das für die Patienten auch schlimm ist.“<sup>13</sup>

In beiden Gesprächsausschnitten artikulieren die Krankenschwestern deutlich die Kontrolle ihrer eigenen negativen Gefühle. Der Ekel wird verborgen und bleibt unausgesprochen. Der Soziologe Bernhard Badura bezeichnet dies als Gefühlsregulierung, der Interaktionsstress verursacht und immer dann vorliegt, „wenn ein Widerspruch besteht zwischen tatsächlichen negativen Gefühlen gegenüber Alter ego (z.B. Angst, Feindseligkeit, Scham- oder Schuldgefühlen) und erwarteten, beruflich erzwungenen bzw. zwingend gebotenen Leistungen emotionaler Zuwendung – und wenn dieser Widerspruch als das eigene Gefühls- und Interaktionsvermögen beeinträchtigend erlebt wird“.<sup>14</sup>

Seiner Meinung nach liegt nahezu immer ein Widerspruch vor zwischen den eigentlichen negativen Gefühlen und den tatsächlich gebotenen und dargestellten Emotionen.<sup>15</sup> Als Grund des beherrschten Verhaltens des Pflegepersonals steht die vermeintliche Erwartung des Patienten an die Pflegeperson. Eine Verhaltenserwartung, die jedoch auch vom Patienten nicht benannt ist und somit nicht verifiziert ist, jedoch für das Pflegepersonal normativ ist. Auch bei klaren Reaktionen auf Ekelregendes, nonverbalen Zeichen, Mimik und Gestik, stundenlangem Lüften des Zimmers, bis hin zum Verlassen des Krankenzimmers, sprechen Krankenschwestern ihre negativen Gefühle gegenüber dem Patienten oder der Patientin in der Regel nicht an. Auch fragen sie nicht nach deren Befindlichkeit. Das Schweigen gegenüber dem oder der Gepflegten scheint ein festes, gesetztes Gebot.

Badura unterscheidet bei dem Modell der Gefühlsregulierung zwischen echten und falschen Gefühlen, also den tatsächlich empfundenen und den zur Schau getragenen Emotionen. Seine Analyse baut auf einer Ausschließlichkeit

<sup>12</sup> Interview mit Ilona D. am 19.7.00.

<sup>13</sup> Interview mit Anita M. am 3.5.00.

<sup>14</sup> Vgl. hierzu Badura 1990, Interaktionsstress, S. 320.

<sup>15</sup> Siehe ebenso: Arlie Russell Hochschild: Das gekaufte Herz. Zur Kommerzialisierung der Gefühle. Frankfurt/M., New York 1990. (Orig.: The Managed Heart. Commercialization of Human Feeling. Berkeley, Los Angeles 1983.)

von Emotionen auf. Die wahren Emotionen zum Tragen kommen zu lassen – egal ob negativer oder positiver Art – steht als Forderung in seiner Darstellung. Die echten Gefühle auch zunächst erst einmal zu erkennen, müsste der erste Weg sein. Die Emotionen erscheinen bei ihm sehr statisch. Veränderungen der Gefühle vom heftigen Ekel zu einem Abflauen tauchen hier genauso wenig auf, wie die Möglichkeit verschiedene Emotionen zu empfinden und gleichzeitig darzustellen, zum Beispiel Ekel und Empathie. Differierend zu dem Modell Baduras tritt in den Ekelgeschichten von Krankenschwestern die Beschreibung von Ekel als etwas Prozesshaftes, Situationsgebundenes auf. Zudem bleibt Ekel sehr häufig auf ein Ereignis begrenzt und wird nicht unwillkürlich auf den Patienten oder die Patientin bezogen. Ekel taucht plötzlich auf, erreicht ein Maximum und klingt dann ab. Das wellenartige An- und Abschwellen erscheint als ein strukturelles Element in den jeweiligen Erzählungen der befragten Krankenschwestern und ist eine Spezifik des Ekels. Ilona D. lässt ein Ekelerlebnis Revue passieren:

„Was ich auch schlimm fand, war, wenn ich dann Leichen zu versorgen hatte. Das war auf der Intensivstation, wenn die so viele Schläuche gehabt haben und du hast dann die ganzen Schläuche rausgezogen und es hat dann immer noch nachgeblutet und die haben aus dem Mund dann noch geblutet und haben oft dann noch unter sich gemacht. [...] Einmal, das weiß ich noch, da hab ich auch noch, da haben wir dann den Patienten noch gedreht. Und dann ist halt auch so, so im Schwall ist das noch richtig oben rausgeschossen. Gell, der hat glaube ich irgendwie Magenca oder so was gehabt und dann ist das alles, ja dann ist das. Das war auch, da habe ich mich auch recht zusammenreißen müssen. [...] Und insgesamt, den Menschen an sich hab ich eigentlich selten so als eklig empfunden.“<sup>16</sup>

Ilona D. beschreibt den Ekel sehr kontextbezogen. Welche Emotionen zudem die Versorgung des gerade Verstorbenen begleiten, sind nicht Teil der Erzählung. Nicht der Tote an sich oder der tote Leib ist ekelerregend, sondern das gerade mit dem Leichnam Erlebte. Es ist das noch fließende Blut und das mechanisch durch das Drehen hervorgerufene Erbrechen, die Ekel bereiten. Wohl auch, weil solche körperlichen Reaktionen als dem Leben und nicht dem Tod zugehörig gedacht werden. Das Blut als Zeichen des Lebens ebenso wie das Austreten und Ausbrechen der anderen, hier nicht weiter benannten Exkremente, machen die Situation gleichzeitig auch gruselig, unheimlich und angstbesetzt, führt es doch die Nähe von Leben und Tod vor Augen. Die explizite, nicht immer nur direkte Schilderung des Ereignisses beendet Ilona D. nach ei-

<sup>16</sup> Interview mit Ilona D. am 16.7.00.

ner kurzen Pause mit einer beurteilenden Schlussequenz. Nach der Darstellung des Geschehens mit dem leblosen Leib, thematisiert sie zu Ende der Erzählung den Menschen mit all seinen über das Leibliche hinausgehenden Qualitäten und betont, dass keine Verbindung zwischen Mensch und Ekel sei.

### Anderes sehen, anderes wahrnehmen, anderes empfinden

Interessant sind für die Analyse des Ekels diejenigen Geschichten, in denen eigentlich Ekelreaktionen zu erwarten sind, und in denen die Krankenschwestern jedoch nicht mit Ekel auf die Situation und den oder die jeweilige PatientIn reagieren. Hier ist zu fragen, welche Gefühle statt dessen in der Pflegebeziehung zum Tragen kommen und ob es zu definierende Ereignisse gibt, die den Ekel zu verändern und aufbrechen. Zunächst möchte ich hier eine längere Passage zitieren, die nicht aus dem Pflegekontext entstanden ist, sondern die die Schweizer Pflegewissenschaftlerin und Judaistin Silvia Käppeli im Zusammenhang ihrer Arbeit über Leidenserfahrung von krebserkrankten Juden und Christen als Einblicke der Begegnung mit einer erkrankten Jüdin in Israel darlegt.

Frau A. „ist klein, hat schmale Schultern und im Verhältnis dazu ein disproportioniertes, sehr adipöses Becken und außerordentlich umfangreiche Oberschenkel. Ihr Kopf erscheint im Verhältnis zu ihrer Körpergröße riesig; dies insbesondere, weil sie fast keine Haare und große abstehende Ohren hat. Insgesamt wirkt sie sehr ungepflegt. [...] Die Wohnung ist sehr klein und gänzlich verwahrlost. Beton und Farbe bröckeln von den Wänden ab, die Fenstergitter sind verrostet. Frau A. führt mich in ein kleines schlauchförmiges Zimmerchen. Darin steht ein ungemachtes Bett, daneben eine nicht ausgepackte Siemens-Waschmaschine, zwei mit der Lehne an die Wand gestellte Fauteuils und dazwischen ein Tischchen. Alles ist schmutzig, auch das Geschirr, in dem sie mir Orangensaft, Kaffee und Kuchen offeriert.

Eher barsch weist mir Frau A. einen Fauteuil zu und setzt sich auf den anderen. In dieser Sitzordnung haben wir beide die abblätternde Wand vor dem Gesicht und würden uns nicht anschauen. So setzte ich mich quer auf dem unverrückbaren Stuhl, um Frau A. zu sehen. Daraufhin wirft Frau A. ihre Riesenschenkel übereinander und wendet sich mir zu, so gut es geht aus ihrem engen Sessel. Aus dieser Nähe wirkt Frau A. einerseits fast bedrohlich. Andererseits erinnern mich ihr fast nackter Schädel und ihr Gesichtsausdruck an Bilder von Häftlingen aus Konzentrationslagern. Sie sieht aus wie eine 70jährige, zu Tode erschreckte Frau.“<sup>17</sup>

Abscheu und vielleicht sogar Ekel mag die Forscherin in der Begegnung mit der erkrankten Frau empfunden haben, so drängt es sich mir auf. Formen und Zeichen des Unästhetischen bestimmen die Schilderung. Ähnlich wie in philosophischen Abhandlungen zum Ekel wird hier die alte, dicke und faltige Frau als Chiffre des Ekelhaften imaginiert.<sup>18</sup> Die Beobachtung der Forscherin Silvia Käppeli ist auf den Schmutz gelenkt. Er beherrscht das gesamte Ensemble, die Wohnung, an deren Wänden, das Geschirr, die zumindest nicht ordentlich gewaschene Wäsche, bis hin zu der Frau selbst. Hier wird die dicke Frau beschrieben, ihre dicken Schenkel und das an KZ-Häftlinge erinnernde Bild des kahlen Kopfes. Welch ein Gegensatz in einer Person. Die Begegnung wirkt fast schon bedrohlich. Obszön und dem Tode nahe erfüllt diese Frau den Raum. Sie stellt durch ihre Erscheinung, den Dreck und die Entblößung die Forschungssituation und den gewünschten Dialog in Frage.

Die Emotionen, die diese Begegnung von Seiten der Forscherin bestimmen, scheinen für mich offenkundig Abscheu und Bedrohung zu sein. Doch vieles sperrt sich gegen die allzu einfache Deutung. Kaum eine der von mir erspürten negativen Emotionen wurde im Text klar benannt.<sup>19</sup> Was steckt noch hinter den Bildern, hinter der KZ-Metapher? Ist es Mitleid oder eigene Hilflosigkeit? Welche Emotionen bestimmen auf der Seite der Pflegeforscherin Silvia Käppeli die Begegnung? Was nimmt sie durch ihren Schutzpanzer wahr? Welche Gefühle hat sie gegenüber dieser Frau? Um diese Fragen weiterzuverfolgen entschied ich mich, Silvia Käppeli zu bitten, als Gewährsfrau zu agieren und damit auch das Thema Ekel aus der Tabuzone zu nehmen. Ihre Wahrnehmung gewähren eine andere Deutung der Interviewsituation mit Frau A.<sup>20</sup>

„Wenn ich mir die Frau und die Gesprächssituation vergegenwärtige, dann war es eine der typischen Situationen, in denen ich in einer meiner Rollen (Mischung von Judaistik/Pflege-Forscherin und Krankenschwester) völlig überwältigt war vom Elend dieser Frau und ihrer verwahrlosten sozialen Situation. Ich glaube, die emotionale Fortsetzung davon war, zu versuchen, zu erspüren, wie es soweit kommen kann bei einer gebildeten kritischen Frau, andererseits grenzenloses Erbarmen,

<sup>17</sup> Silvia Käppeli: Zwischen Leiden und Erlösung. Religiöse Motive in der Leidenserfahrung von Krebskranken und Juden. Bern, u.a. 1998, S. 38.

<sup>18</sup> Menninghaus hat festgestellt, dass bei fast allen Autoren, deren Texte er untersucht hat, das Ekelhafte weibliches Geschlecht und hohes Alter aufweise. Die alte, dicke und faltige Frau wird als Chiffre des Ekelhaften imaginiert. Winfried Menninghaus: Ekel. Theorie und Geschichte einer starken Empfindung. Frankfurt/M. 1999, S. 135.

<sup>19</sup> Die Begriffe Abscheu und Ekel benutzt Silvia Käppeli an keiner Stelle – und von Bedrohung wird nur in der Einschränkung gesprochen.

<sup>20</sup> E-mailkorrespondenz mit Silvia Käppeli vom 30.8.2000 und 14.9.2000. Hier möchte ich Silvia Käppeli herzlich für die Offenheit danken, und für die Zusage, die Briefe benutzen zu dürfen.

dass es soweit gekommen war. In derart intensiven Situationen bin ich jeweils so total absorbiert von dem, was ich in dessen ganzer Komplexität vor mir habe, dass ich mich selbst vergesse. Trotz des Schmutzes verspüre ich in solchen Situationen keinen Ekel. Abgesehen von meinem Mitleid und Mit-Leiden ist auch mein Versuch, solche Menschen zu verstehen unendlich viel stärker als Abscheu. Faszinosum und Tremendum angesichts dessen was sich mir da zeigt, wenden alle Aufmerksamkeit auf, den Gegenstand' hin und weg von mir.“<sup>21</sup>

In der weiteren Korrespondenz führt Silvia Käppeli aus: „Ich glaube tatsächlich, der Schlüssel zum Zugang zu Ekligem, ohne dass man Ekel empfindet, ist das Eintreten auf die Person, die man vor sich hat. Dies in dem Sinne, dass man mitzufühlen und zu verstehen sucht.“<sup>22</sup>

Solches Verstehen, deren Prozesse und vor allem das Ergebnis der positiven Zuwendung zu dem oder der Kranken bei der Pflege und die Abwesenheit von Ekel ermöglicht eine nicht auf allein den kranken Körper und die Hinfälligkeit des Leibes beschränkte Sicht auf den zu pflegenden Menschen. Heike D. erzählt:

„Also ich kann mich dran erinnern, zum Beispiel eine ganz nette Patientin auf der Gynäkologie, die ein Mammakarzinom hat, die irgendwann mal einen Knoten gespürt hat, Angst gehabt vor dem Arzt dahin zu gehen, vor der Diagnose Krebs. Dann ist das ganze exulceriert, dann hat sie sich geschämt zum Arzt zu gehen, ist dann auch nicht mehr zum Arzt gegangen und irgendwann hat es dann massiv angefangen, zu bluten und dann musste sie doch ins Krankenhaus. Und der Tumor hatte sich also durch die Brustwand durchgefressen. Man sah bei der Frau zwischen den Rippen das schlagende Herz. [...] Und die Frau war, ich weiß auch nicht, das war der erste Gedanke, wie kann man nur, dann hat die aber sehr gut drüber reden können auch, hat dann so eine plastische Deckung hat man drüber gemacht und das war dann [atmet tief durch] gut. In dem Moment, wo man nachvollziehen konnte, was die Frau gelitten hat, vorher, oder auch aus welchen Gründen es so weit gekommen ist, und [dass] sie eine unglaublich liebe nette und sympathische Frau war, war das in Ordnung. Da konnte man also mit zum Duschen gehen und sich das angucken.“<sup>23</sup>

<sup>21</sup> E-mail von Silvia Käppeli an die Autorin vom 30.8.2000. Hier begab ich mich trotz der Kritik, die ich an Baduras Trennung zwischen echten und falschen Gefühlen habe, doch auch auf die Suche nach den „echten Gefühlen“.

<sup>22</sup> E-mail von Silvia Käppeli an die Autorin vom 14.9.2000.

<sup>23</sup> Interview mit Heike D. am 20.9.99.

Differierend zu anderen bereits dargelegten Erzählungen beginnt diese nicht mit einer Situationsbeschreibung und stimmt das Gegenüber nicht auf den Ekel ein, sondern stellt vorweg eine durchaus persönliche, sehr positive Beurteilung der Patientin und macht Stimmung für diese Frau. Heike D. schildert im weiteren aus der Perspektive der Frau deren Leiden und Ängste. Nähe und Verstehen als konstitutives Element dieser Beziehung manifestiert sich in der nun veränderten und dann kontinuierlich gebrauchten Bezeichnung der Patientin als ‚Frau‘. Die Patientinnenrolle steht so, kann interpretiert werden, weniger im Vordergrund. Statt dessen wird hier die Gemeinsamkeit, das Frausein akzentuiert. Dass für die Krankenschwester in dieser Beziehung kein Ekel beim Betrachten der Wunde, dem Blick auf das pulsierende Herz und das rohe Fleisch entsteht, liegt an dem Wissen und Verstehen der Gefühle der Patientin. Die beiden haben darüber kommuniziert, und dadurch konnten neben dem bloßen Mitleid eine Verstehensebene, Empathie und durchaus auch Sympathie entstehen. „Empathisches Verstehen: das heißt, daß ich die Motivstruktur des oder der anderen einführend aufzudecken suche und daß ich zumindest die Möglichkeit unterstelle, daß die Motive mir nicht fremd bleiben.“<sup>24</sup> Das noch in der Erzählung zu vernehmende anfängliche Entsetzen der Krankenschwester Heike D. über die Frau und ihren Umgang mit der Brust und dem Krebsgeschwulst hat sich durch die Bereitschaft der Kranken, über die Erkrankung, die sichtbaren Veränderungen und die Bedrohung zu sprechen, verändert. Sie hat Heike D. nicht nur das pulsierende Herz offenbart und sie damit zunächst schockiert, sondern auch ihre Ängste, die zu diesem körperlichen Zustand geführt haben. Dadurch wurde ein Verstehensprozess eingeleitet und es konnte der Blick von der Wunde hin zu der Frau und deren Leben gewendet werden. Der abschließende Satz der Erzählung lässt erkennen, dass sich für Heike D. der Anblick der Patientin und ihrer Wunde verändert hat, da sie in der Lage war, hinter die Dinge zu blicken‘. Der Visus war erweitert und Heike D. sah die Frau nicht auf die Wunde reduziert. An etwas späterer Stelle hält Heike D. fest: „Und klar, wenn man einen Patienten oder eine Patientin sympathisch findet, dann verschiebt sich die Grenze. Ich glaub, wenn man so jemanden länger kennt, kann man auch viel mehr Empathie entwickeln. Viel mehr das zur eigenen Sache machen.“<sup>25</sup>

Utz Jeggle formulierte speziell für den Ekel, aber nicht für den Ekelabsentismus und die anderen positiven Gefühle, für die dies gleichwohl gilt: „So ist Ekel weniger ein Zeichen der Natürlichkeit des Menschen als vielmehr eine Verbin-

<sup>24</sup> Im Rahmen der Diskussion am Ludwig-Uhland-Institut über die Frage ob es auch ein Zuviel an Empathie mit Gewährsleuten bei der Erforschung des Nationalsozialismus (so im Rahmen des Projekts „Heimatkunde des Nationalsozialismus im Landkreis Tübingen“) gibt, hat Bausinger hier den Begriff dargelegt. Hermann Bausinger: Verstehen ist nicht gleich Verstehen: In: Tübinger Korrespondenzblatt Nr. 34 (November 1989). Kann man zu viel verstehen, S. 19-21; hier: S. 20.

<sup>25</sup> Interview mit Heike D. am 20.9.99.

dungslinie zwischen Körper und Kultur.“<sup>26</sup> Eine spezifische Perspektive ohne Wegzuschauen sperrt sich gegen Ekel, wirkt reduzierend oder hemmend, ermöglicht auch, anderes zu sehen, anderes wahrzunehmen und, anderes, vor allem positive Gefühle zu empfinden. Dafür finden sich in den Gesprächen mit Krankenschwestern<sup>27</sup> viele Hinweise. Die Gefühle korrespondieren mit der speziellen Kultur der Pflegenden, deren Idealen und deren Bildern vom kranken und gesunden Menschen. Wie unterschiedlich diese Vorstellungen sein können, konnte hier nur angerissen werden. Am Ende steht aber hier, von mir bewusst platziert, eine Passage, die die Achtung, Wertschätzung und Sympathie gegenüber dem Menschen betont. Anita M. spricht über die von ihr gepflegten moribiden Männer und Frauen ganz besonders herzlich:

„A.: Ich find die immer irgendwie, die haben immer irgendwie alle was. Diese Leute. Also aber ich seh die auch nicht als Körper, sondern wirklich als Ganzes an, also als Schwätzen, als Reden, auch das Gesicht irgendwie, ich find, dass alte Leute dann oft auch so nette Gesichter noch haben.

I.: Das was du jetzt auch gesagt hast, das macht mich jetzt schon noch mal neugierig. was ist bei dir diese Faszination bei den Alten? Oder Sympathie, oder gefällt dir?

A.: Ich weiß gar nicht, also, ich hab ja im Altenheim angefangen und wollt immer Altenpflegerin werden. Na ja, was fasziniert mich an alten Menschen? Vielleicht auch schon die Lebenserfahrung, die die irgendwie haben oder auch, ich hör denen unheimlich gern zu von ihren Geschichten irgendwie, die sie erzählen. Aber, was mich ja direkt fasziniert? Also, ich find es schon toll, wenn man dann so mitkriegt, was der Mann, der Mensch in seinem Leben schon alles erlebt hat und auch gemeistert hat, irgendwie. Ja so eine gewisse Achtung, dass er das irgendwie so weit, so gut durchgestanden hat.“<sup>28</sup>

<sup>26</sup> Jeggle, Utz: Runterschlucken. Ekel und Kultur. In: Kursbuch 129/September 1997. Ekel und Allergie. Berlin, S. 12-26; hier: S. 25.

<sup>27</sup> Und auch bei teilnehmenden Beobachtungen im Krankenhaus, die ich im Rahmen des Projektes „Entwicklung eines Interventionsmodells zur Verbesserung der kommunikativen Kompetenz von Pflegenden und Gepflegten“ unter der Leitung von Prof. Dr. Jutta Dornheim (Universität Osnabrück) im Mai 1999 in einem Krankenhaus in Süddeutschland gemacht habe.

<sup>28</sup> Interview mit Anita M. am 3.5.00

## LITERATUR

- Badura, Bernhard: Interaktionsstreß. Zum Problem der Gefühlsregulierung in der modernen Gesellschaft. In: Zeitschrift für Soziologie (1990) 5, S. 317-328.
- Bausinger, Hermann: Verstehen ist nicht gleich Verstehen. In: Tübinger Korrespondenzblatt Nr. 34 (November 1989). Kann man zu viel verstehen, S. 19-21.
- Butler, Judith: Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt/M. 1991. (Orig.: Gender trouble – Feminism and the Subversion of Identity. New York, London 1990.)
- Duden, Barbara: Über die Logik der postmodernen Entkörperung: Das System unter der Haut. In: Tübinger Korrespondenzblatt Nr. 47 (September 1996). Leibhaftig/Körperlos. Ansätze zu einer Kulturwissenschaftlichen Geschlechterforschung, S. 22-38.
- Hochschild, Arlie Russell: Das gekaufte Herz. Zur Kommerzialisierung der Gefühle. Frankfurt/M., New York 1990. (Orig.: The Managed Heart. Commercialization of Human Feeling. Berkeley, Los Angeles 1983.)
- Jeggle, Utz: Runterschlucken. Ekel und Kultur. In: Kursbuch 129/September 1997. Ekel und Allergie. Berlin, S. 12-26.
- Käppeli, Silvia: Zwischen Leiden und Erlösung. Religiöse Motive in der Leidenserfahrung von Krebskranken und Juden. Bern u.a. 1998.
- Kant, Immanuel: Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. Der Streit der Fakultäten. In: Kants gesammelte Schriften. Hg. von der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 7, Berlin 1907.
- Klein, Gabriele/Katharina Liebsch (Hg.): Zivilisierung des weiblichen Ich. Frankfurt/M. 1997.
- Kolnai, Aurel: Der Ekel. In: Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung. Halle 1929, S.515-569.
- Landweer, Hilge: Mikrophysik der Scham? Elias und Foucault im Vergleich. In: Gabriele Klein/Katharina Liebsch (Hg.): Zivilisierung des weiblichen Ich. Frankfurt/M. 1997, S. 365-399.
- Landweer, Hilge: Scham und Macht. Phänomenologische Untersuchungen zur Sozialität eines Gefühls (= Philosophische Untersuchungen, Bd. 7). Tübingen 1999.
- Menninghaus, Winfried: Ekel. Theorie und Geschichte einer starken Empfindung. Frankfurt/M. 1999.
- Overlander, Gabriele: Die Last des Mitfühlens: Aspekte der Gefühlsregulierung in sozialen Berufen am Beispiel der Krankenpflege. Frankfurt/M. 1996, S.105.
- Ringel, Dorothee: Ekel in der Pflege – eine „gewaltige“ Emotion. Frankfurt/M. 2000.
- Schmitz, Hermann: System der Philosophie, Bd. II.1.: Der leibliche Raum. Bonn 1988.

## Das Herz reist nie

### Interviewpartner kommentieren Ergebnisse einer interkulturellen Feldforschung

„Leon hatte einmal zu mir gesagt, es komme nur auf das an, was wir in unserem Herzen tragen. *Das Herz reist nie*. Ich glaube ans Stillhalten. Ich glaube daran, daß die Geheimnisse, die wir im Herzen bewahren, unsere Anker sind, daß sogar das Ungesagte zwischen uns ein Ausdruck all unserer Versprechen an die Lebenden und an die Toten ist. Und daß all unsere Versprechen, wie all unsere Hoffnungen, uns durchs Leben bringen mit der Kraft eines Ozeandampfers, der die See durchquert.“<sup>1</sup>

### Die Gruppe der ‚Moritzburger‘ in Vietnam und die deutsche Kulturwissenschaftlerin: zwei Strategien

Heute – einige Jahre nach Abschluss meiner Feldforschung in Vietnam – kann ich mich noch sehr genau an den Moment erinnern, als ich nach sechs Monaten Aufenthalt in Ho Chi Minh Stadt das Flugzeug betrat, das mich nach Deutschland zurückbringen würde. Ganz plötzlich fiel von mir eine große Spannung ab, und es machte sich zum ersten Mal das Gefühl breit „Ich habe es geschafft“. Noch beim Verabschieden am Flughafen – umringt von Interviewpartnern und -partnerinnen – war mein Hauptaugenmerk darauf gerichtet, mich auch wirklich richtig zu verhalten. Heute weiß ich, dass mich unbewusst bis zum letzten Schritt ins Flugzeug die Angst und Sorge begleitet hatte, mein interkulturelles Forschungsprojekt könnte scheitern. Die mir fremde Kultur war ein Faktor, der mich verunsicherte. Viel entscheidender war aber, dass ich spürte, wie meine Interviewpartner und -partnerinnen eigene Interessen im Rahmen meiner Forschung verfolgten. Ich wusste, dass ihre Interessen, die sie motivierten mit mir Gespräche zu führen, nicht mit meinen übereinstimmten. Zwei Strategien – die der Interviewgruppe und meine eigene als die der Forscherin – hatten somit die Forschung bestimmt. Die Strategien waren aber auch nicht völlig entgegengesetzt, sonst hätte mein Vorhaben keine Chance gehabt. Von Anfang an habe ich

<sup>1</sup> Fae Myenne Ng: *Der Tag der Diebe*. München 1994, S. 223. Zitiert nach: Kien Nghi Ha: *Ethnizität und Migration* (= *Einstiege*, Bd. 9). Münster 1999, S. 9.

die Notwendigkeit gesehen, diesen Interessengegensatz in meiner Forschung mit zu bedenken und zu reflektieren. Ein methodisches Hilfsmittel war die kommunikative Validierung,<sup>2</sup> d.h. die Kommentierung meiner Forschungsergebnisse durch die Interviewpartner und -partnerinnen. Im folgenden soll dieses Hilfsmittel vorgestellt werden.

Ich kam 1995 in ein Vietnam,<sup>3</sup> das sich langsam gegenüber der Außenwelt öffnete. Noch vor zwei oder drei Jahren wären aus gesellschaftspolitischen Gründen Begegnungen und Gespräche zwischen Vietnamesen und einer Ausländerin nicht in unkomplizierter und privater Form möglich gewesen. Die jahrelange Isolation des Landes drückt sich heute noch in der Vorsicht und Distanziertheit gegenüber Ausländern aus. In Hanoi konnte ich von der Isolation noch mehr spüren als in Ho Chi Minh Stadt, wo der Öffnungsprozess gegenüber dem Ausland schon weiter fortgeschritten ist.

Die Menschen, die ich interviewt habe, nennen sich in Vietnam die ‚Moritzburger‘, weil sie als Kinder in Moritzburg und in Dresden zur Schule gegangen sind. Sie waren Teilnehmer einer Solidaritätsaktion der DDR-Regierung gegenüber der Demokratischen Republik Vietnam. 1955 kamen 149 vietnamesische Kinder in das Käthe-Kollwitz-Heim in Moritzburg und ein Jahr später noch einmal 199 Kinder in das Maxim-Gorki-Heim nach Dresden. Die insgesamt 348 Kinder im Alter zwischen 9 und 16 Jahren besuchten die Grundschule und wurden von 12 vietnamesischen Lehrern und Lehrerinnen begleitet.

Nach dem Heimaufenthalt, der 1959 endete, verlängerte sich die Zeit in der DDR für 215 Jugendliche dieser Gruppen um zwei weitere Jahre. Sie absolvierten eine Berufsausbildung in Betrieben der DDR. Über die Solidaritätsaktion hinaus konnten 62 ehemalige Schülerinnen und Schüler der deutschen Heimschulen im Jahre 1965 ein Studium in der DDR aufnehmen und 1970/71 in ihre Heimat, die nach dem kolonialen Befreiungskrieg erneut Kriegsgebiet war, zurückkehren.

Ich wurde durch den Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD) auf die Gruppe der ‚Moritzburger‘ aufmerksam. Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen des DAAD haben seit der Wiedervereinigung Deutschlands in der Zusammenarbeit mit Vietnam häufiger mit vietnamesischen Wissenschaftlern und

<sup>2</sup> J. Klüber: *Kommunikative Validierung – einige vorbereitende Bemerkungen zum Projekt „Lebensweltanalyse von Fernstudenten“*. In: Thomas Heinze (Hg.): *Theoretische und methodologische Überlegungen zum Typus hermeneutisch-lebensgeschichtlicher Forschung*. Werkstattbericht Fernuniversität. Hagen 1979. Siehe auch Thomas Heinze/H.-W. Klusemann: *Ein biographisches Interview als Zugang zu einer Bildungsgeschichte*. In: D. Baacke/T. Schulze (Hg.): *Aus Geschichten lernen. Zur Einübung in pädagogisches Verstehen*. München 1979, S. 182-225.

<sup>3</sup> Vgl. Mirjam Freytag: *Die „Moritzburger“ in Vietnam. Lebenswege nach einem Schul- und Ausbildungsaufenthalt in der DDR – Vermitteln in interkulturellen Beziehungen*. Frankfurt/M 1998.

Wissenschaftlerinnen zu tun, die durch ihre sehr guten Deutschkenntnisse, ihr umfassendes Fachwissen und ihr besonderes Engagement im Rahmen deutsch-vietnamesischer Kontakte auffallen. Sie gehören zu der Gruppe der ‚Moritzburger‘, die seit ihrer Kindheit und Ausbildungszeit in Deutschland einen engen Gruppenzusammenhalt pflegen. Die Universität ist aber nicht das einzige Arbeitsfeld in dem die ‚Moritzburger‘ sich für die gute Zusammenarbeit von Deutschen und Vietnamesen einsetzen. Ihre Vermittlungsfähigkeiten kommen auch in der Wirtschaft, Politik, beim Dolmetschen und Unterrichten, im Tourismus, bei der Betreuung deutscher Gäste und während Arbeitsaufenthalten in Deutschland zum Tragen. Ich wählte die ‚Moritzburger‘ als Fallbeispiel, um kulturwissenschaftliche, pädagogische und sozialwissenschaftliche Fragen zu interkulturellen Begegnungen zu klären.

Nach der jahrelangen Abgrenzung gegenüber Ausländern, dem ausgeprägten Nationalismus und der Abwehr von anderskulturellen Einflüssen, kam ich mit einer interkulturellen Fragestellung ins Land, die folgendermaßen formuliert war: Wie entwickeln Menschen mit langjährigen interkulturellen Erfahrungen Haltungen, die für das Vermitteln von eigenen und anderskulturellen Lebensweisen über kulturelle Grenzen hinweg notwendig sind? Ich stellte die Frage aus dem deutschen Kontext heraus, in dem Vermittlerinnen und Vermittler für ein friedliches Zusammenleben in der Gesellschaft immer notwendiger werden.

Die ‚Moritzburger‘ hatten ein anderes Interesse. Ihnen lag an einer Selbstdarstellung, durch die ihre besondere Verbundenheit mit Deutschland, ihre Kompetenzen und ihr Zusammenhalt als Gruppe zum Ausdruck kommen würde. Sie erwarteten von mir einen administrativen Bericht, der zum Zeitpunkt meiner Rückkehr fertig sein sollte. Er sollte darstellen, für welche interkulturellen Situationen die ‚Moritzburger‘ hilfreiche Fachleute sein könnten. Nicht so klar war ihnen mein wissenschaftliches Interesse. Eine wissenschaftliche Herangehensweise schließt auch ein kritisches Überdenken von Tatbeständen und – in meinem Fall – ein Infragestellen ihrer Erinnerungen, ihrer Selbstdarstellung als Gruppe und ihrer Vermittlungsfähigkeiten mit ein.

Allein in Vietnam mit einem Forschungsvorhaben, dessen Sinn für die Interviewpartner und -partnerinnen nur teilweise verständlich war, war es für mich nicht leicht meine eigene Sichtweise zu bewahren. Durch die große Zahl der von mir durchgeführten Interviews – es waren 39 – ergaben sich bei der Darstellung des Deutschlandaufenthaltes der ‚Moritzburger‘ häufig Wiederholungen. Stereotype Sätze wie z.B. „Deutschland ist unsere zweite Heimat“ oder „Die Kindheit in Deutschland war die schönste Zeit unseres Lebens“ gehörten zum festen Erzählrepertoire aller Gruppenmitglieder. Ich musste die Wiederholungen akzeptieren, wobei ich manchmal gern die mir schon bekannten Erinnerungen an die Zeit im Heim übersprungen hätte. Ich wusste, dass dies nicht möglich war, weil die ‚Moritzburger‘ genau diesen Teil erzählen wollten und sich darauf ihr gesamter Erzählstrang aufbaute. Dieser Erzählstrang entsprach

ihrem Wunsch, sich in einer bestimmten Weise darzustellen. Ich konzentrierte mich nach mehreren Interviews auf die Variationen, anstatt innerlich zu denken: Ich kenne die Geschichte schon. Spannend war für mich die Beobachtung, dass sich mein Zuhören über die Monate hin veränderte. Ich ließ mich stärker auf die Atmosphäre und meine eigenen Gefühle ein, die durch das Erzählen entstanden. Dadurch bekam ich mehr Zugang zu den hinter den Worten liegenden Erfahrungsqualitäten wie z.B. der Trauer, der Einsamkeit oder der Freude, die meine Interviewpartner und -partnerinnen weniger mit direkten Worten ausdrückten, als durch Körpersprache, Berührung, Blickkontakt, der Stimme und einer ausgeprägten Mimik.

Die Gefahr bestand, durch die Perspektive der ‚Moritzburger‘ als Gruppe verinnahmt zu werden. Das Heraustreten aus dem Feld, das Zurückfliegen nach Deutschland, war für mich die Voraussetzung, um das Material mit meiner Fragestellung und ausgewählten Theorieelementen kritisch bearbeiten zu können. Die verwendeten Theorien stammen aus einem westlichen Kontext und könnten auch in Situationen ihre Gültigkeit haben, in denen keine interkulturellen Fragen bearbeitet werden. Mit den Theorieelementen zur Erinnerungskultur, zur Marginalisierung, zum interkulturellen Lernen lassen sich Verbindungen schaffen zu Phänomenen, die in unserer Gesellschaft genauso angesiedelt sein könnten. Während der Auswertung im deutschen und wissenschaftlichen Kontext merkte ich, wie nun meine Sichtweise die Lesart bestimmte.

## Die Grenzen des Verstehens

In der interkulturellen Forschung besteht das Problem, dass wir das Fremde häufig erst verstehen, nachdem wir es in seiner Substanz in unserem Sinne verändert haben, so dass es notwendig ist, nach der ethnozentrischen Färbung unserer konkreten Verstehensmodelle zu fragen.<sup>4</sup> Forschungsfragen, Begriffsdefinitionen, Theorieelemente, methodisches Vorgehen sind durch die eigene (Wissenschafts-) Kultur und Gesellschaft bestimmt und prägen das Beurteilen, Filtern, Auswerten und Gewichten von Informationen.<sup>5</sup>

Auch von den ‚Moritzburgern‘ wurde das Verstehen thematisiert. Manchmal erhielt ich den Hinweis, dass diese oder jene Person nicht unbedingt ehrlich wäre, dass nicht alles wahr wäre, was gesagt wird oder sowieso alle nur das sagen, was sie sagen dürften. Eine spannende und für mich einprägsame Situation er-

<sup>4</sup> R. A. Mall/H. Hülsmann: Die drei Geburtsorte der Philosophie – China, Indien, Europa. Bonn 1989, S. 78.

<sup>5</sup> Renate Nestvogel: Interkulturelles Lernen im europäischen Zusammenhang. In: Anette Scheunpflug/Alfred Tremml (Hg.): Entwicklungspolitische Bildung. Tübingen 1993, S. 93-111; hier S. 104.



lebte ich während eines Ausfluges wenige Wochen vor meiner Rückreise. Sie wirft ein Schlaglicht auf die Grenzen des Verstehens: Fast alle meine Interviewpartner und -partnerinnen in Ho Chi Minh Stadt waren anwesend, als ein ‚Moritzburger‘, Bürgermeister der Stadt, in der wir uns befanden, bei einem Abendessen mit reichlich Alkoholkonsum aufstand und mich mit einer kleinen Rede über den Tisch hinweg direkt ansprach. Ich hatte ihn erst dort kennen gelernt und kein Interview mit ihm durchgeführt. Er wusste von meinem Projekt und erklärte stehend laut über den Tisch hinweg: „Frau Freytag, Sie werden uns nie verstehen!“ Er wiederholte diesen Satz mehrmals. Ich merkte, wie die Gruppe den Atem anhielt. Vielleicht sagte er, was alle dachten. Ich habe nichts geantwortet und weiter gelächelt, um in der Situation mein Gesicht zu wahren. Später meinte ich zu meinen Tischnachbarn, dass ich auch nicht erwartet hätte, alles verstehen zu können.

Ich überlegte im nachhinein, wie es zu dieser Situation kommen konnte. Zurück in Deutschland hatte ich die Gelegenheit, einer Ostasiatin diese Geschichte zu erzählen. Sie hatte gleich mehrere Assoziationen dazu. Sie fragte genau nach der Rolle, die der Bürgermeister innehatte und erklärte dann dazu: Als ein staatlicher Vertreter würde er bei solch einem Anlaß nur aus seiner Rolle heraus agieren. Mit den an mich gerichteten Worten würde er Kritik abwehren und seinen nationalen Stolz ausdrücken. Es wäre eine Rechtfertigungshaltung aus der Befürchtung heraus, dass ich mich kritisch äußern könnte. Wenn er sagt, dass ich nichts verstehe, erklärt er meine Meinung für unbedeutend. In seiner offiziellen Rolle warnt er die anderen vor meinen fremden Gedanken und meinen möglichen Beurteilungen aus westlicher Perspektive. Das Wichtigste in der Situation sei die Ansprache an die ‚Moritzburger‘ gewesen. Da er den Umweg über mich gewählt hätte, fühlte sich keiner in der Gruppe direkt kritisiert und niemand könne ihm widersprechen.

Das Fremde als etwas Fremdes zu akzeptieren und stehen zu lassen, ist schwierig, da wir es zunächst nur anhand unserer eigenen Kategorien erschließen und verstehen. Ein Ziel könnte es sein,

„die Sphäre des Gemeinsamen sowie die Grenzen zwischen Fremdem und Eigenem genauer zu erkennen und auch damit das Fremde in seiner Einzigartigkeit zu belassen, ohne vollständig klassifizieren, verstehen und damit eindeutig machen zu wollen (und zu können)“.<sup>6</sup>

<sup>6</sup> Nestvogel 1994, „Fremdes“ oder „Eigenes“?, S. 37.

## Kommunikative Validierung

Mit der Bearbeitung des Materials auf der Grundlage von ausschließlich westlichen Theorien würde ich dieses Ziel nicht erreichen. Ein methodisch neuer Schritt war notwendig. Ich entschied mich während der Ausarbeitung des Forschungsprojektes, eine kommunikative Validierung durchzuführen, d.h. ausgewählten Interviewpartnern die Ergebnisse meiner Arbeit zu präsentieren und ihre Meinung dazu einzuholen. Der Perspektivenwechsel ist eine Chance zur Wahrnehmung der eigenen kulturellen Gebundenheit, der Grenzen und Prämissen im interkulturellen Forschungsprozess. Ziel war das Aufspüren und Transparentmachen des eigenen ethnozentristischen Blickwinkels in meiner Forschung, der trotz des Bemühens ihn zu vermeiden, ein Teil der eigenen Aussagen bleibt. Die Akzeptanz und Auseinandersetzung mit dem anderen Blick kann ein Schritt hin zur kulturellen Selbstanalyse sein, der für interkulturelles Lernen notwendig ist. Es gilt die Voraussetzung aufzugeben, dass ‚unsere‘ wissenschaftliche Herangehensweise und wissenschaftliche Begrifflichkeit höherwertig sind und dass sie alleinige Definitionsmacht beanspruchen können.

Nach Abschluss der Analyse wollte ich wissen, ob die ‚Moritzburger‘ den von mir herausgearbeiteten Gruppenphänomenen, die ich unter die Stichworte *Erinnern, Anpassen und Konfrontieren* sowie *Vermitteln* angeordnet und beschrieben hatte, aus ihrer Perspektive heraus die gleiche Bedeutung wie ich beimessen oder ob sie andere Themenschwerpunkte setzen würden. Die kommunikative Validierung diente nicht dazu, meine eigenen Interpretationsergebnisse ‚absegnen‘ oder korrigieren zu lassen. Ich war vor allem an Kritik interessiert. Es ging mir darum, meine eigene Perspektive und meine eigenen Selbstverständlichkeiten in der Forschung mit Hilfe der Reaktionen der ‚Moritzburger‘ zu reflektieren. Dies beinhaltete, meine eigenen Arbeitsergebnisse offen zu legen, sie an die ‚Moritzburger‘ zurückzuvermitteln und ihnen eine gewisse Differenzenerfahrung zu zumuten.

Zusätzlich legte der Respekt vor der Gruppe der ‚Moritzburger‘ in Vietnam mit ihrer Bereitschaft zur Kooperation und ihrem Interesse an diesem Forschungsprojekt eine Rückvermittlung der Forschungsergebnisse nahe. Nach einem Zeitraum von 20 Monaten reiste ich ein zweites Mal für zwei Monate nach Vietnam. Der „Wiedereintritt in den Kommunikationsprozeß“<sup>7</sup> geschah dadurch, dass ich die Forschungsergebnisse in einem dreiseitigen Thesenpapier<sup>8</sup> zusammenfasste. Das Thesenpapier erhielten ausgewählte Befragte, die besonderes Interesse an meiner Arbeit gezeigt hatten. Ich händigte ihnen das Papier mehrere Tage vor dem vereinbarten Gesprächstermin aus, sodass sie genügend Zeit zum Lesen hatten. In dem Gespräch wurden sie daraufhin um Stellungnah-

<sup>7</sup> Siegfried Lamnek: *Qualitative Sozialforschung. Methodologie*, Band 1. München 1988, S. 152.

<sup>8</sup> Vgl. Anhang in: Freytag 1998, *Die „Moritzburger“ in Vietnam*, S. 404.

men gebeten. Gefragt wurde danach, ob sie die Forschungsergebnisse für sich und die Gruppe der ‚Moritzburger‘ als stimmig betrachteten und ob sie sich in ihnen ‚wiederfänden‘.

Ohne Probleme konnten die Kontakte zu einigen der ehemaligen Interviewpartnerinnen und -partnern wieder aufgenommen werden. Mein Wiederkommen wurde sehr geschätzt und als ein Zeichen dafür gesehen, dass ich die Beziehung zu den ‚Moritzburgern‘ und ihrem Land ernstnähme. Ich selbst freute mich über die Möglichkeit, nach der intensiven Bearbeitung der Interviewtexte, den ‚Moritzburgern‘ wieder persönlich zu begegnen. Zugleich löste mein erneutes Kommen aber nicht nur Freude darüber aus, dass ich den Kontakt wiederaufnahm, sondern verunsicherte gleichzeitig. Ich befürchtete, dass die ‚Moritzburger‘ das erneute Thematisieren ihrer Erfahrungen nach diesem längeren Zeitraum auch als eine Kritik ansehen könnten. Ein Verständnis für die mühsamen Prozesse der Wahrheitsfindung und ein Ringen um Verstehen im Dialog konnte ich nicht voraussetzen. Im Vergleich zu den vielen privaten Begegnungen und den Einladungen, die ich erhielt, gestaltete sich das Einfädeln dieser Validierungsgespräche schwieriger. Die ‚Moritzburger‘ waren nicht neugierig nachzuprüfen, ob ich nun das ‚Richtige‘ geschrieben hatte, sondern für sie war es wichtiger, die Beziehungsebene auszubauen und den Kontakt zu fördern. Mir wurde darüber hinaus deutlich, dass drei Seiten Thesenpapier zu lesen und anschließend zu kommentieren ein ganz anderer Vorgang ist, als sich mit seinen Erinnerungen darzustellen. Selbst bei denjenigen, die sich unkompliziert auf die kommunikative Validierung einließen und Bereitschaft zur erneuten Kommunikation zeigten, war doch auch Unverständnis dafür da, wie man sich über solch eine lange Zeit ernsthaft mit ihnen als Gruppe auseinandersetzen könnte. Einer erzählte von einem Telefonat mit einem Freund, in dem sie beide keine Antwort darauf hatten finden können, was man auf 300 Seiten über die ‚Moritzburger‘ schreiben konnte.

Die Gespräche mit den ‚Moritzburgern‘, die bereit waren, meine Rückmeldung zu hören und gegenüber meiner Einschätzung ihre Selbstdarstellung zu bekräftigen, zu ergänzen, zu erläutern oder zu verändern, waren dennoch ein Erfolg. Mehrere Faktoren sind vermutlich dafür entscheidend gewesen, dass die erneute Begegnung auf einer sehr viel größeren Vertrauensbasis ablief: Mein erneutes Anreisen, der Inhalt meines Thesenpapiers, die Zeit zwischen dem ersten und zweiten Gespräch und die sichtliche Mühe, die ich mir mit der Verarbeitung der Interviews gemacht habe. Der Inhalt meines Thesenpapiers signalisierte, dass ich die Selbstbilder der ‚Moritzburger‘ akzeptiert und sie mit ihrem Interesse ernstgenommen hatte. Die Bitte um Stellungnahmen signalisierte darüber hinaus ein Eingeständnis der Begrenztheit meiner Interpretation. Im nächsten Schritt ging es für die ‚Moritzburger‘ nicht mehr darum, die ‚offizielle‘ Wahrheit zu wiederholen und ihre Selbstdarstellung zu bekräftigen. Auf der vertrauensvolleren Ebene löste meine Bitte um Rückmeldung eine Dynamik

aus, durch die sie einzelne Aspekte revidieren, andere Wahrheiten ergänzen, Kritik äußern und politische Themen nach ihrer Wahl ansprechen konnten. Mir wurde klar, dass dieser zweite Schritt nur auf ihre Darstellung und meine Verarbeitung der ‚offiziellen‘ Meinung folgen konnte und dass ich solche Gesprächsergebnisse in Zweitgesprächen während meines ersten Aufenthaltes nicht erzielt hätte.

Mit dem Zustandekommen dieser Dialoge hatte ich nicht unbedingt rechnen können, da Reaktionen auf und Kritik von Selbstdarstellungen im vietnamesischen Kontext nicht selbstverständlich sind. Die Atmosphäre war in den erneuten Gesprächen dennoch sehr offen, so dass auch Fragen an mich gerichtet wurden. Durch die dialogische Struktur war ich viel stärker gefordert und fühlte mich freier als in der Rolle der Interviewerin. Die Verantwortung für die Gesprächsführung übernahmen häufig die ‚Moritzburger‘, so dass die Gespräche von den angeschnittenen Themen her sehr unterschiedlich verliefen.

Die mir gegenüber generell ausgedrückte Zufriedenheit mit der Darstellung des Aufenthaltes in der DDR und der Zeit nach der Rückkehr kann zwar als ein wichtiges Argument zur Absicherung der Ergebnisse betrachtet werden.<sup>9</sup> Dennoch ist die Zustimmung der Befragten nicht das einzige und ausschließliche Kriterium, „denn sonst müßte die Analyse immer bei den subjektiven Bedeutungsstrukturen der Betroffenen stehenbleiben“.<sup>10</sup> In der Literatur konnte ich nur wenige hilfreiche Anregungen finden, wie Erträge einer kommunikativen Validierung aussehen und wie ich bei einer Auswertung vorgehen könnte. Philipp Mayring sieht den Nutzen vor allem in der „Absicherung der Rekonstruktion subjektiver Bedeutungen“.<sup>11</sup> Aus dem Dialog können „wichtige Argumente zur Relevanz der Ergebnisse“<sup>12</sup> gewonnen werden. Für Siegfried Lamnek geht es darum, „im Verlaufe dieses Rückmittlungsprozesses die Überzeugung zu gewinnen, daß die ursprüngliche Analyse und Interpretation zutreffend waren.“<sup>13</sup> Er weist jedoch auch darauf hin, dass ungeklärt ist, an welchen Kriterien diese Stimmigkeit festgemacht werden kann, und wie dann diese Kriterien überprüft werden können.<sup>14</sup> Andreas Gruschka und Harald Geissler sprechen von einer gemeinsam verantworteten Aufklärungspraxis, von einem zweiseitigen Lehr-/Lernprozess, im Rahmen dessen die Erkenntnisse über den thematisierten Untersuchungsgegenstand weiterentwickelt werden können.<sup>15</sup> Für Thomas Heinze

<sup>9</sup> Philipp Mayring: Einführung in die qualitative Sozialforschung. München 1990, S. 105.

<sup>10</sup> Ebd., S. 105.

<sup>11</sup> Ebd., S. 106.

<sup>12</sup> Ebd.

<sup>13</sup> Lamnek 1988, Qualitative Sozialforschung, S. 152.

<sup>14</sup> Ebd.

<sup>15</sup> Andreas Gruschka/Harald Geissler: Über die Fähigkeit von Untersuchten und Wissenschaftlern, interpretative Urteile zu validieren. In: Zeitschrift für Pädagogik 28 (1982) 4, S. 625-634; hier: S. 630.

besteht die Chance einer kommunikativen Validierung darin, eine gemeinsame Praxis vorzubereiten und zu strukturieren, für die die Richtigkeit der Interpretation von Bedeutung ist.<sup>16</sup> Eva Köckeis-Stangl stellt heraus, dass es vielleicht adäquater ist, Ergebnisse in der Sozialforschung als mehrperspektivisches Herangehen auf einen noch dahinter liegenden Gesichtspunkt anzusehen. Dadurch ist die Forschende oder der Forscher im voraus darauf gefasst, dass das Ergebnis kein einheitliches, eher ein kaleidoskopartiges Bild sein wird. In diesem Sinn ist die Kombination von Methoden begrüßenswert.<sup>17</sup>

## Der Interessengegensatz wird sichtbar

Die Stellungnahmen der ausgewählten ‚Moritzburger‘ mit ihren Kommentaren, Anregungen, weiterführenden Gedanken und kritischen Äußerungen dienen mir als Materialgrundlage für die Reflexion meines theoretischen Forschungsansatzes und Vorgehens im Rahmen interkultureller Forschung. Die Gesprächsergebnisse habe ich danach untersucht, welche besonderen Themen sie bei der Kommentierung der Forschungsergebnisse herausstellen. Die Reaktionen der Befragten auf meine Zusammenfassung waren im allgemeinen zustimmend, so dass ich davon ausgehen kann, dass ich die Lebenswelt und die Botschaften, die die ‚Moritzburger‘ mir vermitteln wollten, verstanden habe. Einzelne Wörter und Gewichtungen in den Thesen wurden kritisiert. Den Ertrag aus den Validierungsgesprächen sehe ich in der Weiterentwicklung des Forschungsthemas durch Ergänzungen und neue Perspektiven. In den Stellungnahmen wurde nicht direkt kritisiert. Stattdessen sprachen die ‚Moritzburger‘ spezielle Themen an, die ich als lehrreiche Hinweise deute.

Die zweiten Gespräche fanden in einem veränderten Forschungskontext statt. Mit Hilfe des Thesenpapiers wurde ich in meinem Anliegen als Forscherin erkennbar und ernst genommen. Ich war nicht mehr nur ‚die Deutsche‘, die Fragen stellt. Auf dieser Grundlage entstand eine persönlichere Situation und eine Begegnung zwischen mir und Menschen, die aus ihrem Handlungsfeld heraus sprachen. Indem ich um Rückmeldungen bat, legte ich vor dem Gespräch meine eigenen Grenzen als Forscherin und Interpretin bloß. Nachdem ich durch die Fragen in den Interviews meinerseits Themen und Richtungen vorgegeben hatte, bot ich nun die Gelegenheit, mich als Forscherin zu kritisieren und meine Interpretationen zurechtzurücken. Durch diesen Wechsel entstand eine gleich-

<sup>16</sup> Thomas Heinze: *Qualitative Sozialforschung. Erfahrungen, Probleme und Perspektiven*. Opladen 1987, S. 102.

<sup>17</sup> Eva Köckeis-Stangl: *Methoden der Sozialisationsforschung*. In: D. Ulich/K. Hurrelmann (Hg.): *Methoden der Sozialisationsforschung*. Weinheim 1980, S. 321-370; hier S. 362 f.

wertigere Ebene, die Anfragen an mich ermöglichte und Interessensgegensätze stärker sichtbar machte. Die Ergebnisse der Validierung können hier nur angedeutet werden, da der Gesamtkontext der Forschungsarbeit fehlt.<sup>18</sup> Die kurzen Hinweise auf sechs Aspekte von Interessensgegensätzen in der interkulturellen Forschung sind daher inhaltlich nicht gefüllt, sondern zeigen eher exemplarisch, welche Erkenntnisse und Anfragen sich aus einer kommunikativen Validierung im Rahmen einer interkulturellen Forschung ergeben können.

1. Eine Gesprächsebene, die durch eine vertrauensvolle Atmosphäre gekennzeichnet ist, eröffnet andere Kommunikationsformen und Themen. Es ist auffällig, dass die ‚Moritzburger‘ erst in den Validierungsgesprächen ausführlich auf die eigene Gesellschaft und die Probleme mit ihr eingingen. Je mehr Vertrauen vorhanden war, umso weniger Raum nahmen stereotype Erzählungen ein. Die Themenvielfalt erweiterte sich, und die Gesprächspartner und -partnerinnen sprachen Probleme an, die sie selbst näher betrafen. Dagegen lässt man sich von einer unbekanntenen Person ungern in Zusammenhänge hineinreden, die als schwierig empfunden werden. Im vertraulicheren Validierungsgespräch wird die Bedeutung der einzelnen Person im interkulturellen Kontakt hervorgehoben. Eigene Interessen werden einer Idealisierung des Gruppenzusammenhalts durch die Forscherin entgegengestellt. Die unterschiedliche Nähe und Ferne zu bestimmten Themen kommt zum Vorschein.
2. Die Anregungen, die ich von den ‚Moritzburgern‘ für die Zusammenfassung der Forschungsarbeit erhalten habe, zeigen, dass meine Fragestellungen nicht mit den Anliegen der ‚Moritzburger‘ übereinstimmten. Die Frage, die das Interesse vieler ‚Moritzburger‘ widerspiegelt, lautete: „Wie können unsere Kenntnisse und Fähigkeiten in der konkreten Zusammenarbeit mit Deutschen angefragt und genutzt werden?“ Meine Frage dagegen war: „Wie haben die ‚Moritzburger‘ Vermittlungskompetenzen in Vietnam entwickelt?“ Es ergeben sich daraus zwei entgegengesetzte Blickrichtungen. In dieser entgegengesetzten Figur wird ein grundlegendes Problem meiner Untersuchung deutlich, das in der kommunikativen Validierung zum Vorschein kommen konnte. Da ich zunächst nur meinem Interesse folgte, ist die Forschungsarbeit für unseren deutschen Kontext gedacht und geschrieben. Deutlich wird, dass interkulturelle Fragen immer von einem Standpunkt aus formuliert werden und damit eine spezifische Richtung haben.
3. Die Untersuchungsgruppe macht mich auf den notwendigen Rückbezug auf meinen eigenen Kontext für die Forschungsarbeit selbst aufmerksam. Die ‚Moritzburger‘ verweisen mich auf meine Rolle in meiner eigenen Gesellschaft. Sie haben ihren Auslandsaufenthalt und ihre Lerngelegenheiten in

<sup>18</sup> Zum Gesamtkontext vgl. Freytag 1998, Die „Moritzburger“ in Vietnam.

Deutschland immer auf ihre eigene Gesellschaft bezogen gesehen. Entsprechend heißen ihre Rückfragen an mich: „Sie fragen, wie wir ‚Moritzburger‘ unsere Erfahrungen aus Deutschland in Vietnam vermitteln, und wie vermitteln Sie ihre Erfahrungen mit Vietnam in Deutschland?“ Oder: „Sie kritisieren unsere Parteimitglieder, die ihre Privilegien erhalten wollen und fragen nicht nach den Privilegien der Regierungsspitze in Deutschland.“

4. Die ‚Moritzburger‘ betonen, wie begrenzt ihre Handlungsmöglichkeiten und wie klein die Vorgänge waren, in denen sie eine Rolle spielen konnten. Ihrer Meinung nach mache ich sie zu wichtig. Die Bedeutung, die ich ihnen zuschreibe, entspricht nicht ihren Wirkungsmöglichkeiten. Daraus höre ich: „Idealisieren Sie uns nicht! Wenn Sie uns so viel Einfluss innerhalb der Gesellschaft zusprechen, wollen wir, dass Sie verstehen, wie viel Durchhaltkraft schon allein für das Durchsetzen einer kleinen Veränderung nötig ist.“ So lag den Gesprächspartnern und -partnerinnen in den Validierungsgesprächen daran, mir die politischen Schwierigkeiten und die engen Handlungsspielräume darzulegen.

In der gleichen Weise benutzen die ‚Moritzburger‘ das Praxisargument. Sie empfinden eine große Kluft zwischen den theoretischen Modellen, die ihre Lebenswege systematisieren, und der eigenen Biografie. Sie wehren sich gegen die Verallgemeinerung. Stattdessen wollen sie mir als Wissenschaftlerin sagen: „Wenn Sie wirklich etwas bewirken wollen, beschäftigen Sie sich weniger wissenschaftlich mit interkulturellen Fragen, sondern schauen Sie sich lieber konkrete Situationen an und überlegen Sie, welche praktischen Schritte jetzt notwendig sind.“

5. Aus Vietnam kommt mir ein Politikverständnis entgegen, das meine Forschungsarbeit anders einordnet, als ich vorher gedacht hatte. Die Politik der Kommunistischen Partei hatte ich bewusst aus den Interviews herausgehalten. Ich meinte, dass ich mich politisch sehr zurückgenommen hätte. Dabei ging ich jedoch von einem deutschen Politikverständnis aus. Kulturelle Themen sind in Vietnam politische Themen. Erst im Laufe der Arbeit wurde mir deutlich, dass sich meine Gesprächspartner und -partnerinnen so verhielten, als wenn ich nach politischen Entscheidungen der Partei gefragt hätte. Sie äußerten sehr zurückhaltend ihre Meinung, verwendeten durch die Politik vorgegebene Parolen und phrasenhafte Antworten. Darüber hinaus habe ich unterschätzt, dass der Diskurs über interkulturelle Themen in Vietnam ein gleich gutes Vertrauensverhältnis benötigt wie andere politische Themen auch.
6. Da die Zeitgeschichte und die nationale Politik einen großen Einfluss auf die Lebensgeschichte der ‚Moritzburger‘ hatten und haben, weisen sie immer wieder darauf hin, dass die Rahmenbedingungen und die gesellschaftlichen Zusammenhänge sehr genau beachtet werden müssen. Der Verweis auf die komplexen Vorgänge soll die Grenzen markieren, die dem Verstehen von

außen ihrer Meinung nach gesetzt sind. Die ‚Moritzburger‘ betrachten sich als Experten für ihre Lebenspraxis, und ich erhielt entsprechend die Botschaft: „Nur wenn Sie unsere Situation teilen, können Sie unseren Lebensweg und unsere heutige Situation begreifen“.

Die Entwicklung eines Verständnisses für eine andere kulturelle Situation wird so zu einem schwierigen und aufwendigen Prozess, der kaum wirklich gelingen kann. Es wird vor schnellen Erklärungen gewarnt. Ich werde einerseits in meine Grenzen verwiesen, werde aber andererseits durch die vielschichtigen und bereitwilligen Erläuterungen der fremden Lebensbedingungen in der Beurteilung meines eigenen Kontextes unterstützt. Für die ‚Moritzburger‘ haben meine Lernerfahrungen aus Vietnam, an denen sie sich so intensiv beteiligten, nur einen Sinn, wenn ich sie nicht in Vietnam belasse, sondern sie in meiner eigenen Kultur anwende und dort für Vietnam fruchtbar mache.

### Verschiedene Lesarten: Die kommunikative Validierung als Chance in der interkulturellen Forschung

„Die Überprüfbarkeit ist im Feld nicht durch eine Normierung der Werkzeuge möglich, denn diese würde die Vielfalt des Feldes, die Offenheit der Fragen und die Fähigkeit für Überraschungen einschränken, statt dessen ist eine detaillierte Beschreibung der Werkzeuge und des Umgangs mit ihnen notwendig, damit die Forschergemeinschaft und die an den Ergebnissen interessierte Öffentlichkeit den Ablauf des Forschungsprozesses nachvollziehen und dadurch prüfen kann. Da aber das Subjekt selbst, seine Sinne und seine Intuition, wichtige Werkzeuge der Feldforschung sind, ist es unumgänglich, daß dieses Subjekt selbst sich verstärkt thematisiert und kontrolliert.“<sup>19</sup>

Ich hätte mein Forschungsprojekt zu den interkulturellen Vermittlungsfähigkeiten der ‚Moritzburger‘ auch nach meiner wissenschaftlichen Analyse des Interviewmaterials beenden können. Meine Forschungsfrage wäre beantwortet gewesen, und die Ergebnisse hätten in den deutschen Forschungskontext gepasst. Dann aber hätte ich ein Gefühl übergangen, das meine Forschung in Vietnam ständig begleitete: die Angst vorm Scheitern. Meine Angst entstand, weil ich annahm, dass die ‚Anderen‘, also die Interviewpartner und -partnerinnen wie die übrigen Vietnamesen und vietnamesischen Institutionen, sich selbstver-

<sup>19</sup> Utz Jeggle: Verständigungsschwierigkeiten im Feld. In: ders. (Hg.): *Feldforschung. Qualitative Methoden in der Kulturanalyse* (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 62). Tübingen 1984, S. 93-112; hier: S. 112.

ständig davor schützen wollten, in eine Forschung hineingezogen zu werden, die nicht ihr eigenes Anliegen war. Die ‚Anderen‘ reflektierten, was ich wollte, und ich reflektierte, was sie denken und wollen könnten. Auf beiden Seiten bestanden Konstruktionen. Diese wurden nicht durch geäußerte Meinungen sichtbar, sondern zeigten sich u.a. in vielen kleinen Alltagssituationen, Entscheidungen und Höflichkeitsformen, waren also nicht Teil der Interviews. Die ‚Moritzburger‘ hatten ihre Interessen, die sie im Rahmen meines Forschungsprojektes verfolgten, und eigene Strategien. Wichtig war für mich die Erkenntnis, dass die verschiedenen Perspektiven auf das Forschungsthema Bestandteil der Forschungsarbeit sein müssen. Nur so konnten weder die ‚Moritzburger‘ noch ich als Forscherin übergangen werden. Die wissenschaftlichen Ergebnisse konnte in diesem Fall nur ich erarbeiten. Die Perspektive der Interviewpartner und -partnerinnen auf das Forschungsergebnis kann aber neue Bewertungen ergeben, die ebenso denkbar sind. Hierfür ist der methodische Schritt einer kommunikativen Validierung notwendig. Die Unterschiede in der Wahrnehmung und die Grenzen des Verstehens können durch sie sichtbar werden. Die Interessengegensätze können in ihrer Schärfe hervortreten. Entscheidend ist aber nicht nur, die Grenzen zu fassen, sondern über sie in ein erneutes Gespräch zu kommen. Mit der Offenheit von beiden Seiten werden Grenzen überschritten. Es geht nicht darum, sich die andere Meinung zu eigen zu machen, sondern andere Perspektiven auf das Material zuzulassen. Ich stelle das Material für eine neue Bewertung zur Verfügung. Darin steckt auch das Eingeständnis, dass ich nicht frei bin von einem ethnozentrischen Blick. Andere Lesarten können mir meine kulturelle Gebundenheit verdeutlichen und eine Basis sein für eine kulturelle Selbstanalyse. Hier bietet sich für die Forscherin oder den Forscher die Chance, interkulturell zu lernen. Erst nach der kommunikativen Validierung habe ich die Möglichkeit, mich selbst, meine Sinne und meine Intuition tiefergehend zu reflektieren.

In einer freieren Kommunikationsform, als das ein wissenschaftliches Interview darstellt, können Klischees, allgemeine Stereotypen und Bilder voneinander sehr viel offener ausgedrückt werden. Die ‚Moritzburger‘ formulierten in der Validierungsphase Gedanken, die im Rahmen des primären Forschungsprozesses nicht angesprochen worden waren. Beide Seiten waren entspannter. Vorurteile wurden ausgesprochen, die auch nur in einer vertrauteren Atmosphäre gesagt werden. Es gab Dialoge, in denen angegriffen, verteidigt, gerechtfertigt und erklärt wurde. Die ‚Moritzburger‘ argumentierten moralisch und praxisnah. Sie hatten ihr Leben vor Augen. Ich verteidigte mich mit der kritischen Reflexion und der Notwendigkeit auch zu Verallgemeinerungen zu gelangen. Die Unschärfe, die durch die Selbst- und Fremdbilder auftaucht, sehe ich als einen Einordnungsvorgang, der nicht überbewertet werden darf. Hier werden auch die Grenzen der kommunikativen Validierung deutlich. Es ging von Anfang an nicht darum, eine neue Forschungsphase zu eröffnen. Durch die Möglichkeit,

alles sagen zu können, was, auf dem Herzen liegt‘, kann die kommunikative Validierung Verletzungen, heilen‘, die in der Forschung verursacht wurden. Diese Gefahr besteht in der interkulturellen Feldforschung ganz besonders. Das Zurückvermitteln der Forschungsergebnisse nahm mir zusätzlich das Gefühl, den ‚Moritzburgern‘ noch etwas zu schulden. Die abschließenden Gespräche markierten für beide Seiten deutlich das Ende des Feldforschungsprozesses. Das nächste Mal kann ich als Privatperson kommen.

Trotz aller Bemühungen, das gegenseitige Verstehen zu fördern, Hintergründe zu erforschen und Lebenswege zu begreifen, bleiben interkulturelle Forschungen immer nur Annäherungen. Die eigenen Versprechen und Hoffnungen können näher gebracht werden, und doch bleiben sie immer noch anders und fremd. Die Lebenswege – verglichen mit Ozeandampfern, die die See durchqueren – zeigen, wie verschieden der Kurs sein kann. Trotz all der Annäherungen unterscheiden sich die Reiserouten. Zu dieser Einsicht hat die kommunikative Validierung für mich sehr deutlich beigetragen.

Was wir nie erfahren, das sind die Geheimnisse im Herzen der Interviewpartner und -partnerinnen. Diese Geheimnisse verwurzeln die Menschen.<sup>20</sup> Auch ich als Forscherin bewahre – trotz Reflexion des Forschungsprozesses – meine Geheimnisse in der Feldforschung.

<sup>20</sup> Als Beispiel für die Mühe, solchen Geheimnissen über ein ganzes Forscherleben näher zu kommen, siehe den Artikel von Barre Toelken: Langfristige Feldforschung: Vorteile und Enttäuschungen. In: Utz Jeggle (Hg.): Feldforschung. Qualitative Methoden in der Kulturanalyse (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 62). Tübingen 1984, S. 81-91. Er schildert am Beispiel der Erzähltradition der Navajo-Indianer, wie er die verschiedene Verwendung von Geschichten und ihre Funktion in der Gemeinschaft entdeckt.

- Baacke, D./T. Schulze (Hg.): Aus Geschichten lernen. Zur Einübung in pädagogisches Verstehen. München 1979.
- Freytag, Mirjam: Die „Moritzburger“ in Vietnam. Lebenswege nach einem Schul- und Ausbildungsaufenthalt in der DDR – Vermitteln in interkulturellen Beziehungen. Frankfurt/M. 1998.
- Gruschka, Andreas/Harald Geissler: Über die Fähigkeit von Untersuchten und Wissenschaftlern, interpretative Urteile zu validieren. In: Zeitschrift für Pädagogik 28 (1982) 4, 625-634.
- Ha, Kien Nghi: Ethnizität und Migration (= Einstiege, Bd. 9). Münster 1999.
- Heinze, Thomas/H.-W. Klusemann: Ein biographisches Interview als Zugang zu einer Bildungsgeschichte. In: D. Baacke/T. Schulze (Hg.): Aus Geschichten lernen. Zur Einübung in pädagogisches Verstehen. München 1979, S. 182-225.
- Heinze, Thomas: Qualitative Sozialforschung. Erfahrungen, Probleme und Perspektiven. Opladen 1987.
- Jeggle, Utz: Verständigungsschwierigkeiten im Feld. In: ders. (Hg.): Feldforschung. Qualitative Methoden in der Kulturanalyse (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 62). Tübingen 1984. S. 93-112.
- Klüver, J.: Kommunikative Validierung – einige vorbereitende Bemerkungen zum Projekt „Lebensweltanalyse von Fernstudenten“. In: Thomas Heinze (Hg.): Theoretische und methodologische Überlegungen zum Typus hermeneutisch-lebensgeschichtlicher Forschung. Werkstattbericht Fernuniversität. Hagen 1979.
- Köckeis-Stangl, Eva: Methoden der Sozialisationsforschung. In: D. Ulich/K. Hurrelmann (Hg.): Methoden der Sozialisationsforschung. Weinheim 1980, S. 321-370.
- Lamnek, Siegfried: Qualitative Sozialforschung. Methodologie, Band 1. München 1988.
- Mall, R.A./H. Hülsmann: Die drei Geburtsorte der Philosophie – China, Indien, Europa. Bonn 1989.
- Mayring, Phillip.: Einführung in die qualitative Sozialforschung. München 1990.
- Nestvogel, Renate: „Fremdes“ oder „Eigenes“? Freiräume zwischen Ausgrenzung und Vereinnahmung. In: dies. (Hg.): „Fremdes“ oder „Eigenes“? Rassismus, Antisemitismus, Kolonialismus, Rechtsextremismus aus Frauensicht. Frankfurt/M. 1994, S. 27-69.
- Dies. (Hg.): „Fremdes“ oder „Eigenes“? Rassismus, Antisemitismus, Kolonialismus, Rechtsextremismus aus Frauensicht. Frankfurt/M. 1994.
- Dies.: Interkulturelles Lernen im europäischen Zusammenhang. In: Anette Scheunpflug/Alfred Tremel (Hg.): Entwicklungspolitische Bildung. Tübingen 1993, S. 93-111.
- Ng, Fae Myenne: Der Tag der Diebe. München 1994.
- Toelken, Barre: Langfristige Feldforschung: Vorteile und Enttäuschungen. In: Utz Jeggle (Hg.): Feldforschung. Qualitative Methoden in der Kulturanalyse (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 62). Tübingen 1984, S. 81-91.
- Scheunpflug, Anette/Alfred Tremel (Hg.): Entwicklungspolitische Bildung. Tübingen 1993.
- Ulich, D./K. Hurrelmann (Hg.): Methoden der Sozialisationsforschung. Weinheim 1980.

## Qualitative Methoden der Feldforschung

### Vor- und Nachteile eines subjektiven Erkenntnisprozesses am Beispiel der Integration der Sudetendeutschen in Baden-Württemberg<sup>1</sup>

#### I

1979 resümierte der Volkskundler Rolf Wilhelm Brednich in seinem Aufsatz über die biographische Methode in der Feldforschung die Entstehung und Entwicklung eines wissenschaftlichen Interesses an qualitativen Forschungsmethoden und stellte fest, daß auch die Soziologie „sich aus einem allgemein spürbaren Unbehagen an den quantitativen exakten ‚harten‘ Formen der Befragungsmethoden heraus neuerdings wieder alltäglichen Kommunikationsgewohnheiten zuwendet und [...] dabei auch wieder autobiographische Dokumente“<sup>2</sup> verwertet. Den Zusammenhang zwischen der Alltagsforschung und einem „Wechsel hin zu qualitativen Methoden und zur interaktiven Forschung“ hat Carola Lipp in ihrem aufschlußreichen Aufsatz über Alltagskultur-forschung behandelt<sup>3</sup>. Bis heute wurden zahlreiche Beiträge zum Thema der qualitativen Methoden veröffentlicht<sup>4</sup>. Die qualitativen Methoden stehen mit

<sup>1</sup> Gefördert von der VW-Stiftung, wurde am Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen unter der Leitung von Prof. Dr. Utz Jeggle ein Forschungsprojekt durchgeführt zum Thema „Sudetendeutsche“ nach 1945. Einlebensprozesse deutsch-böhmischer Flüchtlinge. Distinktions- und Integrations-schwierigkeiten einer Flüchtlingsgruppe in den Westzonen der Bundesrepublik“. Der vorliegende Beitrag ist eine überarbeitete Fassung eines Kapitels aus dem Bericht für die VW-Stiftung.

<sup>2</sup> Rolf Wilhelm Brednich: Zur Anwendung der biographischen Methode in der volkswissenschaftlichen Feldforschung. In: Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde 22 (1979), S. 279-330; hier S. 281.

<sup>3</sup> Carola Lipp: Alltagskultur-forschung im Grenzbereich von Volkskunde, Soziologie und Geschichte. Aufstieg und Niedergang eines interdisziplinären Forschungskonzeptes. In: Zeitschrift für Volkskunde 89 (1993), S. 1-34.

<sup>4</sup> Z.B. Christel Hopf/Elmar Weingarten (Hg.): Qualitative Sozialforschung. Stuttgart 1979. Lorenz, Alfred: Möglichkeiten qualitativer Inhaltsanalyse. In: Das Argument 126 (1981), S. 170-181. Kohli, Martin: Soziologie des Lebenslaufs. Darmstadt, Neuwied 1978. Botz, Gerhard u.a. (Hg.): Qualität und Quantität: Zur Praxis der Methoden der historischen Sozialforschung. Frankfurt am Main, New York 1988.

autobiographischen Materialien in enger Beziehung. Insbesondere das narrative Interview hat, nach Michael Blume, „nicht nur den Vorteil, für den Informanten wesentliche Deutungsmuster, Weltbilder, Meinungen und Einstellungen – und damit die für die handlungstheoretische Erklärung von Eingliederungsprozessen wesentliche Kognitionen, Motivationen, Widerstände und Attributierungen – zu erfassen, sondern bietet auch die (in anderen Verfahren nicht gegebene) Möglichkeit, sich während des Interviews mit dem Befragten über den Sinn seiner Äußerungen zu verständigen“<sup>5</sup>. So kann man auch Fehlinterpretationen vermeiden oder, wie Blume weiter schreibt, „nur so können Erkenntnisse über ‚objektive Tatbestände‘ und deren subjektive Interpretation durch den Befragten gewonnen werden“<sup>6</sup>. Erkenntnismöglichkeiten der qualitativen Methoden, ihre Vorteile und Nachteile zum Verhältnis von Mensch, Kultur und Geschichte haben neuerdings die Oral-History-Debatten erweitert, über deren kritische Ansichten heute auch eine Vielzahl von wissenschaftlichen Arbeiten informiert.<sup>7</sup>

## II

Was sich in den übrigen Sozial- und Verhaltenswissenschaften als neuer Trend herauskristallisiert, ist in der Volkskunde als Untersuchungsmethode und Zugang zur Datenerhebung längst wissenschaftlich anerkannt, obwohl hierzulande „bis dahin zwar Verfahren der empirischen Erhebung und Sozialforschung gebräuchlich [waren], doch meist in Gestalt von standardisierten Fragebogen oder den im Fach seit langem üblichen Gewährsleute-Gesprächen“<sup>8</sup>. Einer Vielzahl empirischer Arbeiten (zu denen insbesondere Feldforschungen zählen) steht ein geringerer Anteil theoretischer und methodologischer Beiträge gegenüber, die erst seit rund zehn Jahren<sup>9</sup> verstärkt wissenschaftliche Aufmerksamkeit finden und die vor allem das „Objekt-Subjekt-Verhältnis“ diskutieren<sup>10</sup>. Die biographische Forschung war auch einer der bedeutsamen Ansätze für eine

<sup>5</sup> Michael Blume: Der methodische Ansatz. Von der Schwierigkeit qualitativer interkultureller Feldforschung. In: Ders./Detlef Kantowsky: Assimilation, Integration, Isolation. Fallstudien zum Eingliederungsprozeß südostasiatischer Flüchtlinge in der Bundesrepublik. Teil I. München, Köln, London 1988, S. 65-137; hier S. 85.

<sup>6</sup> Ebd.

<sup>7</sup> Z.B. Lutz Niethammer (Hg.): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“. Frankfurt am Main 1985. Subjektivität, Lebensläufe. In: Das Argument. Berlin 1980. Franz-Josef Brüggemeier/Jürgen Kocka: „Geschichte von unten, Geschichte von innen“. Kontroversen um die Alltagsgeschichte. Hagen 1985.

<sup>8</sup> Lipp (wie Anm. 3), S. 11.

<sup>9</sup> Bezieht sich auf das Jahr der Erstveröffentlichung (1994).

<sup>10</sup> Z.B. Utz Jeggle (Hg.): Feldforschung. Tübingen 1984. Rolf Lindner: Die Angst des Forschers vor dem Feld. In: Zeitschrift für Volkskunde 77 (1981), S. 51-66.

„Untersuchung der kulturellen Vermittlung von Geschichte und das Entstehen von kollektiv verankerten Ansichten historischer Realität“<sup>11</sup>. Es geht dabei nicht nur um das Einreihen des Individuums in geschichtliche Zusammenhänge, sondern auch darum, die kognitiven Muster „desjenigen Mitglieds einer bestimmten Kultur, mit dem wir uns gerade befassen“, zu erkennen<sup>12</sup>.

Das scheint nicht nur deshalb wichtig, weil das Weltbild, in dem die Vorstellungen über die Geschichte eine wichtige Rolle spielen, mit dem sozialen Erbe der Gesellschaft tief verknüpft ist, und weil „bestimmte Einstellungen gegenüber der Vergangenheit tiefgreifende Auswirkungen auf die Kultur selbst haben“, sondern auch weil diese Einstellungen (man kann sie die ‚ideologisierte Geschichte‘ nennen) darüber hinaus „einen Plan für gesellschaftliches Handeln“<sup>13</sup> bieten. Gerade diese Zusammenhänge sollten meines Erachtens bei einer kulturwissenschaftlichen Vorgehensweise nicht vernachlässigt werden. Denn auch die „Geschichte als Konstruktion, an Normen und sozialen Strukturen ausgerichtet, ist so als Wissen über gemeinsame Zeitlichkeit ein wesentlicher Faktor für die Konstitution von Gruppenidentitäten“<sup>14</sup>. Die „historische Weltansicht“, die jedes Mitglied einer Gruppe mehr oder weniger teilt, bestimmte auch bei unserem Forschungsvorhaben entscheidend den Einlebensprozeß des Einzelnen und sein Verhalten während des Interviews.

Über die Stadien des Einlebensprozesses und die innere Eingliederung in eine neue Umwelt können uns weniger die in der einschlägigen Heimatliteratur veröffentlichten Erinnerungen oder andere schriftliche Quellen informieren als die in autobiographischen Interviews konstruierten, subjektiven Rückblicke. Gesamtbilder entstehen nur aus vielen Einzelfacetten und Bruchstücken. Wir können jedoch nicht die Problematik der Uminterpretierung außer acht lassen, worauf Peter L. Berger aufmerksam machte<sup>15</sup>. In unserer Arbeit ging es aber nicht um den Lebenslauf als Erkenntnisziel. Unser Blickwinkel entspricht dem, was Utz Jeggle über die volkskundliche Herangehensweise so formulierte: In der Volkskunde gehe es darum, „die Vielfalt der Gedächtnisse und ihre Eigenwertigkeit zu bewahren, also nicht um die offizielle Historienmalerei, sondern um den Kosmos des erinnerten Erlebens, der das Prisma, in dem die professionelle Geschichte das wirkliche Geschehen zu fassen sucht, nicht ersetzt, sondern um einen relativierenden, man könnte auch sagen, um einen multi-

<sup>11</sup> Frank Heins: Über Geschichtsbilder in Erinnerungserzählungen. In: Zeitschrift für Volkskunde 89 (1993), S. 63-77; hier S. 63.

<sup>12</sup> J. Ronald Grele: Ziellose Bewegung. Methodologische und theoretische Probleme der Oral History. In: Niethammer (wie Anm. 7), S. 195-220; hier S. 209.

<sup>13</sup> I. Warren Susman: History and the American Intellectuals: Uses of Usable Past. Zitiert nach Grele (wie Anm. 12), S. 208.

<sup>14</sup> Heins (wie Anm. 11), S. 63.

<sup>15</sup> Peter L. Berger: Lebenslauf und Lebensläufe oder: Vergangenheit nach Maß und von der Stange. In: Steinert, Heinz (Hg.): Symbolische Interaktion. Arbeiten zu einer reflexiven Soziologie. Stuttgart 1973, S. 197-207; hier S. 199.

kulturellen oder demokratischen Anteil ergänzt. Also Kulturwissenschaft als Verteidigungsamt, um populäre Geschichten zu bewahren, zu verstehen und zu deuten – auch dann, wenn sie falsch sind und vielleicht sogar dann, wenn sie borniert erscheinen<sup>16</sup>.

Durch diese Akzentuierung der biographischen Erinnerungen unterscheidet sich, wie man vielleicht etwas vereinfachend zusammenfassen kann, die Methodik der Volkskunde von jener der Oral History, der es anfänglich sicherlich auch eher um den Lebenslauf ging. In den autobiographischen, jedoch „problemzentrierten“ Interviews, die unsere Befragung bestimmten (und die in der Sozialforschung anerkannt sind)<sup>17</sup>, läßt man den Respondenten einen freien Raum für das Erinnern und Erzählen. Diese Schrankenlosigkeit schafft breitere Assoziationsmöglichkeiten, hat aber auch zur Folge, daß manches Widersprüchliche auftaucht. Auch in der nachträglichen Analyse treffen dadurch verschiedene Deutungsmuster aufeinander, wie dies Utz Jeggle formulierte: „So ergibt sich bei der Deutung solcher Geschichte Geschichten ein Dreiecksverhältnis zwischen historischem Faktum, populärer und gelehrter Deutung“<sup>18</sup>.

Bevor wir dieses Verhältnis ausführlicher betrachten, muß auf verschiedene Faktoren aufmerksam gemacht werden, die die populäre Deutung prägen. Wie Peter L. Berger hielt auch Maurice Halbwachs bei der Rekonstruktion von Erinnerungen den Einfluß der Umwelt für wichtig. „Die Folge der Erinnerungen, selbst der allerpersönlichsten, erklärt sich immer aus den Veränderungen, die in unseren Beziehungen zu den verschiedenen kollektiven Milieus entstehen, das heißt, letztlich aus den Veränderungen jedes einzelnen dieser Milieus und ihrer Gesamtheit“<sup>19</sup>. Solche Überlegungen wecken permanente Zweifel am Wert der Erinnerungen insgesamt. Ist es überhaupt möglich, den Einlebensprozeß, der vor vierzig Jahren begann, die Probleme, die sich damals stellten, und die Gefühle, die damals relevant waren, aus einem Interview herauszupräparieren? Wie oft mag Entscheidendes uminterpretiert worden sein? Man kann jedoch von den Regeln sozialpsychologischer Reaktionsmuster ausgehen. Die heutigen Erinnerungen und Deutungen offenbaren die damaligen Erfahrungen so, wie sie die Einstellungen und Gefühle geprägt haben, und signalisieren letztendlich auch den gelungenen oder nicht gelungenen Integrationsprozeß.

Wenn wir volkskundliche Feldforschungserfahrungen in Betracht ziehen, erscheint uns die Gefahr von Uminterpretationen der Erinnerungen weniger ausschlaggebend, denn ohnehin geht es immer auch um einen erzählerischen Akt,

<sup>16</sup> Utz Jeggle: Auf der Suche nach der Erinnerung. In: *Erinnern und Vergessen. Vorträge des 27. Deutschen Volkskundekongresses Göttingen 1989*. Hrsg. von Bönisch-Brednich, Brigitte/Brednich, Rolf Wilhelm/Gerndt, Helge. Göttingen 1991, S. 89-101; hier S. 91.

<sup>17</sup> Vgl. z. B. Andreas Witzel: *Verfahren der qualitativen Sozialforschung. Überblick und Alternativen*. Frankfurt am Main, New York 1982, S. 9.

<sup>18</sup> Jeggle (wie Anm. 16), S. 92.

<sup>19</sup> Maurice Halbwachs: *Das kollektive Gedächtnis*. Stuttgart 1967, S. 12.

der seinen eigenen Regeln folgt, zu denen z.B. der regulative Einfluß der Gruppe gehört.

### III

Der Rahmen unserer Untersuchung war historisch, unsere Fragestellung eher ethnographisch. Die Hauptuntersuchungsmethode war deshalb, wie erwähnt, das themenzentrierte Gespräch als Technik der volkskundlichen Feldforschung. Angesichts der Problematik des Projektvorhabens war die qualitative Methode die einzig mögliche. „Inneres Einleben“, was nach psychologischen Hypothesen das „Wohlbefinden“ und die „Zufriedenheit“<sup>20</sup> und aus der Sicht der Kulturwissenschaft ein neues Heimatgefühl ausmacht, kann mit „isolierte[n]“, aber auch besser vergleichbare[n] und in Zahlen darstellbare[n]“ Informationen der quantitativen Methode nicht erfaßt werden<sup>21</sup>. Die Feldforschung ist aber nicht nur als Erhebungsmethode berechtigt, sondern sie ermöglicht es auch, innere Prozesse zu erkennen und zu reflektieren und darüber hinaus einen eventuellen Einstellungswandel zumindest hypothetisch festzustellen. In dem folgenden Teil möchte ich über die konkreten Umstände unserer Feldforschung sprechen.

Für die Interviews selbst habe ich aufgrund der Erfahrungen aus früheren Forschungen einen Fragebogen entworfen, der allerdings nur als Wegweiser und Gedächtnisstütze im Gesprächsverlauf dienen sollte. Die Auswahl der Informanten erwies sich schon am Anfang als problematisch. Um Gesprächspartner zu finden, mußten wir uns zunächst an die zuständige Landsmannschaft wenden oder die Ansprechpartner mittels landsmannschaftlicher Zeitschriften suchen; die landsmannschaftliche Orientierung hatte dadurch für einen Teil der Gespräche eine gewisse Pfortner-Rolle bekommen. Einige Gespräche wurden über private Kontakte der Feldforscherinnen vermittelt. Weitere Hilfe bei der Gesprächsvermittlung kam von der Ackermann-Gemeinde und den sudetendeutschen Sozialdemokraten. Das war der Ausgangspunkt für die Feldforschung, die dann weiter nach der Methode des „Schneeballsystems“ verlief. Dabei wurde zahlenmäßig keine „repräsentative“ Vertretung der einzelnen Untersuchungsgruppen (Gablونzer, Böhmerwälder, Südmährer, Iglauer und sudetendeutsche Sozialdemokraten) erreicht. Das war jedoch für die Auswertung nicht als schwerwiegendes Hindernis anzusehen, da alle Gruppen vertreten wa-

<sup>20</sup> Dirk Revenstorf: *Psychologische Probleme der Eingliederung im Ausland. Methoden der Messung und Vorhersage. Eine empirische Untersuchung*. Diss. Konstanz 1973, S. 134f.

<sup>21</sup> Hans Fischer: *Feldforschung*. In: Ders. (Hg.): *Ethnologie. Eine Einführung*. Berlin 1983, S. 69-89; hier S. 70.



ren, und es sich zeigte, daß der Aspekt der Herkunftsgegend für den Einlebensprozeß nicht die wichtigste Rolle spielte.

In der Regel gibt es drei Gruppen von Informanten. Die erste will das Gespräch nach eigenen Vorstellungen steuern. Fragen des Interviewers dienen hier nur zum Erinnern an etwas noch nicht Gesagtes. Die zweite Gruppe erwartet Fragen. Diese werden aber bloß als Bestätigung für das Interesse des Forschers angesehen. Bei der dritten Gruppe schließlich bedarf es vieler Zwischenfragen, um ein kommunikatives Verhältnis zwischen Interviewpartner und Forscher aufrechterhalten zu können. Den drei Gruppen von Interviewpartnern begegnen wir auch bei unserer Feldforschung. Einige Informanten, wie Herr R., hatten ohnehin die Absicht, ihre Erinnerungen schriftlich niederzulegen. Sie waren aber im Laufe des Lebens nicht dazu gekommen, so daß das Gespräch für sie gewissermaßen als Ersatz für dieses Vorhaben diente. Andere wiederum fühlten sich verpflichtet, ihre Meinung mit Hilfe der Forscherin der Welt mitzuteilen. Eine solche Einstellung der Gesprächspartner ist bei der Feldforschung kein Ausnahmefall. Nach Grele spricht bei einem Interview „der Interviewte nicht bloß zu sich selbst und zum Interviewer, sondern über den Interviewer auch zur größeren Gemeinschaft und deren Geschichte, so wie er sie sieht. Es handelt sich dabei um einen Dialog, dessen genauer Charakter schwer zu definieren ist. Allem Anschein nach ist in dieser Beziehung wiederum eine doppelte Beziehung enthalten – die zwischen dem Informanten und dem Historiker und die zwischen dem Informanten und seinem eigenen historischen Bewußtsein“<sup>22</sup>.

Diese Erkenntnis galt verstärkt in unserer Situation: Durch die tschechische Interviewerin sah man die Möglichkeit, dieser, stellvertretend für die Tschechen, die eigenen Ansichten darzustellen. Demgegenüber waren andere Informanten zwar bereit, sachlich die Fragen zu beantworten, wollten aber nicht mehr Einblick als notwendig in ihre Persönlichkeit gewähren. Dazwischen lagen Informanten, die entweder Kontakt brauchten oder im Interview eine Bestätigung ihres Denkens und ihrer Erzählfreude suchten, manchmal auch im Sinne von „Sich-nutzbar-Machen“.

Zur Interaktion in der Feldforschung gehören stets zwei Seiten. Für die Person des Interviewers stellt sich die Frage, inwieweit er sich mit dem Erforschten identifizieren kann und damit seine Identität in Frage zu stellen bereit ist. Fraglich war, ob in unserem Projekt diese Situation überhaupt eintreten konnte (obwohl die Interviewerin an der Feldforschung auch das persönliche Interesse hat, sich als Tschechin mit den Erforschten, mit deren geschichtlichen Erfahrungen und deren Folgen auseinandersetzen und sie dann weiter zu transzendieren). Das Setting war ja relativ kühn, die Hauptinterviewerin war als anerkannte tschechische Asylantragsstellerin Vertreterin des früheren „Feindes“, aber zugleich von einem ähnlichen Schicksal betroffen, mit Heimatverlust geschlagen. Schon der

<sup>22</sup> Grele (wie Anm. 12), S. 206.

Projektentwurf programmierte teilweise die Situation im Feld vor – in der Begegnung von Vertretern zweier Völker, deren gemeinsames Zusammenleben ein dramatisches Ende genommen hatte. Deswegen spielte mehr als in anderen Feldsituationen die Frage der gegenseitigen mentalen Verortung eine Rolle. Diesen Vorgang beschreibt Klaus-Peter Koepping so: „Es sind in der Tat die Forschungssubjekte, die den Forscher auf seinen Platz verweisen, ihn bei Anbiederungsversuchen in die Schranken weisen und ihm so die Rolle des ‚geduldeten Fremden‘, der allerdings zum ‚Freund‘ avancieren kann, zuteilen“<sup>23</sup>.

Aufgrund des historischen Hintergrunds des Projektthemas sowie der Biographie der Feldforscherin könnte vermutet werden, daß eine der wesentlichen Forderungen der Feldforschung, nämlich die zweite Sozialisation des Forschers und der gemeinsame Lernprozeß in der Interaktion nicht erfüllt worden sei, weil die Konfrontation von zwei geschichtlichen „Gegnern“ einen kommunikativen Dialog verhinderte. Demgegenüber sollte gerade die Konfrontation der beiden Gesprächspartner zu einer emotionalen „Wiederholung“ früherer Situationen führen und dadurch die Gespräche vertiefen und öffnen – denn, so Albrecht Lehmann: „Selbstreflexion geht jeder lebensgeschichtlichen Erzählung voraus und bildet im Erzählvorgang die Basis der Geschichte“<sup>24</sup>. Gerade diese Selbstreflexion sollte durch die Konfrontation gefördert werden.

Im Unterschied zu den meisten Überlegungen in der gegenwärtigen Feldforschungsdiskussion wurde aber von Anfang an nicht mit einer identifikatorischen Einfühlung zwischen Feldforscherin und Interviewten gerechnet. Statt dessen lag der Akzent eher auf distanzierten Formen der teilnehmenden Beobachtung. Dazu meint Koepping: „Der Ethnologe als teilnehmender Beobachter hat zwei Ziele im Auge: erstens, der zu erforschenden Gruppe so nahe zu kommen, daß seine Gegenwart in dem Maße unauffällig, normal und gewöhnlich wird, daß er in der Lage ist, das Leben und Denken der anderen in einer ‚natürlichen‘ Umgebung wahrzunehmen, zweitens, daß er seine Beobachtungen zu Papier bringt, analysiert, mitteilt, d. h. nach dem Rahmen der wissenschaftlichen Gepflogenheiten richtet“<sup>25</sup>.

Unter den gegebenen Voraussetzungen war es anfangs nicht einfach, auf die zu erforschende Gruppe zuzugehen. Allein die etwa 30, meist telefonischen Absagen sind ein deutliches Indiz dafür. Als nicht leicht zu erfüllen empfand ich darüber hinaus die Erfordernisse einer ethnographischen Haltung, die „geistige Bereitschaft, die Offenheit, das Zur-Verfügung-Stellen des Selbst mit allen sei-

<sup>23</sup> Klaus-Peter Koepping: Feldforschung als emanzipatorischer Akt? Der Ethnologe als Vermittler von Innen- und Außensicht. In: Ethnologie als Sozialwissenschaft. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Sonderheft 26 (1984), S. 216-239; hier S. 223.

<sup>24</sup> Albrecht Lehmann: Erzählstruktur und Lebenslauf. Autobiographische Untersuchung. Frankfurt am Main, New York 1983, S. 18.

<sup>25</sup> Koepping (wie Anm. 23), S. 227.

nen Vorurteilen und Prinzipien [voraussetzt], um das Andere ‚einfließen‘ lassen zu können, um die andere Welt in der für sie sinnvollen Bezügen und Bedeutungsverflechtungen zu verstehen“<sup>26</sup>.

Das Gespräch erforderte also von beiden Seiten eine offene Selbstreflexion, die in unserem Fall nicht so einfach und selbstverständlich gegeben war. Irritationen waren vorprogrammiert. Als Feldforscherin war ich zumindest am Anfang mit unerwarteten Einstellungen der Informanten konfrontiert. Umgekehrt gab es eine Überraschung für die Interviewten, denen in der ersten Etappe der Recherche, bei der Interviewverabredung, nicht ausdrücklich gesagt worden war, daß eine der Interviewerinnen Tschechin ist. Dieser erste Schock war jedoch nicht das einzige Gesprächshindernis. Die distanzierte oder manchmal sogar ablehnende Einstellung der Informanten, die wohl eher durch „Tschechenstereotype“ als durch persönliche Erfahrungen bedingt war, verursachte zumindest am Anfang des Interviews Spannungen. Die Diskrepanz zwischen solchen Stereotypen über eine Volksgruppe und den subjektiven Erfahrungen mit diesem „Feind“ wurde auch von Lehmann in anderem Zusammenhang festgestellt<sup>27</sup>. Im Verlauf des Gesprächs gelang es aber oft, diese Stereotypenbildung abzuschwächen und damit die Voraussetzungen für einen gegenseitigen Dialog zu verbessern.

Darüber hinaus waren jedoch weitere Schwierigkeiten zu erwarten. Einige der Interviewpartner waren nur ungern bereit, sich mit jemandem vom „Gegenlager“ über schwerwiegende und auch schmerzliche Erfahrungen zu unterhalten. Also auch hier konnten Rollenzuweisungen das Gespräch blockieren. Aber solche Rollenzuweisungen sind nichts Außergewöhnliches, sondern sie bestimmen nach Gerhard von Kutzschenbach den gesamten Verlauf einer Feldforschung. Danach ist die Übernahme einer Rolle unvermeidlich, um sich im Feld verhalten zu können. Anstatt sich unkontrolliert den Übertragungen der Gesprächspartner auszusetzen, ist es für den Interviewer besser, ganz bewußt eine Rolle einzunehmen. „Die Wahl und Kontrolle seiner Handlungen gehören zu seinen taktischen Aufgaben, wenn er die Eindrucksbildung nicht dem Zufall überlassen will“<sup>28</sup>.

Ich ging, wie sich herausstellen sollte, mit einer naiven Vorstellung in die Gespräche. Obwohl mir klar war, daß ich in den Augen meiner Respondenten das Gegenlager vertrat, so hoffte ich doch aufgrund der Parallelität unserer Flüchtlingsschicksale, bei den Gesprächspartnern auf Vertrauen und Verständnis zu stoßen. Ich war überzeugt, als Mensch zu Menschen zu kommen, die ein Schicksal erlebt haben, das meinem ähnlich war: unfreiwilliges Verlassen der

<sup>26</sup> Ebd., S. 228.

<sup>27</sup> Albrecht Lehmann: Gefangenschaft und Heimkehr. Deutsche Kriegsgefangene in der Sowjetunion. München 1986, S. 14-18 und 173-179.

<sup>28</sup> Gerhard von Kutzschenbach: Feldforschung als subjektiver Prozeß. Ein handlungstheoretischer Beitrag zu seiner Analyse und Systematisierung. Berlin 1982, S. 132.

Heimat. Der Unterschied zwischen der Art und Weise des Verlassens, so meine Annahme, konnte im Endeffekt so verschieden nicht sein. Schließlich kam jeder hier mit zwei Koffern an und mußte ganz von neuem anfangen. Meiner Meinung nach sollte das eine ausreichende Grundlage für die Verständigung und damit vielleicht auch für eine potentielle Versöhnung bilden. Die gemeinsame, vergleichbare Erfahrung würde, so dachte ich, eine differenziertere Betrachtungsweise der Geschichte und Gegenwart ermöglichen und von den allgemeinen politischen Ereignissen auf die mich interessierenden individuellen Schicksale lenken. Ich hatte bei den Informanten mit einer reflexiven Einstellung zur Geschichte gerechnet und nicht vorausgesetzt, daß verschiedene Faktoren diese Reflexionsfähigkeit blockieren können und daß traumatische Erfahrungen unter Umständen keinen Raum mehr für Empathie und Verständigung lassen.

Schon das erste Gespräch bescherte mir die Erfahrung, daß dieselbe Geschichte, die zwei Völkergruppen in einem Raum erlebt haben, eher ein trennender als verbindender Faktor sein kann. Es zeigte sich, daß diese Geschichte auf sehr unterschiedliche Weise erlebt wurde und auch der Umgang mit ihr stark differierte. Klar wurde mir dies, als die Informantin W., Jahrgang 1926, den Begriff „Konzentrationslager“ benutzte, um über die Untersuchungshaft ihres Vaters bei den Tschechen nach dem Ende des Krieges zu sprechen. In der tschechischen Geschichtsschreibung und der Terminologie für diese Etappe der Geschichte stand in den letzten vierzig Jahren dieser Begriff für ein einmaliges Phänomen im Zusammenhang mit der Vernichtungspolitik während der Nazi-herrschaft. Mit der Verwendung des Begriffs nahm die Informantin meiner Ansicht nach eine Bewertung vor, die die Tschechen mit den Nazis auf eine Stufe stellte. Diese unterschiedliche Betrachtungsweise bestimmte dann die Ausgangssituation des Gesprächs dermaßen, daß die von mir angenommene Solidarisierung aufgrund der ähnlichen Erfahrungen nicht eintrat. Für die Informantin war es wichtiger, daß ich zum Lager der „Feinde“ gehörte, als in der ähnlich verlaufenen Lebensgeschichte – Heimatverlust und Anfang in der Fremde – Gemeinsamkeiten festzustellen. Es wurde mir schnell klar gemacht, daß meine Lage nicht der Situation nach dem Zweitem Weltkrieg entsprach. Das zerbombte Land konnte damals – im Unterschied zur Gegenwart – den Flüchtlingen nichts bieten. Mein Heimatverlust wurde in den Gesprächen zwar immer thematisiert, jedoch nicht als zu meinem Schicksal gehörig akzeptiert. Das führte bei mir zu Überlegungen, daß es zwischen den Emigranten und den Flüchtlingen und Vertriebenen eben doch Unterschiede in bezug auf die Unfreiwilligkeit des Verlassens der Heimat gibt. Bei der Emigration spielt letztendlich doch die eigene, wenn auch nicht freiwillige Entscheidung eine Rolle. Diese Möglichkeit hatten die Sudetendeutschen in ihrer Mehrzahl nicht.

Obwohl ich meine Ausgangsposition nicht ändern wollte, das heißt, als Landsmännin (Nachbarin) oder als Mensch mit ähnlichem Schicksal auf die an-

deren zuzugchen und zu versuchen, sie zu verstehen, verunsicherte mich die Erfahrung, anfangs einer überwiegend feindseligen Einstellung der Interviewpartnerin gegenüberzustehen. Es kam zudem durchaus vor, daß ich bereits zu Beginn des Gesprächs nicht nur als Tschechin, sondern auch aufgrund meines Status als Asylantin angegriffen wurde. Das belegt z. B. folgendes Zitat, „Sehen Sie, wir waren eine Minderheit [...] in der Tschechoslowakei, die Deutschen, ne. Die hat man so [...], da war ne Jutespinnerei, ne. Die Deutschen hat man alle entlassen, hat da tschechische [Arbeiter], [...] also innen von der Tschechei hat man hergebracht [...] und die ham dort geschafft. [...] (laut) Und jetzt bringt man auch wieder so viel Leute aus aller Herrgottsländer von ganz Europa hierher nach Deutschland. Das gibt ja auch einmal ein Minderheitsproblem!“

Fast jedes Interview beinhaltete Berichte über Greuelthaten oder Ungerechtigkeiten der Tschechen, die an mich adressiert waren. Am schlimmsten empfand ich die Gefahr, aufgrund dieser Anschuldigungen den Dialog nicht verwirklichen oder aufrechterhalten und zu Ende bringen zu können. Diese Angst überwog gegenüber der, meine eigene Identität zu gefährden. Sie bewirkte bei mir zum Teil Überanpassungsreaktionen. Ich zwang mich nicht nur dazu, die Haltungen der Informanten zu verstehen, sondern zeigte mich mitunter mit ihrer Denkweise konform und zwar auch da, wo ich anderer Meinung war. Das ist sicherlich problematisch, denn widersprüchliche Einstellungen können den Gesprächspartner durchaus auch zu einer ausführlicheren Argumentation herausfordern und damit seine Denkweise und Weltanschauung besser erhellen. Daraus ergaben sich für mich ein inneres Dilemma und die Erkenntnis, daß ich die Situation nicht perfekt zu steuern vermochte. Wenig Trost spendeten dabei in anderen Feldforschungsprojekten gemachte Erfahrungen, denen zufolge solche Schwächen und Konflikte keineswegs als Ausnahmeerscheinung anzusehen sind: „Aus Angst, aus der Rolle zu fallen, und damit den Forschungsprozeß zu gefährden, bevor er erst richtig begonnen hat, fällt der Forscher tatsächlich aus der Rolle: er neigt dazu, seine formale soziale Rolle zu überdehnen, d.h. er neigt zu Überkonformität und verleugnet damit seine eigene Identität“<sup>29</sup>.

Die Einstellungen der Mehrheit der Gesprächspartner mir gegenüber waren anfänglich tatsächlich eher gespannt als freundlich, auch bei denen, die die Vergangenheit zu verarbeiten versuchten. Man muß jedoch stark differenzieren. Anders war die Situation bei Interviewpartnern, die der Gruppe der Sozialdemokraten, Naziverfolgten oder der jüngeren Generation angehörten. Berücksichtigt werden muß auch, daß die Mehrheit der Gesprächspartner uns durch die Landsmannschaften oder ihnen nahestehende Gruppierungen vermittelt oder durch ihre Mitglieder empfohlen wurde. Bei ihnen spürte man immer den Abstand, der meiner Ansicht nach in der unterschiedlichen Geschichtsauffassung

<sup>29</sup> Lindner (wie Anm. 10), S. 56.

über die jüngere Geschichte begründet war. Was für mich und meine tschechischen Landsleute ein Grund der Begeisterung ist, nämlich die Gründung der Tschechoslowakischen Republik im Jahre 1918 und damit die staatliche Eigenständigkeit, ist für die Sudetendeutschen der Anfang ihrer Tragödie. So steht z. B. auf dem Titelblatt des Jahresprogramms 1989 der Sudetendeutschen Landsmannschaft: „vor 70 Jahren begann die Tragödie der sudetendeutschen Volksgruppe“. Demgegenüber betrachten die Tschechen das Jahr 1938 als Anfang nicht nur der eigenen, sondern einer sich über ganz Europa ausdehnenden Tragödie, was wiederum viele Sudetendeutsche anders interpretieren, z. B. so, „daß das den Sudetendeutschen 1918 verweigerte Selbstbestimmungsrecht mit 20jähriger Verspätung gewährt wurde und also für alle Sudetendeutschen eine wirkliche Befreiung aus 20jähriger Fremdherrschaft bedeutete“. Das Zitat ist einem Aufsatz des sudetendeutschen Historikers Ernst Nittner entnommen, in dem er vom „zentrale[n] Irrtum des Kurzschlusses von 1918 und 1938“<sup>30</sup> spricht. Aus solchen Gesprächskonstellationen ergab sich ein, wenn auch oft nur latent vorhandener Gegensatz, der im Grunde gar keine Gemeinsamkeit aufkommen ließ, in der Geschichte wie in den Gesprächen.

Falls jeder Lebenslauf eine Reihe von Ereignissen darstellt, die immer mehr oder weniger mit der „großen Geschichte“ im Zusammenhang stehen, und jeder Mensch seine eigene Identität innerhalb einer Gemeinschaft erlebt, die diese Geschichte mitgestaltet, bedeutet die Begegnung mit einer anderen Auffassung eine Konfrontation, die im Prinzip einen Eingriff in die Identität des Einzelnen darstellt. So war meine Identität in doppelter Hinsicht gefährdet, und zwar einmal durch die Feldforschungssituation, so wie sie in der Fachliteratur zum Thema behandelt wird. Zweitens war auch meine eigene, historisch gewachsene Identität eines Menschen, der mit der Geschichte und Kultur seiner Gruppe verbunden ist, gefährdet. Umgekehrt war das Gespräch auch ein Eingriff in die Identität der Informanten.

All diese Gesprächsbedingungen haben bei manchen Informanten einen tatsächlichen Dialog verhindert oder erst gar nicht aufkommen lassen. Es waren jedoch noch andere Faktoren, die die Gesprächssituation beeinflussen. Schon die Zustimmung zu einem Interview bedeutet, daß der Interviewte zu einem Dialog bereit und auch darauf vorbereitet ist, über sein Leben und damit auch über die Ursachen, die es mitgestalteten, neu zu reflektieren. Eine solche Bereitschaft zur Umdisposition konnte ich in einigen Gesprächen beobachten, zum Beispiel bei Frau U., Jahrgang 1913, aus Reichenberg. Sie äußerte im Interview sehr kritische Bemerkungen gegenüber den Tschechen, die sie auch persönlich auf die Interviewerin bezog.

<sup>30</sup> Ernst Nittner: Kritische Bilanz des 50-Jahres-Gedenkens zur Münchner Regelung 1938. In: Deutsch-tschechische Geschichte von „München“ bis „Potsdam“. Eine folgen-schwere Zäsur (Kleine Reihe des Institutum Bohemicum München – Ackermann-Gemeinde Nr. 11). München 1989, S 34-59; hier S. 46.

U: „Also ihr Volk war auch nicht eines der besten. Und [...] das ist ein Schandfleck [...], der bleiben wird. [...] Das läßt sich nicht mehr gutmachen; der Havel hat's ja auch gesagt, Sie müssen sich schämen.[...] Meine Verwandten saßen 500 Jahre auf demselben Hof und wurden rausgejagt wie die Hunde [...]. Ja, aber sagen Sie, was war das für Sie für ein Gefühl, daß Sie nach Deutschland kamen?“

I: Wieso Gefühl?

U: Na ja, ich meine, sie wußten doch, was uns bei Ihrem Volk angetan wurde. Und dann, daß Sie hierherkommen. Das ist, das erstaunt mich immer wieder: Wir waren so schlecht und wir waren der letzte Dreck unter Gottes Sonn' und dann kommen die dahin. Denn es sind ja viele, die da kommen.

I: Na ja, weil viele Leute denken, Politik und menschliche Beziehungen sind verschiedene Sachen.

U: Ja, aber Unrecht ist Unrecht.“

Im weiteren Verlauf des Gesprächs ließ sich schon eine Abschwächung ihrer Meinung, zumindest gegenüber der Interviewerin, feststellen:

U: „Ist es nicht schrecklich, daß manche Menschen so [...] ein armseliges Leben nur durch die blöde Politik ...?“

I: Ja, das ist so.

U: Nicht wahr?! Ich meine, [...] Sie tun mir nichts, ich tue Ihnen nichts. Und wir haben doch so gelebt dort! Wir haben uns doch gegenseitig nichts getan. Außer die Jungen, die mich mit Steinen bewarfen.

I: Ja, ja. Aber sonst [...].

U: Die war'n aber auch verhetzt. Was sollte ich ihnen denn tun, ich war 13, 14 Jahre. Was macht man denn da?“

Ähnlich äußerte sich eine 1910 geborene Frau aus Reichenberg. Gleich am Anfang des Gesprächs sagte sie:

„Die Tschechen bezahlen jetzt für die Vertreibung. So ist das, das ist Schicksal. Das ist eine böse Sache. Man soll eben nicht so grausam sein.“

Am Ende des Interviews jedoch, bei der Erzählung über die Erlebnisse einer Freundin, formulierte sie ihre Einstellung folgendermaßen:

„Aber meiner Freundin Hilde ist es ja genauso gegangen. Der haben sie noch die Haare abrasiert [...]! Den ganzen Kopf abrasiert. Das haben die Tschechen gemacht! [Zur Interviewerin gewandt] Ich meine, ich will Ihnen nicht wehtun jetzt! Die Deutschen haben auch so viel gemacht. Schauen Sie, da müßten wir beide uns etwas verkriechen, nicht!“

An dieser Stelle möchte ich diejenigen Gesprächspartner erwähnen, die meine Annahme bestätigten. Wie oben erwähnt, waren das mit der Regel entweder Vertreter der jüngeren Generation oder der sudetendeutschen Sozialdemokraten. Die in den Gesprächen mit diesen Befragten zustandegewonnene Allianz der „Vertriebenen“ muß auch als Resultat der vielfältigen Verflechtungen der deutsch-tschechischen Geschichte angesehen werden, in deren Verlauf sich durch das lange Zusammen- oder Nebeneinanderleben viele kulturelle Ähnlichkeiten herausgebildet haben. Gerade diese Ähnlichkeiten, sei es in den kulturellen Erscheinungsformen oder in der Mentalität, bewirkten auch eine innere Verbundenheit von Interviewerin und Gesprächspartner.

Die Probleme der konkreten Kommunikationssituation, die hier angesprochen wurden, sind auch Thema der soziologischen Literatur. Kohli z. B. betont, daß „für das Interview die gleichen Bedingungen wie für andere Arten der Kommunikation [gelten]. Sie müssen deshalb methodologisch in Rechnung gestellt werden“. Nach Kohli versucht jeder Gesprächspartner seine eigenen Ziele zu verwirklichen<sup>31</sup>. So sind auch unsere Gespräche auf zwei verschiedenen Bahnen verlaufen. Mein Forschungsvorhaben betraf das Einleben in Deutschland nach Kriegsende, die Informanten jedoch waren auch an der Vorgeschichte interessiert. „Daß der Befragte bestimmte Ziele verfolgt, die mit denen des Forschers nicht übereinzustimmen brauchen, ist somit nicht ein zu eliminierender Störfaktor, sondern ein unvermeidliches Merkmal der Kommunikation im Interview ebenso wie im Alltag. Die Interaktion ist von bestimmten Kontextbedingungen abhängig und entwickelt in ihrem Verlauf eine eigene Dynamik“<sup>32</sup>. Diese Dynamik verdient große Aufmerksamkeit, und die sie beeinflussenden Faktoren sollten sorgfältig beobachtet werden. Nach Kohli müssen die jeweilige Interaktionssituation und deren Bedingungen „somit für eine Analyse des kommunikativen Handelns einbezogen werden“ und zwar weil „die Bedeutungszuschreibung [...] nur zum Teil durch kulturell stabile Interpretationen bestimmt [ist], zum anderen Teil kommt sie in der jeweiligen Interaktionssituation zustande“<sup>33</sup>. Gerade die Analyse der Interaktionsumstände kann das Forschungsproblem wesentlich erhellen. Das hat sich in unserem Fall bestätigt.

<sup>31</sup> Martin Kohli: „Offenes“ und „geschlossenes Interview“. Neue Argumente zu einer alten Kontroverse. In: Soziale Welt 29 (1978), S. 1-25; hier S. 3.

<sup>32</sup> Ebd.

<sup>33</sup> Ebd.

Das Interesse an der Geschichte hat auch im Einlebensprozeß der Untersuchungsgruppe eine große Rolle gespielt. Schließlich ist es, wie Gabriele Michel schreibt, „ein grundlegendes Bedürfnis jedes Menschen, die einzelnen Erlebnisse mit ihrer jeweiligen Bedeutung in die Gesamtheit seiner Lebensgeschichte zu integrieren, diese als kohärent zu sehen und darzubieten“<sup>34</sup>. Die „Gesamtheit der Lebensgeschichte“ ist ihrerseits in die Gesamtheit der allgemeinen Geschichte eingepaßt, muß also auch im Zusammenhang mit einem inhärenten Geschichtsbild gedeutet werden. Integration als Folge des Einlebensprozesses ist das Ergebnis einer Reihe von Ereignissen und Erfahrungen innerhalb der Lebensgeschichte des Einzelnen. Das Leben eines Menschen ist insofern als Einheit zu betrachten, in der Einstellungen und Handlungsweisen eines vorhergehenden Lebensabschnittes auch die folgenden beeinflussen. So ist es unumgänglich, in einer Untersuchung des Einlebensprozesses auch das Leben der Informanten vor der Migration mit zu berücksichtigen. Das war in unserem Fall besonders wichtig, weil auch bei den Gesprächspartnern das Bemühen zu beobachten war, das eigene Schicksal in die Zusammenhänge der »großen Geschichte« zu stellen, um vor allem in der neuen Lebenssituation eine eigene Identität umreißen zu können.

#### IV

Offene autobiographische Interviews geben, wie die Erfahrungen in unserem Forschungsvorhaben zeigen, bereits am Anfang der Feldforschung die Möglichkeit, die Bedeutung des Geschichtsbildes einer Person für den Einlebensprozeß in eine neue, fremde Gesellschaft zu erkennen. Es war nämlich die Interpretation der Geschichte und mit ihr verbunden die kollektive Identität einer Gruppe, die sich als störender Faktor im Prozeß des Einlebens herausstellte. Somit haben sich die vermeintlichen Nachteile und Umwege des qualitativen biographischen Interviews schließlich als erkenntnisfördernd erwiesen.

Erstveröffentlichung in:  
Mathias Beer (Hg.), Zur Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen im deutschen Südwesten nach 1945 (Schriftenreihe des Instituts für donauschwäbische Geschichte, Band 3), 1994.

© Jan Thorbecke Verlag Stuttgart

<sup>34</sup> Gabriele Michel: Biographisches Erzählen – zwischen individuellem Erlebnis und kollektiver Geschichtstradition. Tübingen 1985, S. 8f.

JOACHIM SCHLÖR

## What am I doing here?

### Erkundungen im deutsch-jüdischen Feld

#### Vorbemerkung

Seit meinem Rigorosum, das im September 1990 im alten Zimmer von Hermann Bausinger stattfand, habe ich den Kontakt zur EKW nach und nach verloren. Unmittelbar nach dieser in Tübingen recht unzeremoniell gehandhabten Formalie bin ich nach Tel Aviv geflogen, in eine seltsame Atmosphäre, die von regelmäßigen Bomben- und Messcrattentaten ebenso geprägt war wie von den allgemeinen Vorbereitungen für einen merkwürdigen Krieg – aber auch vom überraschenden Angebot einer modernen Stadt unter gleißender Sonne. An der Universität von Tel Aviv habe ich als Stipendiat des Instituts für deutsche Geschichte an einem Seminar über die europäische Kultur der (vorigen) Jahrhundertwende teilgenommen, daneben habe ich mich in der Stadt herumgetrieben und in Gesprächen mit Journalisten, Museumsleuten und Künstlern, bei Archivbesuchen und Bibliotheksrecherchen ein Buchprojekt vorbereitet, das sich mit dieser Stadt – und mit mir in ihr – befassen sollte. Von meiner kleinen Wohnung aus habe ich regelmäßig handschriftlich abgefaßte Briefe an das Ludwig-Uhland-Institut geschickt, in denen ich die Situation des jungen Deutschen in Israel, des Volkskundlers unter Historikern, des Pazifisten (?) unter dem heranrückenden Krieg zu beschreiben versuchte. Wenn ich mich recht erinnere, blieben die Briefe fast ohne Antwort. Zurückgekehrt gegen meinen Willen, vor dem Krieg davongelaufen, den meine neugewonnenen Freunde in den abgedichteten Zimmern, die Gasmaske aufgesetzt, erleben mußten, habe ich mich in Tübingen öffentlich und recht laut – kompensierend, denke ich – mit den Vertretern einer aus meiner Sicht vollkommen naiven und unpolitischen Friedensbewegung auseinandergesetzt, die auch in „meinem“ Institut die Wortführerschaft innehatte und nicht bereit war, die Bedrohung Israels wahrzunehmen.

So ist der Abstand gewachsen. Er hat sich mit dem Umzug nach Berlin und der neuen Stelle als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Moses Mendelssohn Zentrum für europäisch-jüdische Studien an der Universität Potsdam noch vergrößert. Die neuen Arbeitsgebiete schienen weit entfernt von dem, was wir in Tübingen gelernt hatten. Das erste Projekt war eine Tagung über den Schriftsteller Manès Sperber, geboren in einem Shtetl in Galizien, 1933 in Berlin ver-

haftet, 1937 im Pariser Exil zum „Renegaten“ geworden. Dann folgte ein Sammelband zur Vorstellungswelt des Antisemitismus, eine Anthologie mit literarischen Texten zur jüdischen Ortsgeschichte, das Buch über Tel Aviv, der Beginn eines Projekts zur Geschichte der deutsch-jüdischen Einwanderer in Palästina/Israel.<sup>1</sup> Die Einrichtung eines interdisziplinären Studiengangs „Jüdische Studien“ mit Studienordnung, Prüfungsordnung, Studienberatung, Kolloquium, Doktoranden-Kolloquium und Seminaren.

Es hat ungefähr zwei Jahre gedauert, bis ich mich in dieser neuen Umgebung so weit zurechtgefunden habe, daß mir meine Fremdheit darin deutlich werden konnte. Während die Kollegen aus den etablierten und traditionell mit jüdischen Themen befaßten Fächern wie der Philosophie, der Religionswissenschaft, der Geschichte und Literaturwissenschaft ihre Methoden, Theorien und Forschungsgebiete einigermaßen nahtlos (und vor allem sehr selbstbewußt) in den neuen Studiengang integrieren konnten, mußte ich mich fragen, was denn die Empirische Kulturwissenschaft an Themen, Fragestellungen und methodischen Verfahren zu diesem Experiment beitragen könnte. Inhaltlich waren es zunächst nur zwei Felder: die jüdische Volkskunde, wie sie von Christoph Daxelmüller erforscht und am LUI von Landesrabbiner Joel Berger (mit osteuropäischem Schwerpunkt) gelehrt wurde, auf der einen Seite – und auf der anderen Seite das schwierige Feld der „Erinnerungskultur“, des „Umgangs“ mit Geschichte und Erinnerung, der Gedenkorte und -zeiten, ein Bereich, der innerhalb der EKW wohl nur von Utz Jeggle so konsequent und nachdenklich bearbeitet wurde.<sup>2</sup>

So ergaben sich erste Kontakte. Christoph Daxelmüller, Joel Berger und Freddy Raphael konnten als Autoren für den „Antisemitismus“-Band gewonnen werden; Franziska Becker stellte ihre Magisterarbeit über Baisingen und ihr Dissertationsprojekt aus dem Kontext der neuen russisch-jüdischen Zuwanderung in unserem Kolloquium vor.<sup>3</sup> Zehn Jahre nach dem Jeggle-Seminar über das „Denkjahr“ 1985 (mit Weizsäcker-Rede, Bitburg und dem KZ-Außenlager Haifingen) veranstaltete ich ein Seminar über das „Denkjahr“ 1995 (mit Holo-

<sup>1</sup> Der Reihe nach: Joachim Schlör/Julius H. Schöps (Hg.): Antisemitismus. Vorurteile und Mythen. München 1995; Joachim Schlör (Hg.): Wenn ich dein vergesse, Jerusalem. Bilder jüdischen Stadtlebens. Leipzig 1996; dcrs.: Tel Aviv. Vom Traum zur Stadt. Gerlingen 1996; dcrs.: „Menschen wie wir mit Koffern“. Deutsche Juden auf dem Weg nach Israel (im Druck).

<sup>2</sup> Am stärksten in Erinnerung ist wohl allen, die dabei waren, das Projekt Nationalsozialismus im Landkreis Tübingen: Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen, Projektgruppe „Heimatkunde des Nationalsozialismus“: Nationalsozialismus im Landkreis Tübingen. Eine Heimatkunde. Tübingen 1988. Bereits 1985 hat ein kleineres Projekt eine heute weit diskutierte Thematik aufgegriffen: Projektgruppe „Fremde Arbeiter“ am Ludwig-Uhland-Institut, Universität Tübingen (Hg.): Fremde Arbeiter in Tübingen 1939-1945. Tübingen 1985.

caust-Mahnmal, Alter Wache und Besuch in der Gedenkstätte Sachsenhausen). In weitere Seminare und Kolloquien brachte ich Themen ein, die meine Kollegen (wie bekannt ist dieses Lied!) als „feuilletonistisch“ ansahen: „Das Kaffeehaus: Ort und Anlaß von Literatur“, „Reisen und Schreiben: Wege zur jüdischen Geschichte“, oder „Passagen – Erfahrungen von Auswanderung und Einwanderung in der europäisch-jüdischen Geschichte“.

Der nächste Schritt zu einer weiteren Dialogaufnahme mit Traditionen und Methoden der EKW/Volkskunde bestand dann in einer Form der Selbstbefragung über die eigene Arbeit im weiteren politisch-kulturellen Umfeld, die Gegenstand der folgenden Überlegungen ist. Dieser Prozeß ist nicht abgeschlossen, mein Insistieren auf seiner Notwendigkeit – zuletzt in einem Seminar „Scheunenviertel und Kazimierz: Das europäische Judentum als Gegenstand von Folklorisierung, Exotisierung und Symbolisierung“ – stößt bei den Kollegen nach wie vor auf Reserve; allerdings spüre ich – darf Wissenschaft „spüren“? – bei unseren Studierenden ein wachsendes Interesse daran, die eigene Arbeit kritisch zu überprüfen.<sup>4</sup>

### What am I doing here?

Im Oktober 1998 erhielt ich eine Einladung, vor der Evangelischen Akademie Berlin zu einem vorgegebenen Thema – „Die jüdische Minderheit im Blick der Mehrheitsgesellschaft in Deutschland“ – zu sprechen. Damals hatte gerade unser Semester begonnen. Ich war damit beschäftigt, unser Kolloquium „Europäische Dimensionen jüdischer Geschichte“ ebenso in Gang zu bringen wie meine beiden Seminare, „Mythos Odessa: Historische Rekonstruktion einer literarischen Überlieferung“ in Potsdam und „Großstadtmenschen: Zur Konstruktion des modernen Juden als „Stadtbewohner par excellence““ an der Humboldt-Universität zu Berlin. Ich habe, in enger Zusammenarbeit mit Vertretern der Alliance Israélite Universelle, des European Council for Jewish Communities und

<sup>3</sup> Franziska Becker: Ankommen in Deutschland. Einwanderungspolitik als biographische Erfahrung im Migrationsprozeß russischer Juden. Berlin 2001; dies.: Gewalt und Gedächtnis. Erinnerungen an die nationalsozialistische Verfolgung einer jüdischen Landgemeinde. Göttingen 1994.

<sup>4</sup> Einzelne Aspekte wurden angesprochen in Joachim Schlör: Über einige Schwierigkeiten beim Schreiben über jüdische Geschichte. In: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Magazin für Mitglieder (1998) 1, S. 24 f. und in einem Vortrag bei der Evangelischen Akademie Berlin. Teile dieser Überlegungen wurden kürzlich veröffentlicht in Joachim Schlör: „Between Appropriating and Keeping our Distance“. German Attitudes towards the Jewish Theme. In: European Judaism. A Journal for the New Europe 33 (2001) 2, S. 4-19. Die ungebührliche Benutzung des „ich“ liegt in der Natur der Sache.

der Jewish Partnership for Europe, das Programm einer großen Konferenz zur Situation jüdischer Archive in Europa (Juli 1999) zusammengestellt, ohne darüber die Vorbereitung der Konferenz „Arnold Zweig und das Judentum“ im Juni zu vergessen. Ich habe im Auftrag der Jüdischen Gemeinde zu Berlin die Ergebnisse einer Reise nach Odessa zusammengetragen – mit dem Ziel, mitzuhelfen, daß Odessa Thema der Jüdischen Kulturtage im November 1999 werden könnte. Ich habe Studienanfänger, Magistranden und Doktoranden einzeln und in Gruppen beraten und mit ihnen ihre Themen besprochen: Brecht auf der israelischen Bühne. Juden im Estland der Zwischenkriegszeit. Die Debatte um das Holocaust-Mahnmal. Und dreißig andere. Ach ja, das Graduiertenkolleg: „Ort und Orte im Judentum“. Und ein paar Buchprojekte. Und – und zwischen- drin bin ich einmal aufgeschreckt und habe mich an einen Buchtitel von Bruce Chatwin erinnert: „What am I doing here?“

Ich bin, keineswegs unversehens oder unbewußt, zum Teil einer Maschinerie geworden, die mich in ihrer Künstlichkeit sehr beunruhigt. Das jüdische Thema ist in den letzten Jahren mit großer öffentlicher Aufmerksamkeit nach Berlin zurückgekehrt, und in die große Freude über dieses unerwartete Ereignis mischt sich bei mir, inzwischen, einige Sorge. Freilich, eine solche Arbeit, an einem Institut, an einer Universität, hat Selbstlauf; jeder einzelne Punkt auf der Liste, einschließlich der ungenannten, hat seine Rechtfertigung. Und warum sollte ich schließlich nicht über diese Themen arbeiten? Fragen sich die Japanologen oder die Bulgaristen auch, was sie da treiben? Man neigt wohl dazu, diese kurzen Momente der Irritation über die eigene Tätigkeit schnell zu unterdrücken und einfach weiterzumachen. Das habe ich auch getan, es ist mein Job. Und ich mag meinen Job. Aber für einen Moment stand er, stand ich mit ihm: neben mir. What am I doing here?

Ich trage – in den Worten von Diana Pinto – zum „enlargement of the Jewish space“<sup>5</sup> bei. Dieser Raum, in dem das jüdische Thema größer und bewußter präsent ist, als es etwa der Mitgliederzahl der jüdischen Gemeinden entsprechen würde, ist, neben vielem anderen, auch ein Teil der deutschen, der von der deutschen Vergangenheit geprägt und ihr zugleich entfliehenden Kulturindustrie. Diese Maschinerie hat, in vielen Nuancen und Variationen, einen beträchtlichen Teil unserer Gesellschaft erfaßt. Das „jüdische Thema“ ist überall präsent. Dabei ist aber eine seltsame Form der Arbeitsteilung festzustellen. Während die Erledigung der Erinnerungsgeschäfte an Juden delegiert wird, treiben Nichtjuden jüdische Studien und spielen Klezmer-Musik. Das ist so ein Satz, den man in der Zeitung wiederfinden würde, wäre mein Name Schoeps<sup>6</sup> oder auch Wolfsohn<sup>7</sup>. Zum Glück bin ich nicht in deren Situation des ständigen Befragtwerdens – auch wenn ich vor einiger Zeit einen Brief aus Israel erhalten habe, in dem es

<sup>5</sup> Diana Pinto: Towards an European Jewish Identity. URL: <http://www.hagalil.com/bet-debora/golem/europa.htm>.

hieß: „Sehr geehrter Herr Dr. Schlör. Wenn ich nicht irre, hießen Sie früher Schoeps. Dann kannte ich Ihren Vater“. Da ergeben sich schon leise Zweifel an der eigenen Existenz.

Ich bin nicht jüdisch. Wer Mathematik unterrichtet, sagt der Berliner Judaist Peter Schäfer, muß kein Dreieck sein – aber das ist, bei allem Witz, eine ungenügende Antwort. Es ist eben nicht nur die „reine“ Wissenschaft, was wir betreiben. Wir bewegen uns im politischen Bereich, auf verschiedenen Ebenen der kulturellen Aktivität, wir sind öffentlich präsent über die Ergebnisse unserer Forschungen hinaus. Unser Institut arbeitet in einem der neuen Bundesländer und ist dort Teil einer gezielt betriebenen Wissenschaftspolitik.<sup>8</sup> Das „jüdische Thema“ wurde in die (neugegründete) Universität, und in die „Gegend“, wieder oder neu hereingetragen. Meine Arbeit im Rahmen der „Jüdischen Studien“ an der Universität Potsdam verdankt sich (neben Zufällen) einem intensiven Interesse, das anfangs eher der Geschichte des Nationalsozialismus galt, dann den Formen unseres gesellschaftlichen Umgangs mit der Erinnerung an die Zeit des Verbrechens – und erst dann, von da aus, der jüdischen Kultur und Geschichte selbst. Das ist wohl der Gang der Dinge in unserem Land. Ebenso „normal“ ist es wohl für einen Angehörigen meiner Generation, daß ich die erste intensive Begegnung mit jüdischer Kultur eben nicht in Deutschland, sondern in Israel erlebte, während eines Aufenthalts an der Universität Tel Aviv. Meine wissenschaftliche „Heimat“, die Volkskunde, hat sich (nach einem kurzen Intermezzo gegen Ende des letzten Jahrhunderts, als einige Fachvertreter die Minderheiten in Deutschland als zugehörig empfanden und nicht nur ihre Erforschung betrieben, sondern ihre Vertreter als gleichberechtigte Partner anzunehmen bereit waren<sup>9</sup>) zumeist mit „dem“ Bauer gegen „den“ Städter, mit „dem Deutschen“ gegen „den“ Franzosen oder sonst Fremden, mit dem Einfachen gegen das Komplizierte, mit dem Alten gegen das Neue verbündet. Sie hat, im Sinne der Themenstellung des Akademie-Vortrags, die „Mehrheitsgesellschaft“ zu stützen versucht und sie dabei immer munter mit definiert: ländlich-provinziell, nicht großstädtisch. Deutsch, nicht ausländisch. Simpel, nicht flitterhaft vielfältig. Sie hat dabei auch kräftig an der Konstruktion „des Frem-

<sup>6</sup> Prof. Dr. Julius H. Schoeps ist der Direktor meines Instituts, Inhaber eines Lehrstuhls für Neuere Geschichte (Schwerpunkt deutsch-jüdische Geschichte), Gründungsdirektor des Jüdischen Museums der Stadt Wien – und Sohn eines großen Gelehrten und Preußen-Forschers, Hans-Joachim Schoeps, der eine umstrittene Position innerhalb des deutschen Judentums innehatte.

<sup>7</sup> Prof. Dr. Michael Wolffsohn, in Tel Aviv aufgewachsen, ist Historiker an der Hochschule der Bundeswehr in München und eine vielgefragte Stimme im deutsch-jüdischen Gespräch der Gegenwart.

<sup>8</sup> Zumindest war es so zur Gründungszeit unter dem Wissenschaftsminister Hinrich Enderlein, den viele Tübinger noch kennen; inzwischen regiert auch hier der Rotstift.

<sup>9</sup> Zu diesem Thema konnte ich einige sehr aufschlußreiche Gespräche mit Bernd Jürgen Warneken führen – danke mal wieder.

den“ mitgearbeitet, der im Verlauf der Geschichte – und mit welchen Nachwirkungen! – zum Gegenbild des Eigenen, des Einheimischen, des Deutschen, oder eben auch: des Mehrheitlichen stilisiert wurde. Unser – meiner Generation – akademisches Interesse richtete sich, angeregt von den Lehrern Bausinger, Jeggle, Warneken, Scharfe, deshalb immer auf eine Korrektur dieser Entwicklungen: darauf, das „Fremde“ in unser Bild der deutschen Gesellschaft wieder zu integrieren. Das ist noch kein Interesse am Judentum selbst, aber doch an seiner Präsenz als Bestandteil unserer Erfahrungswelt, auch oder sogar erst recht in der gewaltsam herbeigeführten Abwesenheit. Nicht umsonst mußten wir mit unserem „Heimatkunde“-Projekt nach Israel fahren, um mehr über die spezifischen deutsch-jüdischen Erfahrungen des Landjudentums zu lernen.<sup>10</sup>

## Das Feld

Ich nehme an, daß die Art der Selbstbefragung – „die eigenen Irritationen als Erkenntniswerkzeug zu nutzen“, schrieb Marion Hamm in ihrer Reaktion auf meinen ersten Entwurf für diesen Beitrag – ihren Hintergrund in der Arbeit von Utz Jeggle und seinen Ansätzen zur „Feldforschung“ hat. Mein „Feld“ muß ich freilich hier noch definieren. Ich rede nicht von den einzelnen Forschungsgebieten (etwa der Geschichte und Gegenwart des jüdischen Odessa oder der Erinnerung an die Herkunftsstadt Berlin bei deutschen Einwanderern in Israel), sondern von dem weiteren Feld, in dem ich mich als Mitarbeiter eines Instituts für jüdische Studien und als Bewohner der Stadt Berlin bewege. Zum Feld des „enlarged Jewish Space“ gehört also beispielsweise die Universität, in der manche Leute mit einigem Befremden betrachten, daß dieser kleine Studiengang so viel öffentliche Aufmerksamkeit erfährt und neben seiner wissenschaftlichen auch eine politisch-moralische Außenwirkung entfaltet (das wird zum Beispiel bei Zuschußkürzungen wirksam, wenn in der Presse gefragt wird, ob das Land „es sich leisten“ kann, „ausgerechnet“ bei den Jüdischen Studien zu sparen). Zum Feld gehört aber auch die Jüdische Gemeinde zu Berlin, deren tatsächliche Probleme – Integration der Einwanderer, Aufrechterhaltung von Unterricht in Grundschule und Gymnasium, Bewahrung der Einheitsgemeinde, Sicherheit vor rechtsextremistischer Gewalt – ganz anders gelagert sind als die Bilder von Judentum, wie sie bei kulturellen Veranstaltungen inszeniert werden. Und zum Feld gehören die eigenen Lebensumstände: Nicht nur der Bewohner Kreuz-

<sup>10</sup> Und konnten dort übrigens erfahren, welchen „Türöffner“ zu israelischen Institutionen und Persönlichkeiten Utz Jeggles Buch „Judendörfer in Württemberg“, 1967 erstmals, 1999 endlich wieder erschienen, darstellte. (Utz Jeggle: Judendörfer in Württemberg (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 90). Tübingen 1999.)

bergs, eines (mit allen Vorbehalten:) multikulturellen Bezirks, hat ja so seine Schwierigkeiten mit den Begriffen „Mehrheit“ und „Minderheit“. Hier in Kreuzberg fühle ich mich als fröhlicher Angehöriger eines Mosaiks aus wechselnden Mehrheiten und Minderheiten; in meiner Straße bin ich als Sohn deutscher Eltern fast in der Minderheit, in meinem Haus dagegen lebt kein Türke. Kann ich wirklich, zuverlässig, mein Haus verlassen und nach Potsdam fahren, wo mich das Schicksal und die Geschichte wieder auf die Mehrheits-Seite stellen? Damit ich mich mit einer „Minderheit“ befassen kann? Das gebrochene Verhältnis von „Mehrheit“ und „Minderheit(en)“ in der deutschen Gesellschaft nach der Wiedervereinigung bildet einen wesentlichen Hintergrund für meine Arbeit.

Das „Feld“ hat einen topographischen Kern in Berlin: zwischen dem Oranienburger Tor im Westen, dem Rosa-Luxemburg-Platz im Nordosten, und der Rosenstraße im Süden: Ein Berliner Dreieck, das Sonntag für Sonntag Besuchergruppen „auf den Spuren“, wie man sagt, einer vergangenen Geschichte anzieht. In diesem Feld ist ein Verhältnis- oder Beziehungsgeflecht wirksam, das mehrere Ebenen hat: Auf der einen Seite steht die wirkliche jüdische Geschichte Berlins, die hier tatsächlich einen ihrer „Schauplätze“ (wenn auch längst nicht den einzigen) hatte, und ansatzweise auch die jüdische Gegenwart der Stadt, etwa mit der Stiftung Neue Synagoge – Centrum Judaicum am Ort der großen Synagoge von 1866; auf der zweiten Seite steht Berlin selbst, mit seinem Publikum, seinen Medien, seinen Touristen, die alle – auf sehr unterschiedliche Weise – diesen historischen/aktuellen Ort wahrnehmen, besuchen, beschreiben und so ein Bild des „jüdischen Berlin“ entwerfen und über diesen Ort legen, der immer mehr war als „nur“ „jüdisch“.<sup>11</sup> Und zum Feld gehört schließlich das Zusammentreffen der beiden genannten Welten, nicht zuletzt in „events“, an denen ich – mal gestaltend, mal beobachtend – beteiligt bin: Festivals, Straßenfeste, Stadtführungen, Museumseröffnungen, Tagungen, Gedenkfeiern. Ein „event“ möchte ich etwas ausführlicher schildern, als Beispiel für künftige Untersuchungsgebiete einer Forschung, die keinen rechten Namen hat, aber wissen möchte, was in der Beziehung zwischen dem „jüdischen Berlin“ und der Stadt insgesamt geschieht, die aber zugleich als Forschung Bestandteil sowohl der einen wie des anderen ist.

<sup>11</sup> Ich bitte, das Anführungszeichen-Festival zu entschuldigen; es ist Ausdruck einer begrifflichen Unsicherheit.



## Aneignung: Judentum als gesellschaftliches Ereignis

Für mein Gefühl gab es in den letzten Jahren keine Veranstaltung, die schöner und zugleich peinlicher war als die Eröffnung des leeren jüdischen Museums. Das gesellschaftliche Ereignis hat „tout Berlin“ herbeigeht, wer wichtig ist, war da, wer sich wichtig denkt, auch. Die Debatten über die rechtliche Form dieses Museums – autonom oder nur Hauptabteilung des Berlin-Museums – und über die Gestaltung der Ausstellung, zusammengefaßt im Begriff des „integrativen Konzepts“, war äußerst interessant für die Frage nach dem Verhältnis von Mehrheit und Minderheit.<sup>12</sup> Offensichtlich schien den Beteiligten unstrittig, daß „Mehrheit“ gleich Berlin war, „Minderheit“ gleich Juden in Berlin. Freilich gibt es Bereiche der Berliner Geschichte, die sich ohne Rücksicht auf das jüdische Thema schreiben ließen – aber viele sind es nicht. Die Rede vom „integrativen Konzept“ hat ihren ersten Denkfehler darin, daß so getan wurde, als müßte man erst, nachträglich und auf museale Weise, zwei Dinge zusammenfügen, integrieren, die voneinander getrennt waren. Aber die Trennung ist – wieder – ein Erbe des Nazismus, deshalb erschien es eine Zeitlang sinnvoller, ein „jüdisches“ Museum als Museum der Juden in Berlin zu konzipieren. Jüdische Geschichte in Berlin ist *ein* Thema, kein zusammengesetztes Wort. Die Minderheit ist Teil der Mehrheit, nicht ihr Gegenüber.

Was hat sich also in der letzten Januarwoche 1999 in der Lindenstraße ereignet? Die Eröffnung eines Bauwerks, das in seiner architektonischen Sprache und noch mehr in der Sprache des Architekten, Daniel Libeskind, und noch weiter in der Sprache von Regierenden Bürgermeister und Bundeskanzler und Staatssekretären so überladen ist mit Anforderungen, daß es schon darüber zusammenbrechen könnte. Es soll den zerrissenen Stadtraum in dieser absurden Gegend zwischen Sozialwohnungsbauten, Freiflächen und Mendelssohns Metallarbeiterhaus „heilen“, sagte Bernhard Schneider, Berater des Kultursenators, einst. Es soll an die Shoah erinnern. Es soll an E.T.A. Hoffmann erinnern und an Paul Celan. Es soll „die Leere“ markieren, benennen – und, so behauptete

<sup>12</sup> Seit ca. 20 Jahren wird in Berlin darüber debattiert, in welcher inneren und äußeren Form ein Jüdisches Museum entstehen soll. Nachdem die wenigen Mitarbeiter schon seit einigen Jahren interessante Ausstellungen an verschiedenen Orten präsentierten, fiel bei einem Architekturwettbewerb 1993 eine Vorentscheidung. Daniel Libeskind's ungewöhnlicher, expressiver und schwieriger Bau entstand seitdem, während Kulturverwaltung und Museumsleute noch darüber stritten, ob das Museum nur eine Unterabteilung des Stadtmuseums sein sollte oder sich eigenständig verwalten dürfte – und was das jeweils bedeuten würde. Dem israelischen Leiter, Amnon Barzel, der für die Autonomie kämpfte, wurde 1997 gekündigt, sein Nachfolger Michael Blumenthal, gebürtig aus Oranienburg, Politiker und Geschäftsmann „aus den USA“, erreichte die Unabhängigkeit. Offen bleibt die Frage, ob es gelingen soll (und kann), berlinische oder gar deutsche und jüdische Geschichte miteinander verschrankt zu erzählen – oder ob nicht das Museum seine Geschichte deutlich vom Standpunkt des „jüdischen Berlin“ aus darstellen sollte.

ich sicher nicht allein: wieder füllen. Es ist das Wiedergutmachungsmuseum par excellence. Das läßt sich feiern.

Und es wurde gefeiert. Das Projekt der Hauptstadt braucht dieses Element, wäre unvollständig ohne das Siegel von diesem Einverständnis. What are we doing here? Wir benutzen das jüdische Thema, um unser Bild von uns selbst zu vervollständigen. Jetzt habe ich schon mehrfach die Hilfskonstruktion vom „jüdischen Thema“ verwendet, was ist damit gemeint? Berlin ist nicht Berlin ohne die Juden. Wir verstehen Berlin nicht, wenn wir nicht die Geschichte der Juden in Berlin mitbedenken. Das ist alles wahr und richtig. Das Museum bringt es auf den Punkt. Berlin soll wieder Berlin werden. Dafür braucht Berlin – ja, was und wen? Die Juden, die heute in Berlin leben? Oder die Erinnerung an den von Peter Gay bereits 1972 hinterfragten „Berlin-Jewish Spirit“<sup>13</sup>, der als Klischeebild immer noch herumgeistert in unseren Köpfen? Was da gefeiert wurde, ist die Vorstellung, es könnte wieder so werden, wie es einmal gewesen sein soll. Und wir wären alle dabeigewesen. In der Zwischenzeit haben mehr als hunderttausend Menschen das leere Gebäude besucht, nicht zuletzt aus Gründen einer technischen Überbelastung wurde die Eröffnung der ersten Ausstellung in den Oktober 2001 verschoben.

## Exotisierung: Judentum als Attraktion

Auf seltsame Weise hat diese Form des Umgangs mit dem jüdischen Thema ihre Entsprechung im Gegenteil. Während hier die Zugehörigkeit gefeiert wird, bleibt andernorts, im Osten der Stadt, das Thema der Fremdheit präsent im unaufhörlichen Strom der Führung durch das Scheunenviertel.

Die Unterwelt der großen Städte, ihre nächtliche, abgründige Seite bietet Stoff genug für eine unübersehbare Fülle von Romanen, Dokumentationen und Filmen. Seit Eugène Sue 1841 seinen Helden, den Prinzen von Gerolstein, „über den Pont-au-Change“ in die dunkle Stadt geschickt hat, „die Geheimnisse von Paris“ zu erkunden, sind die Bewohner der helleren Bezirke immer wieder dorthin vorgedrungen, wo die Diebe und Zuhälter, die Prostituierten und die Lumpensammler wohnen, und immer wieder haben sie in einer Mischung aus Abscheu und Faszination aus dem Inneren des Lebens *auf der anderen Seite* berichtet. Ihre Schilderungen spiegeln häufig, und anders als die Autoren es beabsichtigten, den Stand der Herrschaftsverhältnisse in den sich modernisierenden Gesellschaften wider; die Erschaffung einer „Unterwelt“ in der Literatur war oft der erste Schritt zu ihrer anschließenden Säuberung durch die Kräfte der Ord-

<sup>13</sup> Peter Gay: *The Berlin-Jewish Spirit. A Dogma in Search of some Doubt.* New York 1972 (deutsch: *Der berlinisch-jüdische Geist. Zweifel an einer Legende.* In: Freud, Juden und andere Deutsche. München 1989).

nung. Bei allem Realismus, der solche Berichte durchaus lesenswert macht, liegt die geheime Botschaft der Romane aus den Nachtseiten der Städte doch eher darin, daß sie uns die Vorstellungswelten der Schreibenden entziffern, ihre Ängste, ihre heimlichen Sehnsüchte.

Aus der Masse solcher Beschreibungen ragen gelegentlich Texte hervor, deren Autoren sich durch eine scharfe Beobachtungsgabe oder durch die beinahe detektivische Enthüllung von bis dahin tatsächlich unbekanntem Lebenswelten auszeichnen. Und vergnügliche Lektüre bieten die Entdeckungsreisen allemal – aber nicht immer. Im Verlag Neues Leben ist ein Buch erschienen: „Das Ghetto von Berlin. Aus dem Scheunenviertel“<sup>14</sup>. Es ist ein schlechtes Buch, in dem ein wichtiges Thema gedankenlos, bedenkenlos verschlampt und verschludert wird, es ist ein Buch voller Vorurteile. „Jede zivilisierte Großstadt hat ihr Scheunenviertel“, schreibt der Verlag auf den Klappentext und stellt sein Buch, eine Neuauflage des Romans von Adolf Sommerfeld aus dem Jahr 1932, in die Reihe der beliebten Unterwelts-Schilderungen. Das vielbeschworene Berliner Scheunenviertel läßt sich durchaus in diesem Kontext schildern. Es war aber, Eike Geisel hat vor einigen Jahren ein sehr gescheitertes Buch darüber vorgelegt<sup>15</sup>, auch der Wohnort von Juden, die seit den antisemitischen Pogromen um 1880 in die großen Städte Westeuropas und der USA geflüchtet waren. Die Vermischung der beiden Welten, die Identifizierung der einen mit den anderen, Verbrecher hier, Ostjuden da, war ein beliebtes Propagandainstrument im antisemitischen Diskurs der zwanziger Jahre. Auch der assimilierten Berliner Judenschaft waren die Bewohner der Grenadierstraße nicht geheuer, manche ihrer Vertreter distanzieren sich öffentlich von den entfernten und plötzlich nähergerückten Brüdern, wie etwa Walter Rathenau, der in seinem berühmten Aufsatz *Höre, Israel!* von den „asiatischen Horden“ schrieb, die da über Berlin hereingebrochen waren. Im Angesicht dessen, was nach 1933 allen Berliner Juden geschah, stellt sich der Konflikt zwischen den alteingesessenen und den neu zugezogenen Juden Berlins als ein Thema dar, dessen Bearbeitung viel Sensibilität verlangt. Ein gedankenloses, schlecht geschriebenes, vorurteilsvolles Buch ist 1932 nichts anderes als eben dies – sechzig Jahre später wieder aufgelegt, erhält es im neuen Deutschland eine andere Dimension. Es wird zum Politikum.

Der Klappentext erzählt freimütig etwas von einer „fremdartigen Insel ostjüdischen Lebens“, und im Buch sieht das so aus: Herr Pufeles und Frau Machscheswes sind beide, die eine vor fünf Jahren, der andere erst vor kurzem, aus Galizien nach Berlin gekommen.

„Beide blieben, wozu ihre Heimat und die jahrhundertelange Isolierung sie erzogen oder gezüchtet hatte: materiell gerichtete Menschen,

die nur im Geldbesitz das allein zu erstrebende Glück suchten, denn mit dem Gelde ließen sich ihrer Ansicht nach alle Freuden des Lebens käuflich erwerben.“<sup>16</sup>

Frau Machscheswes begeht Sünden und rechnet diese dann mit ihrem persönlichen Gott wieder ab, sie betet und fastet und „scheute sich nicht“, wieder neue Sünden zu begehen. Der Kommentar dazu:

„Diese im Gegensatz zur Ethik des Mosaismus stehende naive Religionsübung in äußeren oder sophistischen Formeln ist im wesentlichen der klaffende Unterschied zwischen den Ostjuden und ihren westlichen Glaubensgenossen, die jede Gemeinschaft mit ihnen meiden.“<sup>17</sup>

Sommerfeld beschreibt ein Zerrbild der „Unterwelt“, wie es sich das bürgerliche Publikum zurechtgemacht hat:

„Die Abend- und Nachtbeleuchtung ist nur spärlich. Es scheint, als ob die Stadtväter wüßten, daß die Bewohner dieser Straßen keinen Anspruch auf großstädtische Ausstattung erheben. Oder aber die Behörden haben mehr Wert darauf gelegt das Treiben des verbrecherischen Gesindels zur Nachtzeit zu überwachen.“<sup>18</sup>

Verbrecherkaschemmen und niedere Prostitution, Mädchenhandel und Korruption, kleine Verbrecher und große Verbrecher, kein Versatzstück der großstadtfeindlichen und antisemitischen Hetze darf fehlen. Die Ostjuden in ihrer materialistischen Denkungsart sind, wenn es um ihren finanziellen Vorteil geht, zu jeder Schandtat bereit. Herr Pufeles hat vor, die Tochter der Frau Machscheswes in ein Bordell zu verkaufen, nicht einmal untereinander halten die Ganoven also die Treue. Und so weiter und so weiter, nicht einmal die dünne Geschichte ist es wert, nacherzählt zu werden.

Im Nachwort versucht Ingrid Kirschev-Feix, die Neuveröffentlichung des Romans zu rechtfertigen. Auch daraus ein Zitat:

„Zu bezweifeln bleibt dabei allerdings, daß alle, die wie Herr Pufeles im langen schwarzen Kaftan, mit dem dunklen struppigen Vollbart und den sich ringelnden Stirnlöckchen unter dem breitrandigen schwarzen Hut in der Grenadierstraße ankamen, dunklen Geschäften nachgehen wollten.“<sup>19</sup>

<sup>16</sup> Sommerfeld 1992 (1932), *Das Ghetto von Berlin*, S. 23.

<sup>17</sup> Ebd., S. 89.

<sup>18</sup> Ebd., S. 6.

Es bleibt zu bezweifeln, heißt es hier tatsächlich, widerlegt wird das Vorurteil aber nicht. „Alle“ waren nicht so – aber viele doch?

Und das ist nur die Literatur. Auch bei manchen von den vielen Führungen durch das Scheunenviertel – die bei Besuchern den Eindruck erwecken können, dieses „Scheunenviertel“ reiche vom Oranienburger Tor bis hinauf zum Kollwitz-Platz – wird ein exotisches, folkloristisches Bild vom Judentum gezeichnet, das mit der historischen Realität nicht übereinstimmt.

Vor einigen Jahren wurde in einem Wiener Kino der Film „Stadt ohne Juden“, nach dem 1922 erschienenen Roman von Hugo Bettauer, gezeigt.<sup>20</sup> Ich kann mich kaum an den Film erinnern (wohl an die erste Rolle des jungen Hans Moser), aber eine Szene ist noch frisch im Gedächtnis. Als von der Leinwand her der Satz fiel, diese ganze absurde Geschichte habe das eine wenigstens deutlich gemacht: ohne Juden könne Wien nicht existieren, da rollte eine Welle von Lachen, von befreitem, selbstbewußtem, ungebremstem Lachen durch den Saal, nie mehr habe ich seither so ein Lachen gehört. Nicht jedenfalls in Berlin.

Die absurde Geschichte, die negative Utopie, die Bettauer in seinem Roman erzählt, handelt von „Übermorgen“ – daß dieses Übermorgen nur sechzehn Jahre entfernt lag, konnte Bettauer nicht und auch sonst keiner ahnen. Eine österreichische Regierung beschließt, alle Juden auszuweisen. Nach ihrem Weggang verfällt Wien, verkommt zur Provinz – bis man die Juden nach vielen schon im Buch filmisch angelegten Verwicklungen wieder zurückholt und jubelnd begrüßt: „Meine lieben Juden!“ Die Botschaft war deutlich. Der Roman hat sich gut verkauft. Der Autor wurde 1925 von einem nationalsozialistischen Fanatiker erschossen. Danach hat sich der Roman noch besser verkauft. Und im gleichen Jahr beschloß der Berliner Erfolgsautor Artur Landsberger, dem Modell zu folgen und einen Roman „Berlin ohne Juden“ vorzulegen.<sup>21</sup> Erfolgreich, versteht sich. Darüber ließe sich schon ohne die wirkliche Geschichte nur mit sehr spitzen Fingern schreiben. Aber die Geschichte ist da und wirklich gewesen. Die negative Utopie hat sich auf eine so furchtbare Weise bewahrheitet, wie es sich keiner hatte ausdenken können. Wien und Berlin sollten durch Vertreibung und Mord zu „Städten ohne Juden“ werden und wurden es, beinah. Was im feuilletonistischen Spiel noch machbar erscheint, nämlich: den kulturellen, ökonomischen, ja den städtischen „Verlust“ zu bedauern (und zu beschreiben, wie es beide getan haben) und vom Schicksal der Vertriebenen selbst kaum zu reden (denn sie kehren ja zurück), wirkt vor der wirklichen Geschichte bloß zynisch.

<sup>19</sup> Ingrid Kirschey-Feix: Nachbemerkung. Vor- und Nachgeschichte des Scheunenviertels. In: Ebd., S. 149-152; hier: S. 151.

<sup>20</sup> Die folgenden Überlegungen wurden zuerst im „Tagesspiegel“ vom 6.12.1998 publiziert.

<sup>21</sup> Artur Landsberger: Berlin ohne Juden. Herausgegeben und mit einem Nachwort von Werner Fuld. Bonn 1998. Die Originalausgabe erschien 1925 im Verlag Paul Steegemann, Hannover.

Auch Landsbergers Buch wurde, 1998, neu aufgelegt. Das stellt uns ein rechtes Walser-Problem<sup>22</sup>: Müssen wir uns „schon wieder“ damit beschäftigen? Nur weil ein schlechtes Buch wieder erscheint? Manchmal sind es die schlechten Bücher, die uns anregen können, neue Fragen aus dem – da hat Walser ja recht – versteinerten Sumpf deutscher Erinnerungskultur herauszuschlagen. Denn genau diese Haltung, die den Holocaust auf eine Beschädigung Deutschlands reduziert – zuerst mit der unsensiblen Klage über „unseren“ (Berlins, Wiens, Deutschlands, Österreichs) „Verlust“, die von den Juden selbst und von der wirklich geschehenen Geschichte wenig wissen will; dann aber, nachträglich und penetrant, auch mit der Klage über die Last der Erinnerung –, genau diese Haltung prägt zur Zeit Deutschlands Umgang mit dem jüdischen Thema. Wir lesen und reden und musizieren und malen das Judentum, oder unsere Bilder davon, zurück in die Straßen Berlins (und Wiens). Wir glauben, es wäre möglich, mit der Einrichtung von jüdischen Theatern – was ist ein „jüdisches“ Theater? – oder mit der Umbenennung von Straßen oder mit dem Schreiben und Neuauflegen von Büchern etwas wiederherzustellen, auszugleichen, „gut“ zu machen. Wir – Nichtjuden und Juden. Alles ehrenwerte Leute mit guten Ideen, keine Frage. Aber etwas fehlt (das Wiener Lachen?).

Artur Landsberger<sup>23</sup> erfindet, im Nachklang zu Bettauer, so eine Phantasie: „a) Wie wäre es möglich, Deutschland zu entjuden? b) Wie sähe Deutschland ohne Juden aus?“ Die Geschichte selbst, die er aus der Idee entwickelt, geht so: David Pinski tritt als angeblicher Abgesandter eines Hilfskomitees für die russischen Juden auf, besorgt aber heimlich das Geschäft der Bolschewisten. Er übt Kritik, als Jude, an den Juden, und erreicht sein Ziel: Eine Volksbewegung entsteht, die eine Regierung an die Macht bringt, deren erstes Gesetz heißt: „Die deutschen Juden stehen außerhalb der Verfassung und gelten als Fremde. Da die Mehrheit des deutschen Volkes eine Volksgemeinschaft mit den Juden ablehnt, so sind sie als lästige Ausländer des Landes zu verweisen.“ Und das geschieht.

<sup>22</sup> Martin Walser: „Wovon zeugt die Schande, wenn nicht von Verbrechen“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 28.11.1998; ders.: Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede. Frankfurt am Main 1998; Joachim Rohloff: Ich bin das Volk. Martin Walser, Auschwitz und die Berliner Republik. Hamburg 1999; Frank Schirrmacher (Hg.): Die Walser-Bubis-Debatte. Eine Dokumentation. Frankfurt am Main 1999.

<sup>23</sup> Er kommt in den einschlägigen Lexika nicht arg gut weg. Geboren 1876 in Berlin, war er „eine Zeitlang Verleger“, Mitbegründer (neben Hugo von Hofmannsthal und einigen anderen) der Kulturzeitschrift *Der Morgen*. Dann „trat er mit einer Reihe kritisch-satirischer Großstadtromane hervor“. *Moral* heißen die (1911), oder *Lu, die Kokotte* (1914), oder *Raffke* (1924). Er gab immerhin auch die ernster zu nehmenden Sammelbände *Ghettobuch* (1912) und *Das Volk des Ghetto* (1926) heraus, das half ihm bei der Kritik nicht sehr. Der große Arthur Eloesser widmet ihm in seinem Beitrag „Literatur“ in dem von Siegmund Kaznelson herausgegebenen Sammelwerk *Juden im deutschen Kulturbereich* diese Zeile: „Artur Landsberger beschäftigte das moderne oder sich mondän dünkende Berlin der letzten Vorkriegszeit.“

Die Juden gehen, suchen Aufnahme andernorts – wo überall als Reaktion auf diese Ungeheuerlichkeit, „ein Deutschenhaß“ ungekannten Ausmaßes entsteht, der letztlich die Rücknahme des absurden Erlasses erzwingt. Kolportage, freilich, aber auf einmal wünscht man sich, Landsbergers Roman wäre in diesen Ländern, wo verfolgte Juden aus Deutschland nach 1933 wirklich Zuflucht gesucht haben, gelesen worden.

Die Juden waren „nicht mehr da“. Die „treibende Kraft“ für so vieles von dem, was Berlin zu Berlin gemacht hatte, war nicht mehr da. Und wurde – was für ein Wunsch! – zurückgeholt. Im Roman. So leben wir heute, in den Träumen von Artur Landsberger und Hugo Bettauer, und in unseren nachholenden Phantasien, als wären sie tatsächlich „zurückgeholt“ worden. Das kann nicht sein, weil es nicht so war.

### Instrumentalisierung: Judentum als Mittel zum lokalen Zweck

Der Roman von Landsberger thematisiert die „Rückkehr“, seine Neuveröffentlichung belegt vielleicht, wie aufgeladen dieser Begriff im öffentlichen Bewußtsein ist. Nach 1945 kehrten Juden nach Deutschland zurück: aus den Lagern, aus den Verstecken, aus der Emigration. Für kurze Zeit oder für immer. Aus den verschiedensten Motiven, die hier nicht beleuchtet werden sollen.<sup>24</sup> Wolfgang Benz hat in einem Aufsatz gezeigt, welche Problematik selbst in der *Rückkehr auf Zeit* liegt, also bei Besuchen „ehemaliger jüdischer Mitbürger“ – was für ein Sprachgebilde! – in ihren Heimatstädten. „Jüdische Mitbürger“ ist natürlich eine Formel, die den „nur geduldeten“, den reduzierten, nicht gleichwertigen Bürger anspreche, und am Beispiel dieses so häufig, und so bedenkenlos verwendeten Begriffs würde deutlich, so Benz, „welch schwieriges Terrain betreten wird bei den Beziehungen zwischen ehemaligen deutschen Bürgern im Exil, den Repräsentanten einer versöhnungswilligen Bundesrepublik und den Offiziellen der Juden in Deutschland, die diese Aktivitäten aufmerksam betrachten“<sup>25</sup>. Abgesehen davon, daß der Begriff „versöhnungswillige Bundesrepublik“ auch nicht gerade glücklich gewählt scheint – wem gegenüber zur Versöhnung bereit? Wer hat ihr etwas angetan? –, sind die Beobachtungen

<sup>24</sup> Vgl. dazu Joachim Schlör: Exil und Rückkehr. In: Heiner Lichtenstein/Otto R. Romberg (Hg.): Täter – Opfer – Folgen. Der Holocaust in Geschichte und Gegenwart (= Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung, Bd. 335). Bonn 1995, S. 154-169 (ebenfalls abgedruckt in: Tribüne. Zeitschrift zum Verständnis des Judentums 34 (1995) 135, S. 94-113).

<sup>25</sup> Wolfgang Benz: Rückkehr auf Zeit. Erfahrungen deutsch-jüdischer Emigranten mit Einladungen in ihre ehemaligen Heimatstädte. In: Jahrbuch für Exilforschung 9 (1991): Exil und Remigration. Hg. im Auftrag der Deutschen Gesellschaft für Exilforschung v. Claus-Dieter Krohn u.a., S. 197-207; hier: S. 208.

wichtig. Wenn die Emigranten zu Besuch kommen, erscheinen Zeitungsartikel, die immer ähnlich klingen (eine typische Überschrift: „Wiedersehensfreude siegt über Schmerz des Erinnerns“; eine andere: „Blick zurück – aber nicht im Zorn“<sup>26</sup>). Die Emigranten sind gut, wenn sie zurückkommen, auch nur für kurze Zeit, und verzeihen. „Ick bleibe imma Berliner“, läßt man sie dann sagen, oder „I love Berlin“ (Neue Zeit, 29. Juni 1992) und „ich komme bestimmt wieder“ (Berliner Zeitung, 4. Nov. 1993). Die „Beklemmung“ verschwindet regelmäßig am zweiten, dritten Tag, „schließlich sind die Menschen freundlich, und die Stadt ist großartig“ (Bild-Berlin, 10. April 1988). Und: „Man darf doch nicht ewig hassen“ (Berliner Morgenpost, 20. August 1987).

In gewisser Weise läßt sich diese Form der Instrumentalisierung übertragen. Die Tatsache, daß Juden – aus welchen Motiven auch immer – nach Deutschland zurückgekehrt sind, wird in unserer Gesellschaft als Zeichen genommen: für eine Anerkennung der demokratischen Entwicklung, für eine Zustimmung zu dem einen (oder auch, in geringerer Zahl, dem anderen) „besseren“ und „neuen“ Deutschland, für das Gelingen der „Vergangenheitsbewältigung“. Unser Feld ist also durchgehend politisiert. Wie prekär die Balance aber ist, belegen nicht nur die von Ignatz Bubis s. A. immer wieder erzählten Fälle, in denen er als Repräsentant Israels – und eben nicht als deutscher Staatsbürger – angesprochen wurde. Die Berliner Zeitung berichtete am 26. März 1997 folgendes:

„Der CSU-Bundestagsabgeordnete Wolfgang Zeitlmann hat gefordert, mit dem Zentralrat der Juden in Deutschland eine Obergrenze für die Einreise osteuropäischer Juden zu vereinbaren. Der Vorsitzende des Zentralrates, Ignatz Bubis, lehnte das ab.

Wolfgang Zeitlmann erneuerte gestern seine Quotenforderung für jüdische Zuwanderer aus der ehemaligen Sowjetunion. Darüber müsse mit dem Zentralrat der Juden gesprochen werden. „Ich möchte schon einmal wissen, wie lange das noch so weitergehen soll“, sagte der innenpolitische Sprecher der CSU-Bundestagsgruppe im Gespräch mit der Berliner Zeitung. Deutschland habe rund 4,5 Millionen Arbeitslose und „genug eigene Probleme“, da werde man „Herrn Bubis doch wohl fragen dürfen: Wieviel braucht Ihr denn noch?“ Er wollte einfach wissen, „ob’s die Blutauffrischung gebracht hat“.

Die gesellschaftliche Strategie der Aneignung des Jüdischen – als Bestätigung für die erfolgreiche Bewältigung der Vergangenheit, als bunt-exotisches Mosaiksteinchen einer aufgeklärten Gesellschaft, als Schmuck – hat ihre bössartige Rückseite. „Zu viele“ sollen es dann doch nicht sein, und „zu fremd“ sollen sie erst recht nicht sein. Eine Trennung von „Mehrheit“ und „Minderheit“ wird da schnell wieder hergestellt.

<sup>26</sup> Neue Zeit, 29. Juni 1992; Die Welt, 27. Juni 1979.

## Irritation und Erkenntnis

Marion Hamm schrieb von den „eigenen Irritationen als Erkenntniswerkzeug“. Die Irritationen sind da, wie steht es mit der Erkenntnis? Ist es mehr als, in Korffschen Worten, „grauenvolle Innerlichkeitsakustik“,<sup>27</sup> die aus der Selbstbefragung erwachsen kann? Marion schrieb mir noch über die meinem Entwurfstext ablesbare „(vielleicht manchmal unbewußte) Methodik“, und ich lege diese ironische Spitze mit auf den Haufen bereits vorhandener Unsicherheiten. Es ist ja (noch) nicht im engen Sinne *Feldforschung*, die ich hier betreibe. Was wir in den beiden Seminaren in Potsdam und Berlin versucht haben, liest sich wahrscheinlich wie eine unkoordinierte Liste aus dem Katalog der Möglichkeiten:

- *Zeitungsanalyse* über einen Zeitraum von drei Monaten: Was wird berichtet? In welchem Umfang? In welchem Verhältnis von Bericht, Reportage, Kommentar? Welche Themen stehen im Vordergrund? Welche Tendenzen für den Umgang mit dem Thema jüdischer Präsenz lassen sich daraus ablesen?
- *Beobachtung*: Eine Teilnehmerin hat zwei Tage lang Besucher und Mitarbeiter des „Centrum Judaicum“ beim Eintritt, bei der Sicherheitskontrolle, beim Orientieren und Nachfragen, bei Rundgängen und Führungen beobachtet und sie anschließend befragt;
- *Experten-Interview*: Eine Teilnehmerin hat sich das Thema der omnipräsenten „Klezmer-Musik“ als Signal für „jüdische Kultur“ ausgesucht und im Gespräch mit Frank London, einem aus New York stammenden Musiker und Musikkritiker, und mit Berliner Musikern versucht, die Motive für die Prominenz der Musik herauszufinden;
- *Literaturrecherche*: Im Zusammenhang mit dem Thema der „Erinnerungskultur“ oder „Erinnerungspolitik“ ist in den letzten Jahren einiges erschienen, was vor allem auch einen Vergleich zwischen der Situation in Deutschland und der in Polen, Israel und den Vereinigten Staaten erlaubt.<sup>28</sup>

Da die Potsdamer Studierenden aus unterschiedlichen Fachbereichen kommen bzw. eine Vielzahl verschiedener Nebenfächer haben, ließen sich weitere Referatsthemen aus den Bereichen der Politikwissenschaft (Jüdisches Museum und Holocaust-Mahnmal und ihre Funktion für die Berliner Symbol-Politik), der Literatur- und Sprachwissenschaft (Die Sprache der Ansprachen) oder der Slawi-

<sup>27</sup> Utz Jeggles Kommentar auf dem Göttinger Volkskundekongreß 1989: „Wenn das schon Grauen wäre?“ Utz Jeggle: Auf der Suche nach der Erinnerung. In: Brigitte Bönisch-Brednich/Rolf W. Brednich/Helge Gerndt (Hg.): *Erinnern und Vergessen*. Vorträge des 27. Deutschen Volkskundekongresses Göttingen 1989 (= Beiträge zur Volkskunde in Niedersachsen, Bd. 5). Göttingen 1991, S. 89-101; hier: S. 89.

stik und Osteuropäischen Geschichte (Kazimierz in Krakau) finden; weitere Themen wären hier durchaus denkbar und im Rahmen des interdisziplinären Studiengangs auch zu verwirklichen. Das war alles hoch interessant – am interessantesten war für die Beteiligten am Ende aber doch die Sitzung, in der alle Teilnehmer, mich eingeschlossen, versuchen sollten, ihre ganz persönlichen Motive für die Wahl des Studienfachs und ihre Erfahrungen mit diesem Studium darzustellen.

In einem Vortrag, den Utz Jeggle zum Thema der „Suche nach der Erinnerung“ beim DGV-Kongreß in Göttingen hielt, stehen die Sätze: „Es gilt nicht nur, daß die Realität die Erfahrungskapazität speist und modelliert; es gilt auch, daß die äußere Realität so erlebbar ist, wie es die innere zuläßt.“<sup>29</sup> Die hier angeregte „Ehrenrettung individueller Erinnerungsarbeit“ als Aufgabe der empirischen Kulturwissenschaft soll die „geschichtliche[...] Eigentümlichkeit“ persönlicher und privater Formen der Erinnerung an Geschichte vor der „Übermacht von gesellschaftlichen Ansprüchen“ retten<sup>30</sup>. Das ist, dachte ich beim Wiederlesen, nicht ganz durchdacht – die gesellschaftlichen Ansprüche sind ja nicht von fremden Planeten bestimmt, sondern auch aus einer Vielzahl kleiner „Eigentümlichkeiten“ zusammengesetzt. Dennoch sollte die Aufmerksamkeit für das Detail, die doch unser altes Fach in erster Linie auszeichnet, auch hier gelten.<sup>31</sup> Unsere „inneren Realitäten“ befinden sich in einer der Nachfrage werthen Beziehung zum Thema der Präsenz – oder Abwesenheit – jüdischer Kultur. Eine wichtige Erfahrung für mich war, zu sehen, wie genau diese Beziehung sich im Generationenwechsel mit verändert.

Für die meisten Angehörigen meiner Generation – ich bin 1960 geboren – stand am Beginn der Beschäftigung mit jüdischen Themen die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus und seiner Hinterlassenschaft: einerseits in den Städten und Gemeinden, in denen wir aufgewachsen sind, andererseits in den Köpfen und Herzen unserer Eltern und Verwandten. Ein wichtiges Datum

<sup>28</sup> Stellvertretend seien genannt Saul Friedländer: *Die Shoah als Element in der Konstruktion israelischer Erinnerung*. In: *Babylon* (1987) 2, S. 10-22; Peter Reichel: *Politik mit der Erinnerung. Gedächtnisorte im Streit um die nationalsozialistische Vergangenheit*. München, Wien 1995; Nicolas Berg/Jess Jochimsen/Bernd Stiegler (Hg.): *Shoah. Formen der Erinnerung. Geschichte, Philosophie, Literatur, Kunst*. München 1996; Christian Staffa/Jochen Spielmann (Hg.): *Nachträgliche Wirksamkeit. Vom Aufheben der Taten im Gedenken*. Berlin 1998; Moshe Zuckermann: *Gedenken und Kulturindustrie. Ein Essay zur neuen deutschen Normalität*. Berlin und Bodenheim 1999.

<sup>29</sup> Jeggle 1991, Auf der Suche nach der Erinnerung, S. 96.

<sup>30</sup> Ebd., S. 90.

<sup>31</sup> Es ist ja nicht zu verachten, wissenschaftspolitisch gesprochen, daß die in den *Grundzügen* einst dargelegten Untersuchungsfelder „Identität“, „Geschichtlichkeit“, „Kultur“ und „Alltag“ allesamt für den hier dargestellten Bereich fruchtbar gemacht werden können. Hermann Bausinger u.a.: *Grundzüge der Volkskunde*. Darmstadt 1999.

war der 40. Jahrestag der „Reichskristallnacht“ 1978, ein weiteres die Ausstrahlung der US-Fernsehserie „Holocaust“ im Jahr darauf. Im Anschluß daran entstanden zahlreiche lokalhistorische Projekte, bei denen der Versuch unternommen wurde, die „große“ – und unüberschaubare – Geschichte der Ereignisse an die vertraute Umgebung anzubinden, die dabei zwangsläufig in ihrer Vertrautheit erschüttert und in Frage gestellt wurde. Für die Diskussionen innerhalb der Familien war nicht mehr so sehr, wie noch bei der Generation der 68er, die Frage nach der persönlichen Schuld einzelner (vor allem: der Väter) ausschlaggebend, sondern eher die Frage nach den persönlichen Konsequenzen, die man daraus ziehen sollte. Das ist ein gravierender Unterschied; denn diese Frage läßt es nicht mehr zu, die eigene Person, die eigene Generation der „Nachgeborenen“ aus dem Zusammenhang von Schuld und Verantwortung herauszunehmen, wie es bei der stärker politisch motivierten Anklage noch möglich schien.

Mich persönlich hat das Gefühl, Verantwortung übernehmen zu müssen, zum Zivildienst bei der „Aktion Sühnezeichen/Friedensdienste“ und zur Arbeit in den Gedenkstätten der ehemaligen Konzentrationslager Stutthof und Dachau gebracht. Ich zögere heute sehr, wenn ich versuche, mich an die Selbstsicherheit zu erinnern, mit der ich – wie meine Kollegen – von dem Programm einer Erziehung durch die Konfrontation mit dem Schreckensort und von der Möglichkeit, „aus der Geschichte zu lernen“, überzeugt war. Beim Nachdenken, heute, erkenne ich die achtziger Jahre und den Zwanzigjährigen kaum wieder.

Manche sind dabei geblieben. Sie engagieren sich heute im Bereich der Forschung über den Holocaust und über den Antisemitismus. Das ist eine klare Entscheidung, die sich mit der Notwendigkeit begründen läßt, die Geschichte des *Eigenen* – des eigenen Landes, der eigenen Kultur, der Bedingungen, unter denen man selbst aufgewachsen ist – zu untersuchen, wenn man nur einigermaßen mit der Tatsache zurechtkommen will, daß man Deutscher ist.

Andere haben sich damit beschäftigt, die Geschichte des antifaschistischen Widerstands zu erforschen, um die Präsenz eines „anderen Deutschland“ zu dokumentieren und auf diese Weise (nicht nur, aber eben auch) ihre deutsche Existenz erträglich zu machen.

Ich habe früh Interesse daran empfunden, *was* es denn war, das die Nationalsozialisten zu zerstören suchten. Das führte zu einer Beschäftigung mit der Kultur der slawischen Völker, Polens vor allem, und der des Judentums. Auch dieser Weg, den ja viele gingen, erscheint mir objektiv einleuchtend, aber auch er enthält ein Moment der Rationalisierung und, damit eng verbunden, der Distanzierung. Wenn ich die Motive sammle, die meine Arbeit antreiben, dann sind sie alle frag-würdig. Hält uns nicht die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit, die mir so wichtig erscheint, von einem unbefangenen Blick auf die Gegenwart ab? Habe ich mich etwa in Polen 1980/81 deutlich genug für die Demokratiebewegung ausgesprochen oder habe ich ein solches Engagement aus

deutscher Vergangenheitsangst zurückgestellt? Ist es wirklich so, daß ich den Ort, an dem ich wohne – Berlin –, besser verstehe, wenn ich seine jüdische Geschichte studiere? Wäre es nicht sinnvoller, sich mit der Situation der türkischen Minderheit zu befassen, die in meiner Straße, in der Grundschule an der Ecke, sogar eine Mehrheit bildet? Bin ich Israel gegenüber nicht sehr (positiv) voreingenommen und zur Kritik kaum noch fähig, weil mich dieses Land so fasziniert? Schließlich: Flüchte ich nicht vor der nötigen Auseinandersetzung mit dem Erbe des Nazismus, wenn ich in meiner publizistischen und wissenschaftlichen Arbeit Themen aus dem Bereich der jüdischen Geschichte behandle, die noch dazu in der Regel in der Zeit vor der Katastrophe von 1933 angesiedelt sind? Gehöre ich damit nicht doch zu den Wohlmeinenden, die in ihrem Versuch der Annäherung an das Thema den Eindruck erwecken, sie möchten etwas künstlich wieder rekonstruieren, das doch nicht wieder herzustellen ist: einen städtischen Zusammenhang, eine deutsch-jüdische Beziehung?

Die nächste Generation geht unbefangener mit diesen Fragen um. Aber auch sie ist geprägt von der „Geschichtsgeschichte“ (Jeggle) ihrer Eltern, Großeltern und Lehrer; auch sie macht bei Auslandsreisen die Erfahrung, auf das „Deutschsein“ zurückverwiesen zu werden; auch sie spielt mit auf der Bühne der „Bereicherung“, als die wir Kultur doch gerne sehen möchten. Bereicherung – ein seltsames Wort in diesen Zeiten. An unserer Universität hat sich eine Gruppe konstituiert, die mit der „Stiftung für die Rechte der zukünftigen Generationen“ im hessischen Oberursel zusammenarbeitet und neben Studien über Ökologie und Nachhaltigkeit kürzlich auch einen Band mit dem Titel „Was bleibt von der Vergangenheit?“ vorgelegt hat.<sup>32</sup> Darin wird der Generation der „68er“ der Vorwurf einer Instrumentalisierung des Holocaust für die eigenen politisch-pädagogischen Zwecke gemacht. Ich halte den hier formulierten Anspruch der Mittzwanziger (wie kurz ist allerdings die Gnade!), einen eigenen Zugang zur Geschichte herausarbeiten zu „dürfen“ und sich von den ritualisierten „Umgangs“-Formen der Vorgänger-Generationen nicht länger dominieren zu lassen, im Grundsatz für berechtigt – und ich bin mir ganz sicher, daß es die von Utz Jeggle formulierte Idee einer *Verflüssigung* von Geschichte und Geschichtsüberlieferung ist, die mich davon abhält, auch dort stärkeren Widerspruch anzumelden, wo ich nicht einverstanden bin. Ein Beispiel aus der – seltsames Wort –, „Gedenkstättenpädagogik“: In dem Band wird die Forderung erhoben, Besuchern von KZ-Gedenkstätten müsse auch die „Perspektive der Macht“ vermittelt, also etwa der Zugang zu den Wachtürmen der SS-Leute ermöglicht werden. In mir sträubt sich alles, und was sich da sträubt, ist wohl auch die unserer Generation noch mögliche Identifikation mit den Antifaschisten, den ehemaligen KZ-Häftlingen, auf deren Seite – auf deren Erinnerungsplatt-

<sup>32</sup> Stiftung für die Rechte zukünftiger Generationen e.V. (Hg.): Was bleibt von der Vergangenheit? Die junge Generation im Dialog über den Holocaust. Mit einem Beitrag von Roman Herzog. Berlin 1999.

form – wir uns noch stellen konnten und wollten. Das führt scheinbar weg vom Thema, aber die Frage bleibt, und wird drängender, wie künftige Generationen dann, wenn es keine Zeitzeugen mehr gibt, über die Geschichte des NS unterrichtet werden sollen. Verallgemeinern wir diese Tendenz auf den Bereich des gesellschaftlichen Umgangs mit dem „jüdischen Thema“, dann wird deutlich, daß die unserer Generation noch mögliche – und freilich fragwürdige – Form der Identifikation mit den Opfern der Geschichte, wie sie etwa Lea Rosh als Initiatorin des geplanten „Denkmals für die ermordeten Juden Europas“ in kaum noch erträglicher Reinform vorführt, bald nicht mehr möglich sein wird.

Und es ist ja ganz offensichtlich, daß künstliche Formen der Identifikation, wie wir sie in unseren Seminaren zu analysieren versuchten – „Klezgoyim“ spielen Klezmer –, keinen Ersatz für diese Identifikation aus dem oft unverstandenen Geist des Antifaschismus bieten können. Was bleibt dann aber? Die „Normalisierung“ schreitet, parallel zur „Historisierung“, voran, kein guter Wille wird sie aufhalten. Eine meiner Erwartungen besteht darin, daß die (von niemandem beantragte, von niemandem bewilligte) Stellvertreter-Funktion eines Tages zu Ende geht und das Feld, soll es nicht zum „Jewish Disneyland“ werden, in Abstimmung mit den jüdischen Gemeinden neu ausgemessen wird.

#### LITERATUR

- Bausinger, Hermann, u.a.: Grundzüge der Volkskunde. Darmstadt 1999.  
 Becker, Franziska: Ankommen in Deutschland. Einwanderungspolitik als biographische Erfahrung im Migrationsprozeß russischer Juden. Berlin 2001.  
 Dies.: Gewalt und Gedächtnis. Erinnerungen an die nationalsozialistische Verfolgung einer jüdischen Landgemeinde. Göttingen 1994.  
 Benz, Wolfgang: Rückkehr auf Zeit. Erfahrungen deutsch-jüdischer Emigranten mit Einladungen in ihre ehemaligen Heimatstädte. In: Jahrbuch für Exilforschung 9 (1991): Exil und Remigration. Hg. im Auftrag der Deutschen Gesellschaft für Exilforschung v. Claus-Dieter Krohn u.a., S. 197-207.  
 Berg, Nicolas/Jess Jochimsen/Bernd Stiegler (Hg.): Shoah. Formen der Erinnerung. Geschichte, Philosophie, Literatur, Kunst. München 1996.  
 Bönisch-Brednich, Brigitte/Rolf W. Brednich/Helge Gerndt (Hg.): Erinnern und Vergessen. Vorträge des 27. Deutschen Volkskundekongresses Göttingen 1989 (= Beiträge zur Volkskunde in Niedersachsen, Bd. 5). Göttingen 1991.  
 Friedländer, Saul: Die Shoah als Element in der Konstruktion israelischer Erinnerung. In: Babylon (1987) 2, S. 10-22.  
 Gay, Peter: The Berlin-Jewish Spirit. A Dogma in Search of some Doubt. New York 1972 (deutsch: Der berlinisch-jüdische Geist. Zweifel an einer Legende. In: Freud, Juden und andere Deutsche. München 1989).  
 Geisel, Eike: Im Scheunenviertel. Bilder, Texte, Dokumente. Berlin 1981.  
 Jeggel, Utz: Auf der Suche nach der Erinnerung. In: Brigitte Bönisch-Brednich/Rolf W. Brednich/Helge Gerndt (Hg.): Erinnern und Vergessen. Vorträge des 27. Deutschen

- Volkskundekongresses Göttingen 1989 (= Beiträge zur Volkskunde in Niedersachsen, Bd. 5). Göttingen 1991, S. 89-101.  
 Ders.: Judendörfer in Württemberg (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 90). Tübingen 1999.  
 Kirschev-Feix, Ingrid: Nachbemerkung. Vor- und Nachgeschichte des Scheunenviertels. In: Adolf Sommerfeld: Das Ghetto in Berlin. Berlin 1992 (1932), S. 149-152.  
 Landsberger, Artur: Berlin ohne Juden. (Hg. und mit einem Nachwort versehen von Werner Fuld). Bonn 1998.  
 Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen, Projektgruppe „Heimatkunde des Nationalsozialismus“: Nationalsozialismus im Landkreis Tübingen. Eine Heimatkunde. Tübingen 1988.  
 Pinto, Diana: Towards an European Jewish Identity, URL: <http://www.hagalil.com/bet-debora/golem/europa.htm>.  
 Projektgruppe „Fremde Arbeiter“ am Ludwig-Uhland-Institut, Universität Tübingen (Hg.): Fremde Arbeiter in Tübingen 1939-1945. Tübingen 1985.  
 Reichel, Peter: Politik mit der Erinnerung. Gedächtnisorte im Streit um die nationalsozialistische Vergangenheit. München, Wien 1995.  
 Rohloff, Joachim: Ich bin das Volk. Martin Walser, Auschwitz und die Berliner Republik. Hamburg 1999.  
 Schirrmacher, Frank (Hg.): Die Walser-Bubis-Debatte. Eine Dokumentation. Frankfurt am Main 1999.  
 Schlör, Joachim/Julius H. Schöps (Hg.): Antisemitismus. Vorurteile und Mythen. München 1995.  
 Ders.: „Between Appropriating and Keeping our Distance“. German Attitudes towards the Jewish Theme. In: European Judaism. A Journal for the New Europe 33 (2001) 2, S. 4-19.  
 Ders.: Exil und Rückkehr. In: Heiner Lichtenstein/Otto R. Romberg (Hg.): Täter – Opfer – Folgen. Der Holocaust in Geschichte und Gegenwart. (= Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung, Band 335). Bonn 1995, S. 154-169 (ebenfalls abgedruckt in: Tribüne. Zeitschrift zum Verständnis des Judentums 34 (1995) 135, S. 94-113).  
 Ders.: „Menschen wie wir mit Koffern“. Deutsche Juden auf dem Weg nach Israel. Berlin 2001.  
 Ders.: Tel Aviv. Vom Traum zur Stadt. Gerlingen 1996.  
 Ders.: Über einige Schwierigkeiten beim Schreiben über jüdische Geschichte. In: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Magazin für Mitglieder (1998) 1, S. 24f.  
 Ders. (Hg.): Wenn ich dein vergesse, Jerusalem. Bilder jüdischen Stadtlebens. Leipzig 1996.  
 Sommerfeld, Adolf: Das Ghetto von Berlin. Berlin 1992 (1932).  
 Christian Staffa/Jochen Spielmann (Hg.): Nachträgliche Wirksamkeit. Vom Aufheben der Taten im Gedenken. Berlin 1998.  
 Stiftung für die Rechte zukünftiger Generationen e.V. (Hg.): Was bleibt von der Vergangenheit? Die junge Generation im Dialog über den Holocaust. Mit einem Beitrag von Roman Herzog. Berlin 1999.  
 Walser, Martin: Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede. Frankfurt am Main 1998.  
 Ders.: „Wovon zeugt die Schande, wenn nicht von Verbrechen“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 28.11.1998.  
 Zuckermann, Moshe: Gedenken und Kulturindustrie. Ein Essay zur neuen deutschen Normalität. Berlin und Bodenheim 1999.



Deutungswege





## Eine mißachtete Bedeutung oder Das Skript im Kopf der Forscherin

### Die Eingrenzung des Themas und die Offenheit des Feldes

Am Beginn jeder Forschung steht ein *Thema*: Was ist das Thema deiner Magisterarbeit? Was untersuchst du in deiner Dissertation? Was ist der Gegenstand eures Projekts? Und am Beginn einer Forschung muß man die Arbeit *thematisch eingrenzen*. Auf den ersten Blick, im Rahmen heutiger kulturwissenschaftlicher Forschungsstandards klingen diese Fragen und Forderungen selbstverständlich und banal. Aus einer anderen Perspektive jedoch wird sichtbar, welche unausgesprochene Prämisse über den Forschungsgegenstand solche Erkundigungen bereits enthalten. Beispielsweise wenn man berücksichtigt, was der britische Sozialanthropologe Evans-Pritchard zum Thema *Thema* erklärt:

„Der Anthropologe muß [...] dem folgen, was er in der Gesellschaft antrifft, die er für seine Untersuchung gewählt hat: ihrer gesellschaftlichen Organisation, ihren Werten und Gefühlen, usw. Ich möchte das am Beispiel dessen erklären, was in meiner eigenen Forschung passierte. Ich interessierte mich nicht für Hexerei, als ich zu den Zande ging, aber sie interessierte die Zande; also mußte ich mich von ihnen führen lassen. Ich interessierte mich nicht besonders für Kühe, als ich mich zu den Nuern begab. Dafür taten dies die Nuer, so daß ich mich wohl oder übel mit Kühen befassen mußte. Schließlich mußte ich selbst eine Herde erwerben, damit man mich akzeptierte oder zumindest duldete.“<sup>1</sup>

Evans-Pritchard hatte, im Gegensatz zum in der heutigen Kulturanalyse selbstverständlichen *Thema*, zunächst noch kein Thema. Für ihn stand am Beginn einer Forschung offenbar lediglich fest, welche kulturell oder sozialräumlich definierte Gruppe (die Zande, die Nuer) er untersuchen wollte. Erst diese führten ihn dann zum *Thema* (Hexerei, Kühe). Auch wenn man von dieser berühm-

<sup>1</sup> Evan Edward Evans-Pritchard: Some Reminiscences and Reflections on Fieldwork. In: Journal of the Anthropological Society of Oxford Bd. IV (1973) Nr. 1, S. 1-12, hier: S. 2 (Übersetzung E.T.).

ten, oft zitierten Darstellung<sup>2</sup> das abzieht, was vielleicht einer dramaturgisch aufbereiteten, weisen und belehrenden autobiographischen Rückschau für „verwirrte Studierende“ geschuldet war,<sup>3</sup> so unterscheidet sich der von ihm (idealtypisch) formulierte ethnologische Forschungsprozeß doch ganz wesentlich davon, wie heutzutage in der Kulturwissenschaft das *Thema* einer Arbeit gefunden wird. Qualitative Methoden, und vor allem Feldforschung, genießen zwar in den sozial- und kulturwissenschaftlichen Fächern einen derart steigenden guten Ruf, daß mittlerweile fast jede Studie ohne Ankreuz-Fragebogen ‚ethnographisch‘ genannt wird. Dennoch umfaßt diese Wertschätzung selten die Unstrukturiertheit und *thematische* Offenheit, die qualitative Forschung idealtypisch charakterisiert. Dies hat unterschiedliche Gründe: Zum einen wurde immer wieder diskutiert, inwiefern man in der Gesellschaft, in die man hineinsozialisiert wurde, überhaupt qualitative Forschung in dem Sinne betreiben kann, wie dies insbesondere die Ethnologie in fremden Gesellschaften tat und tut. Dabei wurde einerseits dargelegt, inwiefern jede nicht durch Fremderfahrung informierte Untersuchung der eigenen Gesellschaft ein Unterfangen mit unablegbaren „Scheuklappen“ sein kann.<sup>4</sup> Andererseits ist darauf hingewiesen worden, daß es auch im vertrauten Terrain der Herkunftskultur mit qualitativen Methoden mehr zu entdecken gibt, als man aufgrund der eigenen Sozialisation und wissenschaftlichen Ausbildung zunächst ahnt.<sup>5</sup> Doch kann sich der Horizont während der Datenaufnahme auch verkleinern, weil sich in der Interaktion oder bei einer Recherche zwar etwas Unerwartetes zeigt, dies jedoch von dem oder der Forschenden aus unterschiedlichen Gründen nicht angemessen zur Kenntnis genommen wird.

Ich möchte im folgenden den zuletzt genannten Punkt erörtern. Dazu greife ich eine Begebenheit aus eigener Forschung heraus, deren Material ich mit qualitativen Interviews und bei Archivrecherchen erhob, und bei der das *Thema*, das ich untersuchte, auch zur Grenze der Analyse wurde. Ein solches Skript bei der Datenerhebung war zwar notwendig, um die damit verbundene Magisterar-

<sup>2</sup> Z.B. auch bei Utz Jeggle: Zur Geschichte der Feldforschung in der Volkskunde. In: Utz Jeggle (Hg.): Feldforschung. Qualitative Methoden in der Kulturanalyse. Tübingen <sup>2</sup>1984, S. 11-46; hier: S. 28.

<sup>3</sup> Seine „Erinnerungen und Reflexionen über Feldforschung“ erschienen 1973; im selben Jahr starb Evans-Pritchard im Alter von 71 Jahren. Der zitierte Text beginnt folgendermaßen: „Ich bin von verwirrten Studierenden oft gefragt worden, wie man an eine Feldforschung herangeht, und wie es uns bei dem ergangen ist, was ihnen als weit entfernte Vergangenheit erscheinen muß. [...] Also habe ich die folgenden Bemerkungen als Fragment der Geschichte der Sozialanthropologie notiert.“

<sup>4</sup> Z.B. Lazare M. Séhouéto: Chercher dans sa „propre culture“: L'approche comparative comme antidote aux biais? Reflexions à propos d'une expérience. In: Armin Triebel (Hg.): Gesellschaften vergleichen. Berlin 1994, S. 34-43; hier: S. 43.

<sup>5</sup> Z.B. Utz Jeggle (Hg.): Feldforschung. Qualitative Methoden in der Kulturanalyse (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 62). Tübingen <sup>2</sup>1984.

beit abzuschließen. Aber diese Haben-Seite weist auch Lücken und abgerundete Kanten auf, weil neben ihr Reste-Ecken entstanden, in denen ich Material ablegte, das mir nicht zum *Thema* zu gehören schien. An diese beiseitegelegten Stücke können Fragen gestellt werden: Was habe ich da beiseite geschoben, abgetan, nicht des Weiterdenkens für wert befunden? Diese Auswahl ist zudem nicht als zufällig zu verstehen, sondern sie dokumentiert, wo ich die Grenzen meines *Themas* steckte, weil ich bereits zu wissen glaubte, was dazu gehört und was nicht.

## Evangelisch – Katholisch

Die Geschichte liegt über sieben Jahre zurück. Ich arbeitete damals an meiner Magisterarbeit, deren *Thema* Erinnerungen an die Reutlinger Geiselschießung 1945 waren. In Reutlingen hatte die französische Besatzungsmacht am 24. April 1945, wenige Tage nach dem Einmarsch der Truppen, vier Reutlinger Männer als Geiseln zur Strafe für den Tod eines französischen Soldaten erschossen. Während die Franzosen behaupteten, daß der Soldat ermordet worden sei, sagten und sagen die ReutlingerInnen, daß er bei einem Motorradunfall ums Leben kam. Das wurde jedoch kaum Gegenstand von Spekulationen bei der lokalen Erinnerung an das Ereignis. Hier fand sich im Gegensatz zur überregionalen Rezeption keine Funktionalisierung des Ereignisses für entlastende Aufrechnungsargumentationen, wohl aber eine verdrehte und verschobene Beschäftigung mit NS- und Wehrmachtsverbrechen. Die lokale Erinnerung ist vielmehr dadurch charakterisiert, daß die französische Besatzungsmacht in der Rückschau nahezu vergessen wird und statt dessen ein deutscher Protagonist eingeführt wurde: Oskar Kalbfell, der erste Nachkriegsoberbürgermeister der Stadt. Er soll die vier Männer der französischen Besatzungsmacht benannt haben und deshalb für ihren Tod verantwortlich sein. Er spielt/e (Geschichten und Gerüchten zufolge) in allen folgenden Auseinandersetzungen, in denen sich das kollektive Gedächtnis Reutlingens konkretisiert/e, die Hauptrolle: bei den insgesamt vier Denkmälern, die 1951, 1953, 1954 und 1981 zum Gedenken an die Geiselschießung errichtet wurden; bei der Selbstanzeige Kalbells und dem nachfolgenden Dienststrafverfahren gegen ihn im Jahre 1951; bei der Aussageverweigerung des katholischen Stadtpfarrers, der den vier Geiseln die letzte Beichte abgenommen hatte und im Gerichtsverfahren gegen Kalbfell jede Aussage darüber verweigerte (wofür das Gericht wegen Zeugnisverweigerung eine Strafe verhängte, die der Staatspräsident von Württemberg-Hohenzollern später im Gnadenweg erlies); bei den städtischen Unterstützungszahlungen an die Hinterbliebenen der vier Toten 1952 etc.

Das Material für die Arbeit bestand aus Archivunterlagen und Zeitungsberichten, Geschichten und Gerüchten, die ReutlingerInnen darüber erzählten. In diesem Zusammenhang führte ich auch ein Interview mit Herrn Bauer<sup>6</sup>, der mit einem der vier erschossenen Männer verwandt ist. Danach hatten wir telefonischen und schriftlichen Kontakt. Vor dem Interview schrieb ich Herrn Bauer an und bat ihn um Auskunft darüber, wie er selbst die Reaktionen auf die Geiselschießung erlebte und einschätzte. Er sagte ein Interview zu und genehmigte noch am Telefon die Bandaufzeichnung.

Zum Interview empfing er mich sehr freundlich, führte mich ins Wohnzimmer und bewirtete mich. Auf dem Tisch hatte er private Unterlagen, Fotos und Zeitungsberichte bereitgelegt, die er mir zeigen wollte. Bevor ich das Bandgerät einschaltete, nahm Herr Bauer das Gespräch in die Hand und befragte zunächst einmal mich. Er wollte zwei Dinge wissen. Zuallererst interessierte ihn meine Konfession; er sei evangelisch. Ich wunderte mich sehr über diese Frage, sagte ihm, daß ich katholisch sei und erklärte, daß das für mich aber keine Rolle spiele. Und ebenso fix, wie ich ihm diese Auskunft gab, dachte ich bei mir: „Evangelisch, katholisch, das ist doch heute nicht mehr wichtig. Vielleicht für ihn, weil er ein alter Mann ist.“ Dann stellte Herr Bauer seine zweite Frage an mich. Er wollte wissen, aus welchem Ort ich stamme. Ich erklärte, daß ich aus Mössingen komme, dorthin aber keine Verbindungen mehr hätte. Mit dieser Antwort wiederholte ich formal, was ich bereits beim Thema Konfession getan hatte: Das, was ihn interessierte, erklärte ich meinerseits für belanglos („keine Verbindungen mehr“). Herr Bauer lächelte, erklärte, er habe in diesen Ort verwandtschaftliche Bindungen und begann zu flirten, indem er mir ein Kompliment machte („Das ist aber eine sehr schöne Mössingerin!“). Eine solche Konstellation ist sicher nicht selten, wenn (junge) Frauen (alte) Männer befragen<sup>7</sup>. Aber hier, nachdem ich Herrn Bauers beide Fragen nach dem, was ihn interessierte, für irrelevant erklärt hatte, hatte die Bemerkung wohl eine besondere Bedeutung: als ein Versuch von ihm, Nähe herzustellen und eine Gemeinsamkeit trotz meiner anderen Konfession zu definieren, die mich auf's wirkliche Zuhören verpflichten könnte und die so tragfähig erschien, daß er mir (seine Erinnerungen) (an)vertrauen konnte. Dann machten wir das Interview, das ich als gelungen wahrnahm, unter anderem weil es sich wie von selbst ohne viel Nachfragen entfaltete und Herr Bauer ausführlich mehrere Geschichten erzählte. Gegen Ende, als ich erklärte, nun keine Fragen mehr zu haben, kam Herr Bauer nochmals auf seine eingangs gestellten Fragen zurück. Er blättert dabei in einem Telefonbuch, um mir die Nummer eines weiteren Gesprächspartners herauszusuchen und meinte wie beiläufig: „Ich glaube, wenn Sie nicht gesagt

<sup>6</sup> Alle hier und in der bereits 1997 publizierten Arbeit verwendeten Namen wurden geändert.

<sup>7</sup> Siehe z.B. Katharina Eisch: Grenze. Eine Ethnographie des bayerisch-böhmischen Grenzraums (= Bayerische Schriften zur Volkskunde, Bd. 5). München 1996, S. 73.

hätten, daß Sie aus Mössingen sind, dann wäre ich ein bißchen zurückhaltender gewesen. Aber ich denke, wir Mössinger müssen zusammenhalten.“ Ich reagierte auf diese Sequenz mit ratlos-freudlichem Lachen und buchte sie damals lediglich ab als eine für die Gesprächsatmosphäre zwar angenehme, aber weiter nicht bedeutungsvolle Freundlichkeit von Herrn Bauer.

Der Kontakt mit Herrn Bauer setzte sich fort, als ich ihm schrieb, ein Exemplar der Magisterarbeit zusandte (worum er im Interview gebeten hatte) und die Publikation der Arbeit ankündigte (worin ich auch Passagen aus dem Interview mit ihm verwendet hatte) und erklärte, ich würde auch Kritik von ihm aufnehmen. Er antwortete mir gleich darauf in einem längeren Brief:

„Ich bin voller Skepsis und Mißtrauen, wenn ich bedenke, wie Sie meine Aussagen zu den Geislerschießungen in Reutlingen [...] in Ihrer Magisterarbeit behandelt haben. Ich erkläre ohne Umschweife: Eine in meinen Augen zentrale Aussage zur Beurteilung der damaligen Vorgänge, nämlich das Verhalten der katholischen Kirche, in diesem Fall das Bischöfliche Ordinariat in Rottenburg, und des damaligen Reutlinger Stadtpfarrers Keicher [...] haben Sie in Ihrer Veröffentlichung restlos unter den Tisch fallen lassen. Man könne es auch drastischer ausdrücken: Einfach unterschlagen.“

Dann wiederholte er schriftlich, was er mir bereits im Interview erzählt hatte: Daß der katholische Pfarrer sich auf sein Beichtgeheimnis berufen habe, obwohl gar keines bestanden habe, da die vier Geiseln entweder evangelisch oder aus der Kirche ausgetreten waren; daß außerdem die dem Pfarrer vorgesetzte Behörde (das Bischöfliche Ordinariat Rottenburg) den Pfarrer zum Schweigen verpflichtet habe und damit den Oberbürgermeister, der die Geiseln benannt habe, deckte; daß der vorsitzende Richter ihm erklärt habe, dieses Handeln der kirchlichen Behörde könne beim Dienststrafverfahren gegen den Oberbürgermeister nicht Thema sein („Ich glaube nicht, daß wir gegen die Kirche ankommen“); und daß dies alles Herrn Bauer auch nicht verwunderte, weil er (obwohl der angeklagte OB evangelisch war) einen Zusammenhang sah zwischen der Geislerschießung der Besatzungsmacht, dem Freispruch des Oberbürgermeisters in Sachen Geisel-Benennung („Seine Frankreich-Besuche sollen sich vor allen Dingen auch vor diesem Dienststrafverfahren ziemlich gehäuft haben, also es heißt, daß er fleißig dort war“) und dem Verhalten des Bischöflichen Ordinariats, das in seinen Augen einen möglichen Belastungszeugen mundtot gemacht habe („Aber denen ist das ja egal, die können ja beichten“).

In der Tat hatte ich die Aussageverweigerung des katholischen Stadtpfarrers beim Dienststrafverfahren gegen den Oberbürgermeister lediglich erwähnt, nicht aber die damit verbundenen Auseinandersetzungen recherchiert, dokumentiert und interpretiert. Nun forderte Herr Bauer, daß ich „den kompletten

kirchlichen Komplex mit Stadtpfarrer Keicher, Ordinariat Rottenburg und (Nicht)Reaktion Dienststrafkammer“ einarbeitete, „so wie ich ihn in diesem Schreiben an Sie wiederholt habe“. Obwohl er ziemlich eindeutig sagte, daß ich nicht nachvollzogen und beachtet habee, was für ihn bedeutungsvoll sei, verstand ich dies nicht. Ich betrachtete diese Beschwerde eher als ein juristisches Problem der anonymisierten Verwendung von Interviews: Meinen Betreuer Utz Jeggler fragte ich in der Sorge, „verklagt“ zu werden, um Rat, ich telefonierte mit der Rechtsberatung der GEW und mit mehreren Rechtsanwälten und plante, gemeinsam mit Katharina Eisch einmal eine Abhandlung zum Thema ‚rechtliche Fragen qualitativer Forschung‘ zu erarbeiten. Gleichwohl beschloß ich, die Reaktionen auf die Aussageverweigerung des Stadtpfarrers, die ich in der Magisterarbeit nicht behandelt hatte, bei der Überarbeitung des Textes in die Publikation mit aufzunehmen. So ergab sich ein Briefwechsel mit Herrn Bauer.

Als ich den damit verbundenen Irritationen nachging und den Fall im Rottenburger Diözesanarchiv nachrecherchierte, stieß ich auf einen mir bis dahin verborgen gebliebenen Aspekt der Erinnerung an die Geislerschießung: einen Konfessionskonflikt, der sich vor allem in Zeitungsberichten der konfessionell gebundenen Presse niederschlug, die sich durch eine polemische, zum Teil den Stadtpfarrer persönlich diffamierende Sprache auszeichneten. Ich verfaßte mehrere Versionen des neuen Kapitels. Irgendwie ahnte ich mittlerweile, daß in der Geschichte von Herrn Bauer über „die katholische Kirche“ eine Facette der Erinnerung an die Geislerschießung steckte, die ich bei der bisherigen Interpretation nicht berücksichtigt hatte. Indem ich der Irritation im Kontakt mit einem Interviewpartner nachging, war ich im Archiv zwar auf neues Material gestoßen, dennoch blieb es mir nach wie vor verwehrt, diese Funde produktiv zu bearbeiten. Bei der Ergänzung und Überarbeitung des Textes stolperte ich nämlich von einem Extrem ins andere: In der Ahnung, einen wesentlichen Punkt überschen zu haben, verfaßte ich zunächst eine ganz der Sicht von Herrn Bauer verpflichtete Version dieser Episode und präsentierte seine Verdächtigungen des Bischöflichen Ordinariats distanzlos, Tatsachen gleich; nach der Kritik durch KollegInnen daran gab ich eine auf archivalische Quellen gestützte Darstellung der Aussageverweigerung des Stadtpfarrers in den Druck.<sup>8</sup> In dieser Version fehlt jedoch wiederum die Interpretation des Konfessionskonflikts, in dessen Vokabular und Motivik Herr Bauer und auch einige Zeitungen den Fall benannten. Ich war damals überzeugt davon, bestimmte Forderungen von Herrn Bauer an mich zu Recht wissenschaftlich-kritisch zurückgewiesen zu haben,<sup>9</sup> und die publizierte Darstellung ist in dieser Hinsicht sicher auch sachlich richtig. Aber das unversöhnliche Ende des Kontakts zu Herrn Bauer zeigt, daß dabei

<sup>8</sup> Elisabeth Timm: Reaktionen auf die Reutlinger Geislerschießung 1945. Eine Studie zum kollektiven Gedächtnis (= Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 18). Tübingen 1997, S. 78-84.

<sup>9</sup> Timm 1997, Reaktionen auf die Reutlinger Geislerschießung, S. 29.

etwas fehlte: Herr Bauer brach den Kontakt mit mir ab, als er las, daß seine Sicht der Dinge in meiner Darstellung nicht vorkommen würde. In einem wütenden und enttäuschten Telefonat und nachfolgendem Brief sagte er, er habe mich „falsch eingeschätzt“, ich sei „unredlich“, „die Informationen von mir können Sie vergessen“, „ich werde mich zu wehren wissen“, und: er wünsche sich, nie mit mir gesprochen zu haben. Kurz bevor er sich am Telefon knapp verabschiedete, erklärte er noch: „Und, welcher Religion Sie angehören: Es spielt eine große Rolle!“ Damit endete unser Kontakt dort, wo er begonnen hatte: bei seiner und meiner Konfessionszugehörigkeit, evangelisch – katholisch.

Grundlegend für eine Interpretation dieses Bedeutungszusammenhangs ist die kulturalanalytische Prämisse, nach der der Konfession eine „Indikator-, nicht aber Objektivationsfunktion“ zukommt.<sup>10</sup> Vor diesem Hintergrund wäre Herrn Bauers Sicht der Dinge interpretierbar gewesen. Dann hätte ich das, was ich als Belanglosigkeit oder als eine individuelle Marotte von ihm abtat, verstehen können als eine situativ (re)produzierte Denk- und Artikulationsform. Der von Herrn Bauer geschilderte konfessionelle Konflikt wäre dann interpretierbar gewesen als Teil eines „Herrschaftskonflikts“<sup>11</sup>. Dies hätte sich in meine Deutung der Erinnerung an die Reutlinger Geiseler-schießung gefügt, die ihre Motive und Dynamik nicht nur aus der NS- und Kriegsvorgeschichte bezieht, sondern sich auch aus der Auseinandersetzung mit lokalen Machtverhältnissen speist. Ähnlich, wie der Hexenglauben in der kulturwissenschaftlichen und ethnologischen Forschung als Indiz für soziale Auseinandersetzungen und Machtkonflikte gilt, „verweist“ der „Kern des konfessionellen Problems“ „auf Herrschaftsstrategien und ihre Wirkungsweisen in Gruppenprozessen“<sup>12</sup>. Herrn Bauers Anspielungen auf ihm verdächtige Kontakte des Reutlinger SPD-Oberbürgermeisters zur französischen Besatzungsmacht („seine Frankreich-Besuche sollen sich gehäuft haben“) und die von ihm gezogene Verbindungslinie zur katholischen Kirche (die Kalbfell angeblich deckte) hätten gedeutet werden können als situativ generierte Spielart des „Stereotyp(s) des internationalen Katholizismus“, des katholischen „Verschwörerischen“<sup>13</sup>. In diesem Punkt gleicht das Stereotyp mit seinen Zweifeln an der Nationalstaatstreue der katholischen Kirche dem der Sozialdemokraten als Vaterlandsverräter, und diese Koinzidenz macht es im konfessionellen Bedeutungszusammenhang Herrn Bauers offenbar plausibel, daß Katholiken einem evangelischen SPD-Oberbürgermeister zur Seite stehen.

Als eine weitere Facette dieses Denksystems hätte Herrn Bauers Darstellung der katholischen Kirche interpretiert werden können, die den Pfarrer als möglichen Belastungszeugen Kalbfells mundtot gemacht und damit ein Verbrechen unterstützt habe, ohne dadurch belastet zu sein („die können ja beichten“): „Katholiken sind heuchlerisch, falsch, verlogen.“ Ersteres wird vor allem in bezug auf ihren Glauben, letzteres in bezug auf ihr allgemeines Verhältnis zur Wahrheit reklamiert: Katholiken lügen, weil sie in der Beichte ‚es wieder loswerden können, sie betrügen, wenn sie damit ihrer Mutter Kirche nützen‘ können.“<sup>14</sup>

## Mit „Tatsachenblick“ und Exotismus gegen die Poesie des Feldes

Bei der retrospektiven Reflexion dieser Forschungserfahrung fällt zunächst auf, wie ich eine scharfe *thematische* Grenze zog, anstatt, wie Evans-Pritchard es vorschlug (s.o.), das als *Thema* zu nehmen, wohin ein Informant mich führt: Noch vor Beginn des Interviews wischte ich töricht vom Tisch („spielt für mich keine Rolle“), was Herrn Bauer vor allem anderen interessierte (die Konfession). Anstatt Herrn Bauer zu fragen, welche Bedeutung für ihn denn die Konfession im Zusammenhang der Reutlinger Geiseler-schießung habe, erklärte ich ihm, daß sie für mich jedenfalls keine habe.

Mittlerweile denke ich, daß ich mit der Erklärung, die Konfessionszugehörigkeit sei für mich bedeutungslos, das von Utz Jeggle so beschriebene „Initial“ dieses Interviews verkannt habe: die „Quintessenz“ oder die „komprimierte Summe“ eines Gesprächs, die dieses oft einläutet und verdichtet und die dessen Inhalt bereits in sich birgt.<sup>15</sup> Herr Bauer jedenfalls hatte sich, betrachtet man den Verlauf des Beginns genau, dennoch nicht gleich abschrecken lassen. Nachdem die Konfession als Gemeinsamkeit zwischen ihm und einer Fremden, die ihn nach sehr persönlichen Erinnerungen fragte, ausschied, kam er in seiner zweiten Frage an mich auf die lokale Herkunft zu sprechen. Hier betonte er dann einen gemeinsamen Bezugspunkt („Mössingen“), und definierte so eine für ihn relevante Gesprächsgrundlage. Damit war für ihn offenbar ein notwendiges Minimum an Vertrauenswürdigkeit garantiert, und anschließend begann ich mit meinen Fragen. Die Bedeutung dieses Einstiegs zeigte sich auch nochmals am Ende des Gesprächs, wo Herr Bauer sagt, daß er ohne diese Brücke weniger erzählt hätte, oder anders formuliert: Er schien mich hier verpflichtet zu wollen auf eine Basis („Mössinger müssen zusammenhalten“), die ihm garantierte, daß dem Interview meinerseits Offenheit für seine Sicht der Dinge zugrunde lag. Das zeigt, daß trotz meines einleitenden Unverständnisses die Chance, die jeder

<sup>10</sup> Christel Köhle-Hezinger: Evangelisch – Katholisch. Untersuchungen zu konfessionellem Vorurteil und Konflikt im 19. und 20. Jahrhundert vornehmlich am Beispiel Württembergs (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 40). Tübingen 1976, S. 23.

<sup>11</sup> Ebd., S. 71.

<sup>12</sup> Ebd., S. 394.

<sup>13</sup> Ebd., S. 100ff.

<sup>14</sup> Ebd., S. 102 (Hervorhebung i. Orig.).

<sup>15</sup> Utz Jeggle: Das Initial. In: Tübinger Korrespondenzblatt Nr. 38 (1991), S. 33-36; hier: S.34.

Gesprächskontakt bietet, noch nicht verspielt war. Im Nachhinein erscheint der kurze Rollentausch, bei dem Herr Bauer sich nach meiner Konfession und regionalen Herkunft erkundigte, als „gesprächsentscheidendes Moment, in dem vieles passiert, was dann später erst zur Sprache kommt“<sup>16</sup> – bzw. hätte kommen können. So machte die nachfolgende Auseinandersetzung zwischen mir und ihm auch Sinn: Ich hatte den für ihn wesentlichen Punkt im Interview nicht erkannt, und nun machte er mir eben diesen in der konfrontativen Interaktion klar, die er schließlich mit der das „Initial“ repetierenden Coda „die Religion spielt eine große Rolle“ unversöhnlich beendete.

In meinem inneren Skript der Dimensionen der Erinnerungsgeschichte an die Geiselerchießung hatten Geschichten über Konfession keinen Platz gehabt. Zu dieser *thematischen* Grenzziehung hat zunächst wahrscheinlich ein Punkt beigetragen, der noch vor der Datenerhebung lag:

„Man kann keine Antworten finden, ohne zu wissen, was die Fragen sind. Deshalb ist eine gründliche Ausbildung in allgemeiner Theorie notwendig, bevor man eine Feldforschung unternimmt, so daß man wissen kann, wie und was zu beobachten ist, was vor dem theoretischen Hintergrund Bedeutung hat. Es ist wichtig zu wissen, daß Fakten an sich bedeutungslos sind.“<sup>17</sup>

Vielleicht hätte ich Herrn Bauers Ansichten über die katholische Kirche eingeordnet statt weggeordnet, wenn ich über Geschichte und Gestalt konfessioneller Diskurse informiert gewesen wäre. Ein Gespräch thematisch offen zu führen bedeutet zwar, sich Vorannahmen bewußt zu machen und im Idealfall diese auch zu überwinden. Gleichzeitig entbindet diese Unstrukturiertheit nicht davon, Beobachtungen durch theoretische Vorinformationen zu flankieren. Dies ist eine Möglichkeit, die Strukturiertheit von Beobachtetem zu erkennen. Ein solcher Theoriebezug unterscheidet ja überhaupt erst eine wissenschaftliche von einer alltäglichen Beobachtung. Vor diesem Hintergrund wäre die Bedeutung dessen erkennbar gewesen, was ich entweder als irrelevant oder als juristisches Problem betrachtete.

Daneben spielten aber auch andere Wertungen meinerseits eine Rolle, die wahrscheinlich auch eine Menge Theorie nicht hätte erschüttern können. Zualtererst könnte man meine Reaktion („historisierende Distanzierung“, „persönliche Verdrängung“ der „konfessionellen Problematik“<sup>18</sup>) einreihen in heutige Wertungen, die bei einer Kulturanalyse von Konfession als typisch festgehalten wurden:

<sup>16</sup> Ebd., S. 36.

<sup>17</sup> Evans-Pritchard 1973, *Reminiscences and Reflections on Fieldwork*, S. 1.

<sup>18</sup> Köhle-Hezinger 1976, *Evangelisch – Katholisch*, S. 4.

„Konfession als Problem, zudem als *soziales* – das erscheint heute als klar zu den Akten der Geschichte gelegt. Gemeinsame Kirchentage und Kirchenbauten, christliche Gemeinschaftsschulen anstelle von Bekenntnisschulen, die Aufweichung starrer Konfessionsgrenzen im gesellschaftlichen und kirchlichen Bereich, auf höchster Ebene wie an der Basis, scheinen klarer, eindeutiger Beweis für das Ende konfessioneller Rivalitäten. Der Konsens, auf den die öffentliche Meinung sich eingespielt hat [...] läßt sich grob fassen in dem Satz: Konfessionelle Streitigkeiten, Vorurteile und Konflikte sind ein Überrest aus längst vergangener, klerikal-bestimmter Vorzeit, die in unsere ‚moderne‘ Zeit nicht mehr passen.“<sup>19</sup>

Daß ich konfessionelle Motive in dieser Weise für irrelevant hielt, verwundert jedoch um so mehr, als ich an andere Geschichten und Gerüchte nicht einen solchen Vernunfts-Maßstab anlegte. Erzählungen anderer, die Topoi von Hexenglauben und bösem Blick beinhalteten (also keinesfalls rational daherkamen) protokollierte ich stetig und interpretierte sie ausführlich als situativ (re)produzierte Denk- und Artikulationsformen beim Umgang mit Macht (was ich auch heute noch für angemessen erachte). Herrn Bauers Aussagen dagegen brachte ich nicht halb so viel Interesse entgegen. Während ich anderen „unheimlichen Geschichten“ nachging und über diese in der Arbeit ein eigenes kleines Kapitel schrieb,<sup>20</sup> ging mir Herrn Bauers Sicht der Dinge dann doch zu weit. Ich führte zwar ein Interview mit ihm, um etwas über seine Sichtweise zu erfahren, erklärte dann jedoch das von ihm zuallererst angeschnittene Thema flugs für bedeutungslos. Insgeheim hielt ich ihn für einen Spinner mit einer Verschwörungstheorie. Deshalb war es logischerweise nicht möglich, mehr über die für ihn bedeutungsvolle Facette der Geschichte zu erfahren:

„Man kann mit Leuten kein ertragreiches, nicht einmal ein sinnvolles Gespräch über etwas führen, das sie persönlich für selbstverständlich halten, wenn man ihnen den Eindruck vermittelt, daß man ihren Glauben für eine Illusion oder einen Wahn hält. Das gegenseitige Verstehen, und mit ihm Sympathie und Empathie, würden bald zu Ende sein, wenn dies überhaupt entstehen konnte.“<sup>21</sup>

Dieses Unverständnis prägte auch noch die Ergänzung der Arbeit für die Publikation: Die Aussageverweigerung des Stadtpfarrers gliederte ich zwar, wie oben ausgeführt, nachträglich in die Arbeit ein. Im Gegensatz zu den anderen Kapiteln, in denen die Dokumentation der Fakten stets durch eine kulturwissen-

<sup>19</sup> Ebd., S. 1 (Hervorhebung i. Orig.).

<sup>20</sup> Timm 1997, *Reaktionen auf die Reutlinger Geiselerchießung*, S. 126-128.

<sup>21</sup> Evans-Pritchard 1973, *Reminiscences and Reflections on Fieldwork*, S. 4.

schaftliche Analyse der daran von unterschiedlichen Gruppen geknüpften Bedeutungen flankiert ist, besteht diese Darstellung lediglich aus der Niederschrift hieb- und stichfester Fakten. Die damit verbundenen Geschichten und Bedeutungen blieben außen vor. Ich vermerkte zwar auch, daß insbesondere in der konfessionell gebundenen Presse bei der Berichterstattung zum Reutlinger Fall die Wogen hochschlugen;<sup>22</sup> eine Analyse und Deutung erarbeitete ich dazu jedoch nicht. So ist auch die späte Integration der unter anderem von Herrn Bauer skandalisierten Aussageverweigerung des katholischen Pfarrers in die Druckfassung der Arbeit geprägt von diesem Nicht-Verstehen: In diesem Kapitel hatte ich von der kulturwissenschaftlichen Analyse zur historischen Dokumentation gewechselt. Dabei wäre es gar nicht darum gegangen, Herrn Bauers Sicht der Dinge zu übernehmen. Sondern seine Schilderung der Tatsachen als konfessioneller Konflikt wären, wie alle anderen Geschichten auch, schlicht zu begreifen gewesen als eine Konkretion der Erinnerung an die Geiselausschließung, die zwar individuell ist, sich aber auch aus umfassenderen kulturellen Zeichenvorräten (hier: Konfession) speist und diese immer wieder aktualisiert und lebendig hält.

Auf eine eigentümliche Weise hatten bei meinem Umgang mit dem Stichwort Konfession“ zwei gegensätzliche Perspektiven denselben Effekt: Ein „Tatsachenblick“<sup>23</sup> einerseits und andererseits eine exotistische Fixierung auf ‚Fremdes‘ in der Erinnerung an die Geiselausschließung („Hexenglauben“, „böser Blick“) führten dazu, einen sehr naheliegenden und in Volkskunde und Kulturwissenschaft auch immer wieder untersuchten Bedeutungszusammenhang, die Motive und Dynamik konfessioneller Diskurse, zu übersehen. Die Sicht dieses Informanten war mir auf der einen Seite nicht vernünftig genug („Verschwörungstheorie“), und deshalb machte ich darum bei der Auswertung des Materials einen großen Bogen. Auf der anderen Seite genügte sie meinem Exotismus nicht: Gerede über „komische Blicke“ des der Geiselausschließung bezichtigten Oberbürgermeisters erschien mir viel interessanter, als evangelische Auslassungen über die katholische Kirche. Dieses zweiseitige Skript im Kopf verhinderte während der Datenaufnahme und Auswertung eine Auseinandersetzung mit einer wesentlichen Dynamik der untersuchten Erinnerungsgeschichte. So bleibt nur das nachträgliche Nachvollziehen dieser Forschungserfahrung, bei der mich ein Informant ganz unverhofft mit etwas konfrontierte, was anderen (obwohl sie es zu ihrem *Thema* gemacht hatten) nicht offenbart worden war:

„Unsere dörflichen Befragungsaktionen erwiesen sich im Blick auf konfessionelle Konflikte weithin als Fehlanzeige.“<sup>24</sup>

<sup>22</sup> Timm 1997, Reaktionen auf die Reutlinger Geiselausschließung, S. 83f.

<sup>23</sup> Jeggle 1984, Geschichte der Feldforschung, S. 14f.

<sup>24</sup> Köhle-Hezinger 1976, Evangelisch – Katholisch, S. 397 (Hervorhebung i. Orig.).

## LITERATUR

- Eisch, Katharina: Grenze. Eine Ethnographie des bayerisch-böhmischen Grenzraums (= Bayerische Schriften zur Volkskunde, Bd. 5). München 1996.
- Evans-Pritchard, Evan Edward: Some Reminiscences and Reflections on Fieldwork. In: Journal of the Anthropological Society of Oxford Bd. IV (1973) Nr. 1, S. 1-12.
- Jeggle, Utz (Hg.): Feldforschung. Qualitative Methoden in der Kulturanalyse (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 62). Tübingen 1984.
- Ders.: Das Initial. In: Tübinger Korrespondenzblatt Nr. 38 (1991), S. 33-36.
- Ders.: Vorwort. In: Projektgruppe „Schwabenbilder“: Schwabenbilder. Zur Konstruktion eines Regionalcharakters. Tübingen 1997, S. 7f.
- Ders.: Zur Geschichte der Feldforschung in der Volkskunde. In: ders. (Hg.): Feldforschung. Qualitative Methoden in der Kulturanalyse (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 62). Tübingen 1984, S. 11-46.
- Köhle-Hezinger, Christel: Evangelisch – Katholisch. Untersuchungen zu konfessionellem Vorurteil und Konflikt im 19. und 20. Jahrhundert vornehmlich am Beispiel Württembergs (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 40). Tübingen 1976.
- Projektgruppe „Schwabenbilder“: Schwabenbilder. Zur Konstruktion eines Regionalcharakters. Tübingen 1997.
- Séhouéto, Lazare Maurice: Chercher dans sa „propre culture“: L'approche comparative comme antidote aux biais? Reflexions à propos d'une expérience. In: Triebel, Armin (Hg.): Gesellschaften vergleichen. Berlin 1994, S. 34-43.
- Timm, Elisabeth: Reaktionen auf die Reutlinger Geiselausschließung 1945. Eine Studie zum kollektiven Gedächtnis (= Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 18). Tübingen 1997.
- Triebel, Armin (Hg.): Gesellschaften vergleichen. Berlin 1994.

## Begegnung statt Dialog

### Die Einbeziehung der Körpersprache in die Methodik der Feldforschung

Es ist Spätsommer 1992, ich sitze mit Frau K. hinter ihrem Häuschen auf der Veranda. Mein Blick wandert durch das schmale Ilmtal, die Nachmittagssonne fällt auf die hohen, dunklen Fichten des Thüringer Waldes auf der anderen Seite des schmalen Tals. Ich fühle mich höchst unwohl, am liebsten würde ich mich in Luft auflösen und mit dem lauen Wind durch die Baumwipfel verschwinden.

Mir gegenüber sitzt eine alte Frau, Anfang siebzig, klein, schmal, die Lippen fest aufeinander gepreßt, sie scheint durch mich hindurch zu schauen. Ich versuche, ein Gespräch mit ihr zu führen.

Ich lebte seit fast anderthalb Jahren in Winterfeld<sup>1</sup>, einem kleinen Dorf im Thüringer Wald, um als Ethnologin zu erforschen, was hier im Zusammenleben mit kürzlich mitten im Dorf untergebrachten russisch-jüdischen Flüchtlingen passieren würde.<sup>2</sup>

Inzwischen hatte ich langsam zu begreifen begonnen, daß hinter der scheinbar stets und ausschließlich freundlichen Kooperationsbereitschaft der Einheimischen nicht nur Freundlichkeit und Offenheit lagen. Ich hatte erkennen müssen, daß hinter der dörflichen Idylle Angst, Mißtrauen und die jahrzehntelange Erfahrung staatlicher Überwachung den Umgang miteinander und damit auch die Integrationsfähigkeit gegenüber anderen mitgeprägt hatten. Und ich hatte inzwischen einige Erfahrungen mit unterschiedlichsten Interviewsituationen gesammelt.

Der Nachmittag mit Frau K. aber ist mir tief in Erinnerung geblieben, weil die Situation zunächst über alle Maßen unangenehm war und ich keinen rechten Grund dafür ausmachen konnte. Wir kannten uns bereits eine ganze Weile durch flüchtige Begegnungen auf dem Bürgersteig, beim Bäcker oder beim Fleischer. Ich kannte aus anderen Zusammenhängen ihre zehnjährige Enkeltochter und wir hatten uns schon immer mal zusammensetzen wollen, damit ich mit ihr ein ‚richtiges‘, d.h. zu Forschungszwecken aufgezeichnetes Gespräch

<sup>1</sup> Name codiert.

<sup>2</sup> Zu den Ergebnissen siehe Susanne Spülbeck: Ordnung und Angst. Frankfurt/M. 1996.

führen konnte. Nun endlich hatten wir uns verabredet und Frau K. war sichtlich mürrisch. Gleichzeitig war ich *sehr* an einem Gespräch mit ihr interessiert. Während unseres mühsamen Frage-Antwort-Spiels dachte ich darüber nach, *warum* sie mir so mißmutig begegnete. Ich ging im Geiste alle nur erdenklichen Möglichkeiten durch, versuchte mich zu erinnern, ob ich irgendwo einen besonders blöden Fauxpas begangen hatte, jemandem auf die Füße getreten war, aber all mein Nachdenken führte zu keinem Ergebnis. Meine *kognitiven* Bemühungen, Frau K.s Verhalten zu *verstehen*, scheiterten vollständig. Und mein Unbehagen wuchs. In jedem anderen Interview hätte ich recht bald meine Sachen gepackt und wäre einfach gegangen. Aber Frau K. spielte eine besonders interessante Rolle in der Geschichte Winterfelds.

In meiner Not griff ich auf ein Verfahren zurück, das ich in vielen Jahren Psychodrama<sup>3</sup>-Arbeit gelernt hatte: Ich begann, Frau K. nonverbal zu ‚doppeln‘, d.h. ich versuchte sie durch ihre Körpersprache besser zu verstehen, mir durch Einfühlen in ihren emotionalen Zustand da weiterzuhelfen, wo meine kognitiven Fähigkeiten versagt hatten: Ich begab mich langsam in die gleiche Körperhaltung und versuchte zu spüren, welche Gefühle es bei mir auslöste, mich so zu halten wie Frau K. Als ich meinen Körperausdruck verändert hatte, konnte ich spüren, wie angespannt sich die Haltung von Frau K. anfühlte, abweisend und verschlossen. Wenn ich in dieser Körperhaltung jemandem begegne, ist er mir höchst lästig. Indem ich mich in die Haltung von Frau K. begab, gelang es mir trotz dieser schwierigen Gesprächssituation, ein wenig besser nachzuvollziehen, wie die gemeinsame Situation aus ihrer Warte war. Zugleich änderte sich aber auch meine innere Haltung: ich war nicht mehr damit beschäftigt, zu überlegen, was ich falsch gemacht hatte und wie ich jetzt am besten aus dieser verfahrenen Gesprächssituation herauskommen könnte. Statt dessen konzentrierte ich mich nun ganz darauf, Frau K. zu verstehen.

Während ich also bemüht war, Frau K. auf der nonverbalen und damit auf der emotionalen Ebene näher zu kommen, passierte zugleich etwas anderes: Frau K. entspannte sich langsam und wandte sich mir mehr zu, ich folgte ihr in meinem Körperausdruck und spürte körperlich die Veränderung des Gefühls zwischen uns. Langsam fanden wir zu einem zunehmend entspannten Miteinander. Frau K. kam ins Erzählen und ich freute mich, weil mich ihre Geschichte interessierte, weil ich sie mochte und weil ich zutiefst erleichtert war: Wir hatten eine Möglichkeit gefunden, miteinander zu sprechen, bei der wir uns beide wohl fühlten. Ich hatte zwar eine Ahnung davon, *wie* dies möglich geworden war, aber keine Ahnung, *warum*. Hauptsache, es funktionierte.

<sup>3</sup> Psychodrama ist ein psychotherapeutisches Verfahren, das sich der Methoden des Theaterspiels bedient. Ich werde im folgenden noch genauer auf diesen Ansatz und seine Fruchtbarkeit für die Feldforschung eingehen.

## Fragen

In der Auseinandersetzung mit dieser kurzen Episode möchte ich im folgenden der Frage nachgehen, wie wir mit den Methoden der Feldforschung zu einem ganzheitlicheren Verstehen<sup>4</sup> kommen können. Im Mittelpunkt der Feldforschung steht die Begegnung mit den Menschen, die wir zu verstehen versuchen. Begegnungen zwischen Menschen sind zu einem wesentlichen Teil von Emotionen geprägt. Der emotionale Teil unserer Begegnungen ist jedoch methodisch nur schwer faßbar, und es bleibt unserem persönlichen Feingefühl und unserer sozialen Kompetenz überlassen, wie wir in der Feldforschung damit zurecht kommen. Dies ist auch sicher richtig so, läßt sich kaum durch systematische Methodik ersetzen und macht nicht zuletzt die besondere Stärke dieses Verfahrens aus.

Gleichzeitig bietet die bewußte Einbeziehung der emotionalen Ebene eine Reihe von Chancen, die Feldforschungsmethodik erheblich zu verfeinern.

Emotionen teilen wir einander in der Regel nur zum kleinsten Teil verbal mit. Der größte Teil der Kommunikation über die Gefühle, die wir gerade haben, geschieht bewußt und unbewußt auf der nonverbalen Ebene. Wenn wir diese Ebene systematischer einbeziehen wollen, stellt sich das Problem, wie wir in der Feldforschung auch einem Verstehen dessen näher kommen können, was der andere uns nicht mit Worten sagt, aber dennoch mitteilt.

Körpersprache verstehen zu wollen, kann nicht mit Hilfe eines ‚Lexikons‘ geschehen, das es uns ermöglicht, bestimmten Gesten oder Körperhaltungen eine bestimmte bewußte oder unbewußte Bedeutung zuzuordnen. Im Gegenteil, gerade die Vielschichtigkeit und Vieldeutigkeit von Körpersprache macht es weitgehend sinnlos, für deren Verstehen ein schematisches Einordnen zu trainieren. Statt dessen stellt sich die Frage, ob wir nicht nonverbale Signale auch am ehesten nonverbal verstehen können.

Victor Turner forderte bereits vor zwanzig Jahren, daß wir nicht mehr nur mit unseren Köpfen, sondern auch mit unseren Körpern in die Rolle der anderen zu schlüpfen versuchen sollten. Er bemühte sich, in Zusammenarbeit mit Theaterleuten „ethnographischen Daten in ihrer ganzen Fülle von Handlungsbedeutungen“ nahezukommen, indem er versuchte, „Ethnographien als Theaterstücke“ aufzuführen.<sup>5</sup> „Wir werden selbst Darsteller werden und das, was bisher lediglich mentalistische Protokolle waren, zur menschlich-existentialen Erfüllung bringen müssen.“<sup>6</sup> Turner schlug vor, Ethnographien als Theaterstücke

<sup>4</sup> Mit Verstehen meine ich im Sinne Gadamer nicht eine Kunstlehre des richtigen Verstehens als einer Interpretationstechnik, sondern das Bewußtmachen der jeder verstehenden Aneignung zugrundeliegenden Bedingungen. Vgl. dazu Hans-Georg Gadamer: Text und Interpretation. Gesammelte Werke 2, Hermeneutik II, Tübingen 1993, S. 330 ff.

<sup>5</sup> Victor Turner: Vom Ritual zum Theater. Frankfurt/M. 1982, S. 143.

aufzuführen, um ihrer Bedeutung näherzukommen, beschrieb aber die Probleme, die sich dabei ergaben. „Wie konnte man eine Ethnographie in ein Theaterstück umschreiben, dann das Stück spielen, dann darüber nachdenken, dann zum genaueren Verständnis wieder zur Ethnographie zurückgehen, dann ein neues Stück schreiben, dann dieses wieder spielen?“<sup>7</sup> Genau an dieser Stelle ergibt sich die Nahtstelle zwischen ethnologischer Feldforschung und Psychodrama. Ich möchte den Versuch unternehmen, mit Techniken des Psychodramas den Vorschlägen Turners zu folgen. Dazu schlage ich vor, das Doppeln ein wenig genauer zu beleuchten, eine Technik, die im Psychodrama seit Jahrzehnten erprobt ist und die erlaubt, körpersprachlichen Ausdruck zu entziffern, ohne auf schematische Vorab-Urteile zurückzugreifen. Eine weitere zentrale Technik des Psychodramas, die genau an Turners Forderung anknüpft, „in die Haut des anderen zu schlüpfen“<sup>8</sup>, ist der Rollentausch. Dabei geht es darum, mit den Mitteln der szenischen Umsetzung, der Darstellung von Interaktionssituationen auf der psychodramatischen Bühne, im Rollentausch mit dem Gegenüber seiner Sicht und Befindlichkeit näherzukommen. Mit beiden Techniken habe ich bei meiner Feldforschung die Erfahrung gemacht, daß sie mir ein methodisches Fenster eröffnet haben. Dieses Fenster und seinen Ausblick möchte ich im folgenden skizzieren. Sicher bedarf es einer fundierten Ausbildung der Feldforscher oder zumindest ihrer Supervisoren, um diese Methoden systematisch in der Praxis der Feldforschung einzusetzen.

Meine These ist, daß wir unsere Methoden verfeinern und zu einem immer ganzheitlicheren und damit besseren Verstehen gelangen können, indem wir von Psychodramatikern und Körpertherapeuten lernen, die sich seit Jahrzehnten systematisch mit Körperausdruck beschäftigen und längst ausgefeilte Methoden und ein profundes Wissen über seine Entzifferung haben.

## Vielschichtigkeit der Körpersprache

Körpersprache ist ein höchst vielschichtiges Phänomen. Wir können mit unserem Lächeln etwas anderes ausdrücken als gleichzeitig unsere angespannten Schultern mitteilen, während wir die Beine lässig übereinandergeschlagen haben und damit gleichzeitig ein ganz klein wenig nervös wippen. Erschwerend

<sup>6</sup> Turner 1982, Vom Ritual zum Theater, S.160.

<sup>7</sup> Ebd., S. 155.

<sup>8</sup> Ebd., S. 141. Damit ist auf keinen Fall ein ‚going native‘ gemeint, weder bei Turner noch bei Moreno, der das Psychodrama entwickelt hat. Im Gegenteil, der Rollentausch setzt immer eine klare Grenze zwischen den interagierenden Personen voraus und verdeutlicht diese häufig eher, als sie zu verwischen. Vgl. dazu auch Reinhard Krüger: Kreative Interaktion. Tiefenpsychologische Theorie und Methoden des klassischen Psychodrama. Göttingen 1997, S. 169f. und S. 177ff.



kommt hinzu, daß Körpersprache ebenso wie die gesprochene Sprache zumindest zum Teil erlernt wird, d.h. kulturabhängig ist. Außerdem sind die Regeln, was wir eher körpersprachlich ausdrücken sollten, häufig sozial definiert.<sup>9</sup>

Der Sozialpsychologe Michael Argyle unterscheidet grundsätzlich zwischen zwei körpersprachlichen Mitteilungen: 1. den zielgerichteten Signalen, die wir absichtlich ausdrücken und deren Bedeutung allgemein festgelegt ist, etwa das Nicken, Winken, Schulterzucken etc. Jeder weiß hierzulande, was damit gemeint ist. 2. den Zeichen, die „nur verhältnismäßige oder physiologische Reaktionen sind“<sup>10</sup>. Damit ist der gesamte Rest unseres körpersprachlichen Ausdrucks gemeint, die Haltung, die wir unwillkürlich einnehmen, wie wir unsere Schultern halten, wie wir unseren Kopf neigen, wie wir unsere Augenbraue unmerklich hochziehen, wie wir im Gespräch langsam die Hände aus den Hosentaschen ziehen und immer lebhafter zu gestikulieren beginnen etc. – ohne es bewußt zu steuern. Die Grenzen zwischen beidem, zielgerichtetem Signal oder unbeabsichtigtem Zeichen, sind fließend. Es läßt sich oft nur schwer entscheiden, ob eine Bewegung eine absichtsvolle Geste ist oder ob sie unbewußt, allerdings mit einer wahrnehmbaren Botschaft für den anderen, ausgeführt wird. Dieser Umstand macht die Möglichkeiten, körpersprachlichen Ausdruck systematisch in den Verstehensprozeß einzubeziehen, nicht einfacher. Anders ausgedrückt: die Komplexität von Körpersprache erschwert in hohem Maße ihre Entzifferung im Sinne von klar einzuordnenden Signalen, deren Bedeutungscharakter allgemein geteilt ist und über deren Bedeutung sich Sender und Empfänger einig sind.

Argyle spricht im Zusammenhang mit nonverbaler Kommunikation treffend von einem „zweiten Kanal“:

„Was ist es denn, das eine nonverbale Kommunikation vermag und das Sprache nicht ebensogut leisten kann? [...] Vielleicht ist es nützlich, einen zweiten Kanal anwenden zu können, so daß man beide Kanäle, verbalen und nonverbalen, gleichzeitig benutzen kann, ohne daß sie sich gegenseitig durcheinander bringen. Vielleicht gibt es einige Dinge, die auszudrücken die Sprache nicht so gut geeignet ist. Oder vielleicht gibt es Dinge, für die es besser ist, sie nicht zu deutlich zu machen oder sie nicht so genau zu beachten.“<sup>11</sup>

Interessanterweise zeigen Untersuchungen aus der Sozialpsychologie jedoch zugleich, daß nonverbale Äußerungen von Menschen als *wesentlich wichtiger* und aussagekräftiger wahrgenommen und interpretiert werden als verbale Si-

<sup>9</sup> Joseph P. Forgas: Soziale Interaktion und Kommunikation. Eine Einführung in die Sozialpsychologie. Weinheim 1999, S. 128.

<sup>10</sup> Michael Argyle: Körpersprache und Kommunikation. Paderborn 1996, S. 15.

<sup>11</sup> Ebd., S. 19.

gnale<sup>12</sup> – und das, obwohl die Deutung des körpersprachlichen Ausdrucks vorwiegend unbewußt geschieht. Wenn wir etwas anderes sagen, als wir meinen, wenn wir also etwas anderes verbal äußern als wir nonverbal ausdrücken, so entscheidet sich unser Gegenüber im Zweifelsfall für die Körpersprache<sup>13</sup>.

Warum das so ist, läßt sich letztlich nur schwer erklären. Vielleicht liegt es daran, daß unsere Körpersprache entwicklungsgeschichtlich wesentlich älter ist als unser sprachlicher Ausdruck. So vermutet der Sozialpsychologe Forgas, daß die „besondere Effektivität mancher nonverbaler Zeichen beim Hervorrufen und Kommunizieren von Emotionen letztlich doch eine evolutionäre Erklärung finden wird“.<sup>14</sup> Warum auch immer nonverbale Kommunikationssysteme so viel wirksamer sind als verbale, ihre zentrale Bedeutung führt dazu, daß wir diese nonverbalen Systeme einbeziehen müssen, wenn wir Menschen verstehen wollen.

### Psychodramatische Techniken der Entzifferung von Körpersprache

Insgesamt geht es mir um drei Phänomene im Verständnis des nonverbalen Ausdrucks. Die ersten beiden Phänomene finden in der direkten Begegnung statt:

1. Ich kann den anderen besser verstehen, weil ich beginne, mich auch bewußt mit meinem Körper in die Haltung des anderen einzufühlen.
2. Durch die bewußte Hinzunahme meiner Körperhaltung verbessert sich unser Kontakt.

Das dritte Phänomen liegt außerhalb der Forschungssituation:

3. *Nachdem* eine Situation oder Begegnung in der Feldforschung stattgefunden hat, erlaubt es mir die Methode des Psychodramas, sie genauer zu reflektieren und zu entziffern – idealerweise unter professioneller Anleitung.

<sup>12</sup> Ebd., S. 128; Forgas 1999, Soziale Interaktion, S. 137; David F. Armstrong/William C. Stokoe/Sherman E. Wilcox: Gesture and the Nature of Language, Cambridge 1995.

<sup>13</sup> Argyle 1996, Körpersprache und Kommunikation, S. 125.

<sup>14</sup> Forgas 1999, Soziale Interaktion, S. 132.

## Entziffern von körpersprachlichen Äußerungen in der Begegnung

Die Technik des Einfühlens mit Hilfe des eigenen körperlichen Ausdrucks ist seit über achtzig Jahren aus dem Psychodrama bekannt und wird inzwischen in zahlreichen Therapieformen angewandt, unter jeweils unterschiedlichen Vorzeichen bzw. mit unterschiedlichen Zielen.

Die Methode des Psychodramas wurde in den 20er Jahren von dem Wiener Arzt und Psychiater Jakob L. Moreno entwickelt. Inspiriert durch das Alltagsverhalten von Kindern, die durch Rollenspiele Situationen kommunizieren und verarbeiten, entwickelte er eine eng an das Theater angelehnte Methode der Selbsterfahrung und Psychotherapie. Über spontane szenische Wiedergabe relevanter Situationen im Rollenspiel werden die betreffenden Szenen wiedererinnert und wiedererlebt. Dies erfolgt nicht nur aus der eigenen Sicht, sondern dank der Technik des Rollentausches auch aus der Position der Interaktionspartner. Darüber hinaus erlaubt der Rollen- und Positionstausch auf der psychodramatischen Bühne, die Interaktionsabläufe auch aus einer dritten Perspektive, nämlich von außen zu betrachten. Das Erleben der Interaktion aus verschiedenen Positionen führt dazu, daß das psychodramatische Spiel andere und neue Sichtweisen auf eine Situation bewirkt und damit neue Möglichkeiten eröffnet, sie zu verstehen. Durch das Handeln im Spiel sind Zugänge zu Erfahrungen der Sicht anderer möglich, wie kaum ein anderes Verfahren sie bietet. Zudem eignet sich dieses Verfahren nach meiner Erfahrung in Kombination mit der Feldforschung ausgesprochen gut, weil es grundsätzlich bemüht ist, weitgehend hypothesenfrei Situationen, Verhältnisse, Geschichten und Verhalten verstehen zu wollen. Ebenso wie der Forscher nicht weiß, was ihn an relevanten Themen im Feld wirklich erwartet, weiß der Psychodrama-Leiter nicht, welche Themen sich auf der Bühne entwickeln können. Seine Aufgabe ist es vor allem, den Protagonisten in der szenischen Umsetzung der für ihn wichtigen Situationen zu unterstützen.<sup>15</sup>

Eine Technik, die dabei unter anderen immer wieder zum Einsatz kommt, ist das sogenannte ‚Doppeln‘. Damit ist gemeint, daß der Psychodrama-Leiter den Protagonisten, d.h. das Gruppenmitglied, welches eine bestimmte Situation genauer auf der Bühne in Szene setzen möchte, unterstützt, indem er zunächst in seine Körperhaltung geht, um ein genaueres Gespür zu bekommen dafür, wie der Protagonist sich fühlt. Dazu stellt er sich möglichst hinter den oder nahe zu dem Protagonisten. Der Leiter/Therapeut bemüht sich sodann, diese Gefühle auszusprechen, um sie dem Protagonisten deutlicher zu machen, um ihn zu unterstützen.<sup>16</sup>

<sup>15</sup> Jakob L. Moreno: Gruppenpsychotherapie und Psychodrama. Einleitung in die Theorie und Praxis. Stuttgart 1959.

<sup>16</sup> Krüger 1997, Kreative Interaktion.

In den viereinhalb Jahren, während ich Ethnologie studierte, nahm ich regelmäßig an einer Psychodrama-Gruppe teil. In insgesamt etwa vierhundert Stunden als Mitspielerin, Protagonistin oder Zuschauerin wurden mir die Grundtechniken dieser Arbeit vertraut. Zugleich änderte sich dadurch mein Zugang zum Verstehen menschlichen Verhaltens, was meine Arbeit als Ethnologin in der Feldforschung maßgeblich beeinflusste. Immer wieder hatte ich selbst zu doppeln oder beobachtete den Prozeß des Doppeln. Wir wurden aufgefordert, eine bestimmte Körperhaltung, eine Geste, einen Ausdruck, mit dem wir in unserer Erzählung ein Gefühl besonders unterstrichen hatten, zu wiederholen, zu verstärken und genau nachzuspüren, welches Gefühl in diesem Ausdruck steckte. Dieses Vorgehen nutzte ich während meiner Feldforschung immer wieder, um andere besser verstehen zu können. Inzwischen gehört es zu meinem Handwerkszeug, wenn es in meiner Arbeit als Organisationsethnologin darum geht, in Betrieben und Organisationen als teilnehmende Beobachterin Prozesse und Probleme zu verstehen.

Die Technik, um die es mir hier geht, ist die, mit meinem Körper, also mit meinem eigenen nonverbalen Ausdruck den Versuch zu unternehmen, jemand anderen in seinem Ausdruck besser zu verstehen. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß ich, wenn ich mit jemand in einem Raum bin, ihm oder ihr gegenüber sitze, im Gespräch bin, häufig ein feineres Gespür für die Botschaften bekomme, die der andere mir nonverbal sendet, bewußt oder unwillentlich, wenn ich mich bemühe, seine Körperhaltung nachzuempfinden.

Schematische Erklärungstabellen, die jeder Geste, jeder Haltung eine bestimmte Bedeutung zuweisen, helfen bei diesem Vorgehen natürlich wenig und erweisen sich sehr schnell als völlig unzulänglich. ‚Die Arme vor dem Körper verschränkt‘ bedeutet in der gängigen Einordnung<sup>17</sup> in schematische Deutungen demnach, eine abwartend-ablehnende Haltung einzunehmen. In der Beobachtung nonverbalen Ausdrucks spüren wir jedoch sehr schnell sowohl bei uns selbst, wenn wir diese Haltung einnehmen, oder bei anderen, wenn wir uns bemühen, ihre Haltung zu verstehen, daß es eine große Vielzahl von Gefühlen geben kann, die mit genau dieser Haltung verbunden sind. Die emotionale Bedeutung hängt zunächst vom Zusammenspiel dieser Geste mit der gesamten Haltung zusammen: Welche Muskeln sind angespannt, welche entspannt, wie ist die Kopfhaltung, sind die Schultern hochgezogen, nach vorne eingerollt oder entspannt nach hinten gelehnt, sind die Hände verkrampft oder locker, ist der Rücken durchgedrückt oder entspannt usw. – die Möglichkeit im Zusammenspiel ist ausgesprochen groß. Und genau diese Komplexität verhindert jede eindeutige Zuordnung nonverbaler Zeichen jenseits von den vergleichsweise wenigen Signalen, die in ihrer Bedeutung sozial fest vereinbart sind (Nicken, Kopfschütteln, Winken etc.) und um die es mir an dieser Stelle nicht geht. Ver-

<sup>17</sup> Vgl. z.B. Samy Molcho: Körpersprache. München 1996.

suche ich jedoch, mein Gegenüber nonverbal zu verstehen, so bemerke ich recht schnell, wenn meine Schultern in einer ganz anderen Position sind, wenn mein Kopf angespannt vorgebeugt ist, obwohl der andere seinen Kopf leicht hat sacken lassen. Die Untersuchungen von Ekman et al. zeigen, daß „die Verbindung zwischen Emotionen und Gesichtsausdruck so eng (ist), daß Menschen bereits dann eine Emotion zu erfahren scheinen, wenn sie auf Anweisung ihre Gesichtsmuskeln in eine Position bringen, die normalerweise mit dem Senden eines emotionalen Zustandes assoziiert ist“.<sup>18</sup> Ein genaueres Verstehen menschlichen Verhaltens setzt voraus, daß wir lernen, unser Beobachtungsinstrumentarium zu verfeinern und uns selbst zum Instrument zu machen – und zwar nicht nur mit unserem Kopf.

## Körpersprache und Nähe

Das zweite Phänomen nonverbalen Ausdrucks in der Begegnung zwischen Menschen ist das der ‚Synchronisierung‘ nonverbalen Ausdrucks.

Wir neigen bekanntlich dazu, unseren Sprachstil auf unser Gegenüber einzustellen. Wir bemühen uns, uns so auszudrücken, daß der andere uns gut verstehen kann, und stellen uns auf die der sozialen Situation angemessene Sprache ein: das sogenannte „code-switching“<sup>19</sup>.

Im Bereich der nonverbalen Kommunikation beobachten wir etwas ganz ähnliches: Menschen nehmen häufig unbewußt in Begegnungen die gleiche Körperhaltung wie ihr Gegenüber ein. In exakten Detailanalysen hat der amerikanische Anthropologe Birdwhistell gezeigt, daß Menschen ihre Körperbewegungen und Gesten aufs Subtilste koordinieren.<sup>20</sup> Das Interessante dabei ist, daß der Mensch nicht einfach nur auf die Reize seines Gegenübers reagiert und seine Bewegungen nachmacht, sondern er „antizipiert sie aktiv, so daß beide ihre koordinierten Bewegungsmuster simultan ausführen“<sup>21</sup>.

Wir neigen also offenbar in unserem alltäglichen Sozialverhalten dazu, uns in so hohem Maße auf den nonverbalen Sprachstil unseres Gegenübers einzustellen, daß wir mitunter beginnen, uns mit ihm synchron zu bewegen! Beobachten wir Menschen in Gruppen, so fällt immer wieder auf, daß einzelne sich exakt in der gleichen Körperhaltung befinden. Diese Beobachtung habe ich häufig auch in sozialen Situationen gemacht, wo klar war, daß die Leute, die hier beieinander waren, nicht durch eine gewisse Nähe miteinander verbunden waren, anders ausgedrückt, nicht viel miteinander zu tun hatten. Interessanter-

<sup>18</sup> Forgas 1999, Soziale Interaktion, S. 136.

<sup>19</sup> Ebd., S. 106ff.

<sup>20</sup> Ray L. Birdwhistell: Kinesics and Context. Harmondsworth 1970.

<sup>21</sup> Forgas 1999, Soziale Interaktion, S. 159.

weise habe ich etwa in Kneipen an der Theke, an der Bushaltestelle oder im Zugabteil immer wieder dieses nonverbale ‚code-switching‘ gesehen: Jemand verändert seine Körperhaltung, ein zweiter gleicht sich an, nach einer Weile steht auch der Dritte in der gleichen Position.

„Verhalten hat vor allem eine Eigenschaft, die so grundlegend ist, daß sie oft übersehen wird: [...] Man kann sich nicht *nicht* verhalten. Wenn man also akzeptiert, daß alles Verhalten in zwischenpersönlichen Situation Mitteilungskarakter hat, d.h. Kommunikation ist, so folgt daraus, daß man, [...] nicht *nicht* kommunizieren kann.“<sup>22</sup>

Indem wir unbewußt die gleiche Körperhaltung einnehmen wie der andere, signalisieren wir ihm, daß wir uns auf ihn einstellen, daß wir nonverbal seine Sprache zu sprechen bereit sind, wir zeigen damit Bereitschaft zur Zugewandtheit, Zuneigung, Nähe. Als ich in der Begegnung mit Frau K. ihre Körperhaltung einnahm, tat ich dies nicht, um sie zu manipulieren, sondern um sie besser verstehen zu können. Vielleicht hat sie genau dies gespürt, daß mir wirklich daran lag, ihr zu begegnen und daß sie mich als Person wirklich interessierte. Im Nachhinein vermute ich, daß mein Doppeln ihr signalisiert hat, daß ich mich auch nonverbal auf sie einstelle, daß ich mich nonverbal auf ihre Ebene einlasse, und daß ich großes Interesse an ihr habe. Ich vermute darüber hinaus, daß diese ‚Technik‘ nicht funktioniert, wenn wir sie einsetzen, um andere zu manipulieren. Dies hat wohl auch einen sehr einfachen Grund: Wir signalisieren nonverbal stets auch unsere winzigen Widerstände und Absichten. Nonverbales Lügen oder Manipulieren ist daher ein Widerspruch in sich. Setzen wir das Doppeln ein, damit sich etwa ein uns zutiefst unsympathischer Gesprächspartner öffnet, nur weil wir erfolgreich sein möchten, so wird er genau dies mehr oder weniger bewußt spüren und seine Ablehnung wird vermutlich eher steigen.<sup>23</sup>

Der feldforschungserfahrene oder -willige Sozialwissenschaftler mag sich an dieser Stelle daran erinnern, daß er zwar gerade vor allem seinen Kopf benutzt, während er meinen Text liest, dieser Text aber von einer Praxis handelt, deren Verlauf *im wesentlichen von Emotionen* geprägt ist, weil in ihrem Mittelpunkt die *Begegnung* steht.

<sup>22</sup> Paul Watzlawick/Janet H. Beavin/Don D. Jackson: Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien. Bern 1969, S. 51.

<sup>23</sup> Ich habe dieses Verhalten häufiger bei Beratungsgesprächen mit Vorgesetzten erlebt, die offensichtlich einige schlechte Seminare zu Themen wie etwa ‚Körpersprache und Verhandeln‘ besucht hatten und versuchten, mich im Gespräch nonverbal zu manipulieren. Die fehlende Echtheit im Ausdruck war schnell spürbar und erschwerte ein angenehmes Gespräch miteinander.

## Körpersprache in der Supervision

Die dritte Ebene der hier dargestellten nonverbalen Annäherung an ein Verstehen von Prozessen und Situationen in der Feldforschung liegt außerhalb der Forschungssituation selbst.

Spätestens seit Foucaults Analyse von Machtverhältnissen ist klar, daß historische, gesellschaftliche, biographische Verhältnisse sich in den Körper einschreiben – egal, ob wir ihn im streng diskursanalytischen Sinn als tabula rasa betrachten oder aus kritischer Distanz die Interaktion von individuellen Dispositionen und Diskursmustern annehmen. Aus Foucaults Sicht – dessen Analysen ausschließlich auf Texte zurückgehen – stellt sich die Frage, wie sich gesellschaftliche Normierungen in die Körper einschreiben und mit welchen Mechanismen sie ihre Macht etablieren. Berücksichtigen wir die hohe Relevanz nonverbaler Kommunikation, so deutet sich an, wie derartige Normierungen und Disziplinierungen zugleich nonverbal ununterbrochen aufrechterhalten, verfestigt und damit auch tradiert werden.

Als Ethnologin stellt sich mir in der Konsequenz die praktische Frage: Wie können wir diese Spuren entziffern?

Eine Reihe von Leuten, die ich während meiner Feldforschung in Ostdeutschland kurz nach der Wende um ein Interview bat, hielten es aus Gründen, die ich erst langsam zu begreifen begann, für gefährlich, mich abzuweisen. Erst als ich über die Gespräche mit einzelnen anfing, mich für die Familien bzw. Haushaltsgemeinschaften als Ort von Tradierung von Einstellungen zu interessieren, wurde der Widerstand, mit mir zusammenzuarbeiten, so groß, daß ich ihn spürte – allerdings zunächst als meinen eigenen Widerstand, weiterhin Leute um Gespräche zu bitten. Eine ausgesprochene Ablehnung der anderen erlebte ich nie, mir wurde niemals ein Interview oder ein Gespräch eindeutig verweigert. Aber es gab zunehmend ‚Verhinderungen‘ als ich begann, auch den privaten Raum der Familie in meine Forschung einzubeziehen und mit mehreren Familienmitgliedern aus unterschiedlichen Generationen Interviews machen wollte. Ich erlebte eine tiefe Krise in der Forschung. Meine Hemmschwelle, um Gespräche und Interviews zu bitten, wuchs ins Unüberwindliche. Ich fühlte mich unfähig, schüchtern, gelähmt.

Während meiner gesamten Feldforschung arbeitete ich regelmäßig alle vier Wochen mit einer Supervision durch einen erfahrenen Psychodrama-Therapeuten. Im Rahmen dieser Krise, ausgelöst durch meinen inneren Widerstand, weiterhin den Leuten in Winterfeld ‚auf die Pelle zu rücken‘, obwohl ich genau spürte, daß ich eine unausgesprochene und vielleicht auch unaussprechliche Grenze verletzte, nahmen die Feldforschungssituationen in der Supervision konkrete Gestalt an. Die Szenerie entstand als Bühnenstück, ich schlüpfte im Rollentausch in die Körperhaltung von Gesprächspartnern, wechselte wieder in

meine eigene Rolle, meine eigene Haltung und spürte im Rollentausch aus meiner Körperhaltung heraus, mit welchem Gefühl mir mein Gegenüber entgegentrat:

Lächelnder Gesichtsausdruck, gesenkter Kopf, hochgezogene Schultern, vorsichtig von unten nach oben die Forscherin im Auge behalten und gleichzeitig wie ein Fluchttier die ganze Situation gut im Blick – ich spürte in dieser Haltung Bedrohung, Angst, Gehetzsein, ‚tu-mir-nichts‘, und ich fühlte mich bedrängt. Die Wahrnehmung dieser Gefühle im Rollentausch war für meine Feldforschung zentral und prägte den weiteren Verlauf der Forschung und der Analyse. An dieser Stelle soll es nun weniger um die inhaltlichen Ergebnisse gehen, die ich anderer Stelle bereits ausführlich dargestellt habe.<sup>24</sup> Vielmehr interessieren mich inzwischen sehr stark die methodischen Implikationen.

Bereits Mario Erdheim forderte nachhaltig und überzeugend, wie hilfreich und erhellend eine systematische Supervision mit dem bewährten Instrumentarium aus der Arbeit der Psychotherapie sein kann. Während Erdheim allerdings als das Mittel seiner Wahl die Psychoanalyse propagiert, folge ich aufgrund meiner Erfahrungen mit Psychodrama als Supervisionsmethode für die Feldforschung eher Victor Turner, der Ethnologen auffordert, mit den Mitteln des Theaters „in die Rolle des anderen zu schlüpfen“<sup>25</sup>: „Vielleicht sollten wir Ethnographien nicht mehr bloß lesen und kommentieren, sondern tatsächlich auf-führen.“<sup>26</sup> Genau davon handelt der Verstehensprozeß außerhalb der Feldforschung in der Supervision mit den Mitteln des Psychodramas. Durch die Inszenierung des Forschungsgeschehens als Drama, durch den Rollentausch mit dem anderen, gelangen Gefühle in den Forschungsprozeß, die ansonsten der eher analytischen Perspektive verschlossen bleiben. Wir beginnen, den anderen mit unserem Körper und damit auch mit unserem ganzen Sein zu verstehen. Und wir unternehmen dabei den Versuch, uns selbst mit seinen Augen zu betrachten.

Jenseits dieser stark körperorientierten, reflektierenden Arbeit unter professioneller Anleitung außerhalb der Feldforschung habe ich mitunter auch im Feldforschungsalltag versucht, Gesten und Ausdrücke durch Nachspüren zu begreifen. Ich erinnere mich gut an einen für mich sehr besonderen Gesichtsausdruck einer älteren Frau, mit der ich einerseits viel Kontakt hatte, der aber andererseits ständig zwischen Kooperation und Feindseligkeit hin- und herkippte. Sie pflegte – auch in scheinbar gedankenversunkener Position, wenn sie etwa bei einer Dorfversammlung saß und vor sich hin zu träumen schien – beide Mundwinkel leicht anzuspannen. Nie sah ich ihr Gesicht ganz entspannt, nur wenn sie redete oder ihren Gesichtsausdruck veränderte, änderten sich natürlich auch die Mundwinkel, ansonsten hatte sie stets diesen für mich etwas merkwürdigen Ausdruck. Sie spielte im Dorfgeschehen eine nicht unwesentliche Rolle

<sup>24</sup> Spülbeck 1996, Ordnung und Angst.

<sup>25</sup> Turner 1982, Vom Ritual zum Theater, S. 141.

<sup>26</sup> Ebd., S. 140.

und war mir über weite Strecken ein Rätsel. Ich fragte mich, wie ich mich wohl fühlen würde, wenn ich so meinen Gesichtsausdruck verändern würde und probierte eine ganze Weile vor dem Spiegel herum, bis ich das Gefühl hatte: Genauso guckt Frau F. Und sogleich spürte ich eine gewisse innere Kampfbereitschaft, ein bißchen Bitterkeit, ‚mit mir nicht!‘, gleichzeitig hatte dieser Ausdruck für mich aber auch eine Konnotation von Frechheit, ein Gefühl von ‚Pippi-Langstrumpf-Gesicht‘<sup>27</sup>. Vielleicht – und dies sei bei aller Begeisterung über die Entzifferung von Körpersprache nicht zu vergessen – handelte diese Interpretation z.B. von meinen Wünschen, wie ich Frau F. gerne sehen möchte. Vielleicht war mein pragmatischer Versuch einer nonverbalen Annäherung an ein Verstehen von Frau F.s Grundgefühl, mit dem sie mimisch der Welt begegnet, und damit auch an ein Verstehen, was das, was sie sagt, bedeutet, wer sie ist, welche Geschichte sie erzählt, nicht nur mit ihren Worten, sondern auch mit ihrem Gesicht, in seiner Interpretation nicht ganz exakt. Dennoch bin ich überzeugt, daß wir erst durch die Offenheit und Bereitschaft, Menschen mit all unseren Sinnen zu begreifen, in der Lage sein können, sie auch nur annähernd zu verstehen.

„Wir müssen Wege finden, die Grenzen sowohl politischer als auch kognitiver Strukturen mit Hilfe der dem Drama eigenen Empathie, Sympathie, Freundschaft, selbst Liebe zu überwinden, indem wir in Reziprozität mit den immer selbstbewußter werdenden ethnoi, barbaroi, goyim, Heiden und Randständigen bei der Verfolgung gemeinsamer Aufgaben und den seltenen phantasievollen Transzendierungen dieser Aufgaben immer tieferes strukturelles Wissen erlangen“<sup>28</sup>,

forderte Victor Turner.

Körpersprachliches Verstehen bringt uns der Möglichkeit ein Stück näher, den Bedingungen auf die Spur zu kommen, die dem Verstehen zugrundeliegen.

<sup>27</sup> Frau F. war übrigens im Dorf ein wenig gefürchtet wegen ihrer gelegentlich vulgären Ausfälle bei öffentlichen Diskussionen, die wir hier im Rheinland als normalen Diskussionsstil verstanden hätten, der aber im thüringischen Winterfeld alle Regeln der protestantisch-zurückhaltenden Streitkultur sprengte.

<sup>28</sup> Turner 1982, *Ritual und Theater*, S. 160.

## Körpersprachliches Verstehen: Begegnung statt Dialog

Eric Wolf sagte Sommer 1988 in Frankfurt/M.:

„I want to argue, however, that what limited our success among the powers constitutes anthropology's strong point, and distinguishes it from more prominent sister disciplines. That strength flows in part from the anthropological insistence on observation. *We are now one of the very few remaining observational sciences.*“<sup>29</sup>

Wenn wir diese Stärke unserer Wissenschaft vom Menschen ernst nehmen, so geht es darum, die Beobachtung menschlichen Verhaltens nicht weiter auf den Austausch von Worten zu beschränken. Bereits Victor Turner kritisierte zu recht: „Der kognitive Reduktionismus erschien mir immer als eine Art Dehydrierung des sozialen Lebens [...].“<sup>30</sup> Dagegen bietet gerade eine Beobachtungswissenschaft die Möglichkeit, der Vielschichtigkeit menschlichen Verhaltens mit ebenso vielschichtiger Sicht zu begegnen.

Der amerikanische Psychologe und Sozialforscher Paul Watzlawick entwickelte in seinem Modell von Kommunikation das Bild von zwei Ebenen der Kommunikation: der Inhalts- und der Beziehungsebene. „Wenn man untersucht, was jede Mitteilung enthält, so erweist sich ihr Inhalt vor allem als Information. Dabei ist gleichgültig, ob diese Information wahr oder falsch, gültig oder ungültig oder unentscheidbar ist.“<sup>31</sup> Dieser Ebene von Kommunikation entspricht dem Bild vom ‚Informanten‘, vom Gegenüber als Textproduzenten, der dem Feldforscher Daten über seine Etiketten und Weltanschauung liefert.

„Gleichzeitig aber enthält jede Mitteilung einen weiteren Aspekt, der viel weniger augenfällig, doch ebenso wichtig ist – nämlich einen Hinweis darauf, wie ihr Sender sie vom Empfänger verstanden haben möchte. Sie definiert also, wie der Sender die Beziehung zwischen sich und dem Empfänger sieht, und ist in diesem Sinn seine persönliche Stellungnahme zum anderen. Wir finden somit in jeder Kommunikation einen *Inhalts- und einen Beziehungsaspekt.*“<sup>32</sup>

Watzlawicks Konzept von der Inhaltsebene in der Kommunikation entspricht in der Feldforschung dem Dialog. Der andere tritt zwar als Sprecher auf, aber er wird zum Textproduzenten reduziert. Er ist nicht als Person, als Freund, als Be-

<sup>29</sup> Eric Wolf: *Anthropology among the Powers*. In: *Social Anthropology* 7 (1999) 2, S. 121-134; hier: S. 132. Hervorhebung nicht im Original.

<sup>30</sup> Turner 1982, *Ritual und Theater*, S. 143f.

<sup>31</sup> Watzlawick 1969, *Menschliche Kommunikation*, S. 53.

<sup>32</sup> Ebd.

kanter, als ein Mensch, dem wir in einer bestimmten Situation unter bestimmten Bedingungen begegnet sind, interessant. Statt dessen interessiert die kognitive Ebene des Zusammentreffens von Feldforscher und Informant, die Ebene von Kommunikation, auf der Informationen ausgetauscht werden, die Sachebene. Sie wird über Sprache kommuniziert, über Texte, die wir auf unseren Interviewgeräten aufzeichnen und anschließend exakt transkribieren können. Ich vermute, daß es eben diese Reduzierung der Menschen zu Informanten ist, die immer wieder ein beklemmendes Gefühl in mir erzeugen, wenn Feldforscher mitunter über Leute reden, die sie während ihrer Forschung getroffen haben, mit denen sie gearbeitet und gelebt haben und die sie zu verstehen gesucht haben.

Die zweite Ebene von Kommunikation, die Watzlawick die Beziehungsebene nennt, wird leider häufig ausgeschaltet. Die Beziehungsebene entspricht dem, was wir miteinander auf der Gefühlsebene an Kommunikation austauschen, sie handelt von Gefühlen, von Zuneigung, Abneigung, Befremden, wortlosem Verstehen, Nähe und Distanz. Sie wird vorwiegend über Tonfall, Gesten, Körperhaltung, Gesichtsausdruck kommuniziert.<sup>33</sup>

Das Instrument, mit dem wir in der Feldforschung versuchen, nonverbale Äußerungen zu verstehen, ist jedoch weiterhin durchgängig verbal-kognitiv. Anders ausgedrückt: Wir versuchen, den ‚zweiten Kanal‘ mit den Augen und Ohren unseres ‚ersten Kanals‘ zu entziffern – und verharren an der Oberfläche, in der analytischen Distanz, die „eine aseptische Theorie menschlichen Verhaltens zur Folge hat, die im Grund auf ‚wissenschaftlichen‘, an einer mechanistischen Kausalität orientierten Glaubensgrundsätzen des 18. Jahrhunderts basiert.“<sup>34</sup>

Nehmen wir das Postulat des „investigator as instrument“ ernst, so gelangen wir zu einer Ebene von Feldforschung, die sowohl durch *Beziehungen* und Gefühle als auch durch die *Inhalte* und Informationen geprägt sind, mit denen wir es bei unserer Forschung zu tun haben.

Wenn wir also über den Dialog hinaus die Begegnung zwischen Menschen als Grundlage unserer „observational science“ betrachten, so geht es in der *Praxis* der Feldforschung nicht mehr nur um die Worte, sondern gerade auch um den Ausdruck, den Tonfall, die Körperhaltung, die Bewegung, die Geste, das Gefühl.

<sup>33</sup> Forgas 1999, Soziale Interaktion, S. 129.

<sup>34</sup> Turner 1982, Ritual und Theater, S. 144.

## LITERATUR

- Argyle, Michael: Körpersprache und Kommunikation. Paderborn 1996.  
Armstrong, David F./William C. Stokoe/Sherman E. Wilcox: *Gesture and the Nature of Language*. Cambridge 1995.  
Birdwhistell, Ray L.: *Kinesics and Context*. Harmondsworth 1970.  
Forgas, Joseph P.: *Soziale Interaktion und Kommunikation. Eine Einführung in die Sozialpsychologie*. Weinheim 1999.  
Gadamer, Hans-Georg: *Text und Interpretation. Gesammelte Werke 2, Hermeneutik II*, Tübingen 1993.  
Jeggle, Utz (Hg.): *Feldforschung. Qualitative Methoden in der Kulturanalyse (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 62)*. Tübingen 1984.  
Ders.: *Zur Geschichte der Feldforschung in der Volkskunde*. In: ders. (Hg.): *Feldforschung. Qualitative Methoden in der Kulturanalyse (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 62)*. Tübingen 1984, S. 11-46.  
Krüger, Reinhard: *Kreative Interaktion. Tiefenpsychologische Theorie und Methoden des Psychodramas*. Göttingen 1997.  
Molcho, Samy: *Körpersprache*. München 1996.  
Spülbeck, Susanne: *Ordnung und Angst*. Frankfurt/M. 1996.  
Turner, Victor: *Vom Ritual zum Theater*. Frankfurt/M. 1982.  
Watzlawick, Paul/Janet H. Beavin/Don D. Jackson: *Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien*. Bern 1969.  
Wolf, Eric: *Anthropology among the Powers*. In: *Social Anthropology* 7 (1999) 2, S.121-134.

## „Das Unbewußte ist unbestechlich“<sup>1</sup>

### Supervision in der Tübinger Empirischen Kulturwissenschaft

Die Supervision ist eng verknüpft mit der Sozialarbeit. In ihr hat die Supervision eine unersetzbare Funktion, denn sie ist maßgeblich an der Sicherung professioneller Arbeit beteiligt. Doch nicht nur in der Sozialarbeit, sondern auch in vielen anderen Bereichen ist Supervision mittlerweile nicht mehr wegzudenken: im Gesundheitswesen, in pädagogischen Handlungsfeldern, in der Wirtschaft und in der Verwaltung, in Dienstleistungsunternehmen sowie in der Politik.

Warum aber, so stellt sich sicherlich vielen die Frage, soll Supervision für die Kulturwissenschaft interessant sein? In jüngster Zeit gibt es eine interessante Annäherung zwischen der Empirischen Kulturwissenschaft (EKW) und der Supervision. Der Grund liegt auf der Hand: Beide interessieren sich in hohem Maß für soziale Interaktionen. Dieser Artikel berichtet über ein Pilotprojekt.

#### Was ist Supervision?

Supervision wird von der Deutschen Gesellschaft für Supervision (DGSv) definiert als eine „Beratungsmethode, die zur Sicherung und Verbesserung der Qualität beruflicher Arbeit eingesetzt wird. Supervision bezieht sich dabei auf psychische, soziale und institutionelle Faktoren“<sup>2</sup>.

Ursprünglich eroberte sich im vorigen Jahrhundert die Supervision im medizinischen Bereich einen bedeutsamen Platz. Sie wurde eingesetzt, um das Arzt-Patient-Verhältnis und seine Auswirkungen auf den Krankheitsverlauf zu untersuchen. Dies geschah in gemeinsamer Suchbewegung in der Ärztesgruppe.

<sup>1</sup> Gerhard Leuschner: Einführung in die theoretischen Schwerpunkte unseres Supervisionkonzepts, F.I.S., Fortbildungsinstitut für Supervision e.V. unv. Manuskript.

<sup>2</sup> Vgl. Supervision: Professionelle Beratung zur Qualitätssicherung am Arbeitsplatz, DGSv (Deutsche Gesellschaft für Supervision), 01.10.1996.

Die damals entwickelte Methode, mit Hilfe derer die eigene berufliche Praxis reflektiert wurde, existiert bis heute in verschiedenen Varianten: als Einzelsupervision und als Gruppensupervision, als Supervision von Teams und Organisationen. Dabei arbeitet Supervision selbstreflexiv, sie instruiert nicht und schult nicht. Sie fördert die Entwicklung der Persönlichkeit, sie verbessert die Kommunikationsfähigkeit und erweitert die Wahrnehmung.

Die psychoanalytisch ausgerichtete Supervision bietet „theoretische und praktische Grundlagen, die innere Realität des Unbewussten im beruflichen individuellen und institutionellen Handeln der äußeren Realität zu verstehen, zu reflektieren und zu entwickeln“<sup>3</sup>. Dabei besteht Übereinstimmung darüber, dass die klinische Psychologie an die Praxis von Supervision angepasst werden muss: durch die Veränderung des Settings, die Modifizierung der Grundregel etc. So finden die Supervisionssitzungen meist im 14-tägigen Rhythmus statt und nicht wie in einer klassischen Analyse vier bis fünf Mal in der Woche.

Unabdingbar ist für Supervision ein hohes Maß an Selbstreflexion sowie das Hören mit dem ‚dritten Ohr‘<sup>4</sup>. Wesentlich bleibt auch eine Haltung, welche ermöglicht, dass das ‚Unaussprechliche‘ geäußert werden kann.

Und spätestens hier wird Supervision interessant für eine Feldforschung, die gekennzeichnet ist „durch Offenheit gegenüber Perspektivität und Unabwägbarkeit des Feldes, Ehrlichkeit gegenüber der eigenen Subjektivität und Einbeziehung des Scheiterns als methodischem Instrument“<sup>5</sup>.

#### Supervision in der Feldforschung

##### *Reflexive Feldforschung*

Die Idee der reflexiven Feldforschung ist im Grunde nichts Neues. Bereits für Maya Nadig und Mario Erdheim war die Ausklammerung der Subjektivität der Forschenden und des Forschungsgegenstandes aus dem Erkenntnisprozess und die damit verbundene Forschungspraxis der Ausgangspunkt für die Verbindung von Psychoanalyse und Ethnologie und die Entwicklung ihrer ethnopsychanalytischen Untersuchungen.

Auf forschungspraktischer Ebene macht die Reflexion des jeweiligen sozialen Ortes und der institutionellen Bedingungen der Forscherin oder des Forschers die Wirksamkeit unbewusster individueller und gesellschaftlicher Kräfte

<sup>3</sup> Elke Schallehn-Melchert: Rollengebundene Abwehr. Das psychoanalytische Abwehrkonzept in der Supervision. In: FORUM Supervision 12 (1998), S. 53.

<sup>4</sup> Drittes Ohr: Was schwingt noch mit? Was nehme ich wahr?

<sup>5</sup> Katharina Eisch/Marion Hamm: Exposé: Die Poesie des Feldes. unver. Manuskript, 1999.

in der eigenen und in der fremden Kultur deutlich. Maya Nadig war vom Instrument der Supervision als zentralem Instrument ihrer Forschung überzeugt. Sie schrieb:

„Die selbstbeobachtende Begleitung soll Hindernisse, die aus idiosynkratischen, persönlichen Reaktionen (Ängste, Konflikte, Sexualität, Anziehung), institutionellen Identifikationen und deren Abwehr (Projektion, Idealisierung, Verleugnung etc.), die zwischen der Forscherin und dem Gegenstand aufgebaut werden, bewußtseinsfähig und damit handhabbar machen. [...] Wie die Lehranalyse, so sollte auch die Feldforschung eine Umstrukturierung der Erfahrung zustande bringen, und zwar dadurch, daß in beiden Fällen die Rollensysteme, die unsere Identität stützen und unsere Wahrnehmung lenken, durch die Konfrontation mit dem Fremden erschüttert werden.“<sup>6</sup>

Ebenso ist hier auch Georges Devereux zu erwähnen, der die Bedeutung der Subjektivität des Forschers in Wechselwirkung mit der des Untersuchungsobjektes hervorhob. Er ging davon aus, dass sich zwangsläufig Verzerrungen im Erkenntnisprozess einstellen, die es zu untersuchen gilt.<sup>7</sup>

Interessant ist hierbei, dass obwohl von Vertretern aus dem Fach zugegeben wird, dass das Verhältnis zwischen Felderfahrung und Textproduktion ohne supervisorischen Beistand nur ansatzweise zu erforschen ist<sup>8</sup>, eine Überprüfung der eigenen Subjektivität kaum praktiziert wird.<sup>9</sup> Um diese Forderung in der Praxis einzulösen, wurde am Ludwig-Uhland-Institut (LUI) in Tübingen ein Experiment in Form einer Forschungssupervision gestartet.

### *Kleine Werkstattöffnung*

Wie bereits erwähnt, gibt es zwar genügend theoretische Ansatzpunkte, aber wenige Erfahrungen in der Empirischen Kulturwissenschaft, an die ein solches Experiment anknüpfen könnte. In Tübingen wird eine Feldforschungssupervision seit zwei Jahre praktiziert. Über dieses Experiment möchte ich berichten.

Beiträge in Supervisionszeitschriften werden in der Regel dann interessant und spannend gefunden, wenn der Supervisor seine Werkstatt weit öffnet und den Fall transparent, für die Leserschaft nachvollziehbar erzählt und analysiert. Je weiter die Öffnung, desto interessanter für die Leser.

Leider ist mir dies hier nicht möglich. Die Schweigepflicht der Leitung gegenüber den Supervisanten ist eine Grundvoraussetzung für eine vertrauensvolle Zusammenarbeit. Insofern wäre es schwierig, einzelne Fälle zu schildern, ohne dass deutlich würde, um welche Forschung und somit um welche Person es sich hier handelt. An einem kleinen Institut wie dem LUI, wo jeder jeden kennt, und jeder weiss, wer sich mit welcher Forschung beschäftigt, scheint mir es besonders wichtig, die Schweigepflicht einzuhalten. Um eine von Vertrauen geprägte Arbeitsatmosphäre zu ermöglichen, in der auch die Teilnehmenden lernen konnten, ihre Forschungspraxis für andere Blicke zu öffnen, war die Vereinbarung nötig, dass alles in der Gruppe bleibt und nichts Wesentliches nach außen dringt. Diese Vereinbarung gilt nicht nur für die Supervisorin, sondern auch für die Gruppenmitglieder.

So begrenzt sich mein Bericht zwangsläufig auf allgemeine Schilderungen von Abläufen, Setting-Fragen, gruppenspezifischer Entwicklungen und von kleinen Ausschnitten aus der Praxis. Dennoch soll die Schilderung den Einblick in wesentliche Prozesse ermöglichen.

## Das Projekt

### *Das Supervisionskonzept*

Inzwischen gibt es sehr viele und auch verschiedene Supervisionskonzepte und Supervisionsschulen. Aus diesem Grund ist es sinnvoll, sich nochmals den Ursprungsgedanken von Supervision und das Ursprungskonzept vor Augen zu führen.

Als Michael Balint in den 50er Jahren diese später nach ihm benannte Gruppenmethode „Balintgruppe“ zu entwickeln begann, nannte er sie selbst „training eum research group“. Also ein Training durch Forschung. Damit sind zwei wesentliche Elemente benannt. Es geht zum einen um ein Training, um das Üben

<sup>6</sup> Maya Nadig: Die verborgene Kultur der Frau. Ethnopschoanalytische Gespräche mit Bäuerinnen in Mexiko. Frankfurt a.M. 1986, S. 40-43.

<sup>7</sup> Vgl. Johannes Reichmayr: Einführung in die Ethnopschoanalyse. Geschichte, Theorien und Methoden. Frankfurt a.M. 1995, S. 204.

<sup>8</sup> Vgl. Bernd Jürgen Warmeken/Andreas Wittel: Die neue Angst vor dem Feld. Ethnographisches research up am Beispiel der Unternehmensforschung. In: Zeitschrift für Volkskunde 93 (1997) 1, S. 1-16; hier: S. 10.

<sup>9</sup> Bekannt ist mir in Frankfurt ein Supervisionsgruppe, die von Hans Bosse geleitet wird, um Feldforschungen reflexiv zu begleiten. Seine Kenntnisse bezieht er dabei aus seiner gruppenanalytischen Ausbildung. Seinen Ansatz stellte er an der 4. Fachtagung für Ethnopschoanalyse 1997 in Mainz vor.



und Ausbilden psychologischer Fähigkeiten. Dazu zählt beispielsweise eine veränderte Form des Wahrnehmens und Verstehens. Damit ist beispielsweise gemeint, auftretende Gefühle von Mattigkeit bei einem oder mehreren Gruppenmitgliedern während einer Supervision nicht nur auf das eigene körperliche Empfinden, sondern auch auf den Fall zu beziehen, es auf das gruppenspezifische Geschehen zu übertragen und so neue Zusammenhänge herzustellen. Und es meint zum anderen die Anwendung einer speziellen Forschungsmethode durch ein bestimmtes Suchen und Entdecken. Diese Forschungsmethode stellt eine angewandte, jedoch von Balint modifizierte Form der Psychoanalyse dar. Lernen und Forschen findet in der Balintgruppe also gleichzeitig statt. Jedes eingebrachte Fallbeispiel wird auf seinen unbewussten Sinngehalt untersucht und in jeder Sitzung von neuem psychoanalytisch erforscht. Balint selbst hinterfragte so die Beziehung und vor allem die unbewusste Beziehung zwischen Patient und Arzt und bezog dies auf die Krankheit und den Therapieverlauf.

Meine These lautet: Dieser Ansatz lässt sich bedingt<sup>10</sup> auf die Beziehung zwischen Forscher und dem Beforschten bzw. dem Forschungsgegenstand und den weiteren Forschungsverlauf übertragen.<sup>11</sup>

In der Balintgruppe, aber auch in der von uns erprobten Form geht es um

#### 1. das Erlernen eines neuen Beziehungsverständnisses:

Es soll ein Verständnis für das unbewusste Geschehen entwickelt werden, ebenso für das Verstehen des Übertragungs- und Gegenübertragungsgechehens in Beziehungen<sup>12</sup>. Die Selbstbeobachtung dient dem Geschehen der Gegenübertragung und die Fremdbeobachtung dem Wahrnehmen und Verstehen von Übertragungen.

<sup>10</sup> Es wurde am LUI keine Balintgruppe praktiziert. Diese Methode erfordert große psychoanalytische Kenntnisse und eine Ausbildung als Balint-Gruppenleiter. Teile sind jedoch in Gruppensupervisionsprozessen – auch wieder abhängig vom Leitungsstil des Supervisors – aufzufinden. Vor allem der Gedanke der „training cum research group“ erscheint mir in der beschriebenen Supervisionsgruppe eingelöst.

<sup>11</sup> In Anlehnung an J.K. Roth lässt sich das Konzept beschreiben. Jörg K. Roth: Die Balintgruppe: Ein Klassiker der Supervision und Beratung. In: Gerhard Fatzer (Hg.): Supervision und Beratung: ein Handbuch. Köln 1990.

<sup>12</sup> Allgemein wird die Gegenübertragung als Schlüssel zum Verständnis des Patienten genutzt und damit als wirksames diagnostisches Instrument verstanden. Zur Gegenübertragung gibt es verschiedene Begriffsdefinitionen. Ich nehme die von Michael Balint vertretene Auffassung auf: Alle Reaktionen des Supervisors (Gefühle, Einstellungen, Handlungstendenzen, neurotische und nicht neurotische Reaktionen) gegenüber dem Supervisanten werden als Gegenübertragung bezeichnet.

#### 2. das Überwinden von Vorurteilen:

Ein weiteres Lernziel ist, die Unverrückbarkeit von Haltungen und Auffassungen aufzubrechen, denn diese Unverrückbarkeit steht einer Erweiterung und einer Sensibilisierung der Wahrnehmung im Weg. Nur so kann das Zuhören mit dem ‚dritten Ohr‘ eingeübt werden und die Vieldeutigkeit von Verhaltensweisen erfasst werden.

#### 3. die eigene Veränderung

Um Neues zu sehen und wahrzunehmen, muss man von Altem und Vertrautem lassen können und offen sein für Veränderungen, vor allen Dingen für Veränderungen bei sich selbst.

#### *Eigene Rollenklärung*

Meine Bezüge zum Ludwig-Uhland-Institut sind vielfältig. Über Studium und private Kontakte ist mir das Institut bekannt. Mein Interesse an Feldforschung blieb mir über Jahre erhalten – auch als ich schon in einer ganz anderen Arbeitswelt, in einer Beratungsstelle, arbeitete.

Die Idee, am Ludwig-Uhland-Institut eine Supervisionsgruppe zu installieren, wurde von einer EKW-lerin an mich herangetragen, die nach einem Instrument suchte, um ihre eigene Forschungspraxis reflektieren zu können. Nach mehreren gemeinsamen Treffen entwickelte sich die Idee, interessierte FeldforscherInnen einzuladen, sich dem Experiment ‚Supervision für die Feldforschung‘ zu öffnen. Auf professoraler Seite fanden wir in Utz Jeggle einen wichtigen Mitstreiter. Ohne ihn wäre diese Idee kaum umsetzbar gewesen.

Mir wurde sehr schnell klar, dass ich bei diesem Vorhaben meine Rolle klären musste. Ich nahm mir für die eigene Vorabklärung in der Kontrollsupervision – ich werde von einer anderen Supervisorin supervidiert – viel Zeit. Dabei setzte ich mich mit meinen privaten Bezügen zum Institut und den mir dort bekannten Menschen (manche auch nur bekannt vom ‚Hörensagen‘) auseinander. Dabei beschäftigte mich hauptsächlich die Frage, ob mich diese Bezüge in meinem supervisorischen Handeln einschränken würden und in welcher Form sie mich beeinflussen könnten.

Was sich wohl bewähren würde und was nicht, mit welchem Material sinnvoll zu arbeiten wäre etc. – diese Fragen mussten offen bleiben und ich musste darauf vertrauen, dass sich in der Praxis ein Supervisionskonzept für Feldfor-

schung entwickeln würde. Besonders bedeutsam war die begleitende Kontrollsupervision, um eigene Grenzen, aber auch Potentiale auszutariieren.

Klar war, dass die Supervision in Form einer Fallsupervision stattfinden sollte. Das Material besteht in einer Fallsupervision üblicherweise aus Fallerzählungen in freier Rede. Hier stellte nun das Fallmaterial ‚totes Material‘ dar: Interviews, Tagebuchaufzeichnungen, Aufzeichnungen von teilnehmender Beobachtung und gegebenenfalls auch Quellenmaterial. Die Kontrollsupervision war auch notwendig, um abzuklären, wie Supervision hauptsächlich mit ‚totem Material‘ gestaltet werden könnte. Dabei beschäftigte mich vor allen Dingen die Frage, ob sich supervisorisches Arbeiten auf dieses Material überhaupt beziehen und anwenden ließe.

### *Die Arbeitsweise*

Eines der wichtigsten Elemente in der Supervision ist normalerweise der freie Fallbericht – also das Arbeiten mit ‚lebendigem‘ Material. Frei meint in diesem Zusammenhang, möglichst wenig ausgewählt, vorbereitet oder strukturiert seinen Fallbericht vorzustellen. Dies schließt alle Empfindungen mit ein, vor allem die, welche als abwegig, unanständig, albern, peinlich, schmerzvoll, störend erscheinen könnten. In der Praxis sind das unfrisierte Gedanken, ungeschminkte Kommentare, unzensierte Einfälle, verrückte Ideen etc.

Der freie Fallbericht stellt mit den Assoziationen und Gefühlen, die er in der Gruppe auslöst, das Material dar, das den Kontakt zum unbewussten Thema herstellt. Im Fall der Tübinger Supervisionsgruppe wurde der freie Fallbericht in den meisten Fällen durch subjektive Texte ersetzt. Übernommen wurde der Ansatz, alle Einfälle und Reaktionen der Teilnehmer systematisch auf den Fall zu beziehen. Manche dieser Einfälle wirken am Anfang unverständlich. Wenn es allerdings gelingt, die Einfälle und Reaktionen zu verstehen – und das soll durch die Supervision gefördert werden – entsteht ein neues Bild mit überraschenden Erkenntnissen über den berichteten Fall.

Zur Arbeitsweise gehört es ebenfalls, die Grundzüge des Konzepts Übertragung und Gegenübertragung zu verstehen. Deshalb ein kleiner Exkurs zur Gegenübertragung:

Die Gegenübertragung ist eine wichtige Erkenntnisquelle und wird häufig als Herzstück psychoanalytischer Prozesse verstanden. Mit Gegenübertragung meint man gefühlsbetonte Vorstellungen, die auf den ersten Blick in keinem erkennbaren Zusammenhang zu den Erzählungen des Gegenübers stehen. Das

heißt, die Vorstellungen und Phantasien, die sich in einem regen, können einerseits als Reaktionen auf das Gehörte verstanden werden, müssen andererseits aber auch als auf Eigenem fußende Reaktionen interpretiert werden. Hierbei muss man sich einer Analyse aussetzen. Zu sagen, „das hat der andere in mir induziert“, reicht aus, um tiefenhermeneutisch kurzzuschließen und sich nicht mehr die Mühe des Nachdenkens darüber zu machen, in welchem Ausmaß eigene neurotische Reaktionen und Übertragungen zu diesem Erleben Anlaß gegeben haben. Die moderne Psychoanalyse begreift psychoanalytische Situationen als das Interagieren zweier Personen, die sich beide in ihrer Subjektivität verstehen müssen.<sup>13</sup> Man könnte auch von einer Dialektik der psychoanalytischen Situation sprechen, oder wie Marion Hamm kommentierte, „it takes two to tango“<sup>14</sup>.

Das Entstehen von Gegenübertragungen ist unvermeidbar. Nicht nur in der Analyse, sondern auch im Forschungsprozess. Keine Supervision, keine Intervention, keine Selbstanalyse oder Lehranalyse können verhindern, dass Analytiker, Berater, in unserem Fall Forschende mit mehr oder weniger starken Gefühlen und Phantasien auf die Person des Beforschten, auf seine Mitteilungen und Übertragungen reagiert. Gegenübertragung ist also nicht per se ein wertvolles Diagnostikum, das zur Arbeitsweise gehört, sondern erst die reflektierte und einigermaßen aufgeklärte Gegenübertragung gibt Hinweise zur Forschung.

Eine freie Gesprächsatmosphäre ist für supervisorisches Arbeiten zentral. Dies kann nur durch die gegenseitige Akzeptanz der Gruppenmitglieder erfolgen und muss in der Gruppe mit Hilfe der Leitung gefördert und entwickelt werden. Um so wichtiger ist dies, weil das Zeigen eigener Gegenübertragungsgefühle der Phantasien und Assoziationen mit Hemmungen und Widerständen verbunden ist. Der Gruppenleiter geht hier mit gutem Beispiel voran und dient so als Modell für die anderen. Ein kleines Beispiel soll dies verdeutlichen: Ein Gruppenteilnehmer stellt seine Forschung vor, als Material steht ein Interviewausschnitt zur Verfügung. Niemand in der Gruppe äußert sich und wenn, geschieht dies nur sehr verhalten. Die Assoziationen der Gruppenmitglieder fließen nicht. Es macht sich eine gehemmte Stimmung breit. Die Leiterin beobachtet dies und stellt für sich fest, dass sie manche Antworten des Forschers aggressiv empfindet. Keiner in der Gruppe spricht dies an. Die Leiterin nimmt ihre Modellfunktion dann wahr, wenn sie – quasi stellvertretend – die Aggression anspricht. Dies kann beispielsweise in einem kurzen Satz erfolgen: „Den Ton im Interview finde ich aggressiv und hier in der Gruppe ist das Arbeiten, die Stimmung so verhalten. Hängt dies eventuell miteinander zusammen?“

<sup>13</sup> Wolfgang Mertens (Hg.): Psychoanalytische Grundbegriffe: ein Kompendium. Weinheim <sup>2</sup>1998.

<sup>14</sup> Marion Hamm, November 2000.

Solche Interventionen sind von zentraler Bedeutung. Ein wichtiger Gruppenprozess kann zum Stillstand kommen, wenn die Leitung die Stimmungen nicht wahrnimmt und sie nicht vermag, die Blockaden anzusprechen, um eine freie Gesprächsatmosphäre wieder zu ermöglichen. Dabei handelt es sich meistens um schwierige ‚Stimmungen‘, besser ausgedrückt um Gefühle, die als so schwierig erlebt werden, dass ein Ansprechen oftmals nicht stattfindet. Man weiß nicht wie und man hat die eigenen Gefühle, die das Material in einem ausgelöst hat, nicht genügend geordnet, um sich überhaupt äußern zu können. Die Betroffenen finden oftmals keine Form, Gefühle nicht verletzend zu äußern, was für eine konstruktive Arbeitsbeziehung unerlässlich ist. Wo hätte man dies auch in seiner Ausbildung lernen können?

Die freie Gesprächsatmosphäre steht in enger Beziehung zur inneren Freiheit der Gruppenmitglieder und zum gruppenspezifischen Prozess, den die Gruppe miteinander macht.

Eine vertrauensvolle, zugewandte und freundliche Atmosphäre ist wichtig, um den ‚Mut zur eigenen Dummheit‘ zu riskieren. Fragen zu stellen, die man sich eigentlich nicht zu äußern traut, weil sie einem so dumm und nebensächlich erscheinen. Rationalisierungen<sup>15</sup> seitens der Gruppenteilnehmer verhindern nicht nur ein eigenes freies Sprechen, sondern haben meistens starke Auswirkungen auf den Gruppenprozess. Dass dies im akademischen Milieu ein besonderes Problem darstellt, versteht sich von selbst.

Idealtypisch ist zudem eine gleichwertige Partnerschaft zwischen Spezialisten und Praktikern; die konventionelle Rollenaufteilung zwischen wissendem Lehrer, der die Leiterrolle inne hat, und unwissenden Schülern, den Teilnehmern der Supervisionsgruppe, gilt es abzulegen. Die Tübinger Gruppe setzte sich aus Frauen und Männern auf verschiedenen Statusstufen innerhalb der EKW zusammen: Vom Studierenden und Promovierenden über wissenschaftliche Angestellte, Projektmitarbeiter und Habilitanden bis zum Professor war alles vertreten. Diese bunte Zusammensetzung wurde nicht fraglos gewählt. Umso wichtiger war es, zu Beginn des Sitzungszyklus das Beziehungsgeflecht innerhalb der Gruppe transparent zu machen – wie die Einzelnen etwa durch Arbeit, Wohnsituation, Freundschaft, Studium oder Lehre miteinander verbunden sind. Vor allem zu Anfang, aber auch immer wieder mitten im Prozess war es wichtig, die gewünschte angstfreie Atmosphäre aufgrund dieser Zusammensetzung zu hinterfragen und zu überprüfen. Die klassische Rollenaufteilung (Lehrer – Schüler) aufzugeben kostet Überwindung – für beide Seiten. Jeder einzelne Teilnehmer sollte darin unterstützt werden, Verantwortung hierfür zu übernehmen. Ein Prinzip der Gegenseitigkeit im Lehren und Lernen fördert die

<sup>15</sup> Nach Anna Freud eine Form der Abwehr, in: Anna Freud: Das Ich und die Abwehrmechanismen. Frankfurt a. M. 1984.

freie Gesprächsatmosphäre in der Gruppe und diese ist wiederum eine Voraussetzung für assoziatives und angstfreies Arbeiten.

Die Gruppenmethode ist also angewiesen auf alle Einfälle und Assoziationen der Teilnehmenden, die den Fallbericht wie eine Art Prisma in seine unbewussten Anteile zerlegen. Jede/r Teilnehmer/in spiegelt als ein Stückchen im Prisma einen oder mehrere Aspekte wider. Dabei ist es immer wieder interessant zu beobachten, wie unterschiedlich (von den Teilnehmenden) die Aspekte eines Falls aufgenommen werden: Der eine betont den Aspekt mehr, die andere identifiziert sich stärker mit einem anderen. So wird ein Fall von den unterschiedlichsten Seiten betrachtet und beleuchtet.

Dies ist für mich der spannendste Teil dieser Arbeit. Sich auf den Spuren des Unbewussten heranzutasten, bei sich selbst oder bei anderen, um dabei Zusammenhänge auf eine neue Weise verstehen zu lernen. Diesen Prozess analysiert die Gruppenleitung, indem sie deutet, interveniert, Fragen stellt, wenn niemand fragt, Spuren verfolgt, die von den Teilnehmenden ‚vergessen‘ werden etc. Die sich abbildende Gruppendynamik wird dabei als Spiegelung interpretiert oder als Übertragungsphänomen gedeutet. Die Gruppe auf diese Phänomene aufmerksam zu machen, kann neue Pfade in der Analyse eröffnen. Dabei werden im Fortgang des Supervisionsprojekts die deutenden, psychoanalytischen Funktionen immer mehr von den Teilnehmern übernommen, die ihr eigenes analytisches Verständnis entwickeln. Dieses psychische Potential der Teilnehmer soll trainiert und entwickelt werden.

#### *Die Aufgabe und Rolle der Gruppenleitung*

In der Moderation solcher Gruppen hat der Leiter eine undelegierbare Führungsfunktion. In dieser Funktion sind für mich als Gruppenleiterin folgende Punkte besonders relevant:

- Die Gruppenmitglieder geben sich untereinander und mir das Vertrauen, ihre Forschungssituation zu betrachten und supervisorisch zu untersuchen.
- Besonders im Anfangsstadium gilt es psychoanalytische, gruppenspezifische und institutionelle Kenntnisse in die Gruppe einzubringen und damit das kreative Potential zu wecken und eine analytische Kultur lebendig zu machen.
- Dabei unterliege ich als Gruppenleiterin einer Haltung, die sich am besten mit Abstinenz beschreiben lässt. Es werden weder Ratschläge gegeben noch wird Stellung bezogen, ebenso werden keine Wertungen vorgenommen oder wird auf bestimmte Lösungen hingewirkt. Vielmehr geht es darum,

Ambivalenzen und Spannungen auszuhalten, Gefühle anzusprechen und auf sie aufmerksam zu machen und sich mögliche Deutungen zu überlegen.

- Eine weitere Aufgabe der Gruppenleitung besteht darin, mit dem ‚dritten Ohr‘ zu hören: die Situation wird mit gleichschwebender Aufmerksamkeit wahrgenommen, auf Nebensächliches und Wichtiges wird dieselbe Aufmerksamkeit verwendet. Dies widerspricht einer konventionellen Art des Zuhörens, die stets auf einen bestimmten Fokus gerichtet ist.
- Der Fallbericht ist als Übertragungs- und Gegenübertragungsphänomen zu verstehen und die Formen des Widerstandes sollten erkannt werden. Der Gruppenleiter wird versuchen, den Fallbericht und die daraus sich entwickelnde Atmosphäre in der Gruppe als eine Wiederholung oder Neuauflage alter, unbewusster Konflikte zu verstehen. Dies können Konflikte aus dem Leben einzelner sein (z.B. ungelöste frühere Konflikte mit Autoritätspersonen, Eltern oder Lehrern werden immer wieder unbewusst auf Konflikte mit Autoritäten übertragen). Es kann sich aber auch ein Konflikt, der sich in der Forschung entwickelt hat, während der Fallbesprechung in der Gruppe spiegeln und somit wiederholen.

Die Formen des Widerstands sind vielfältig. Dabei ist mir wichtig, den Widerstand als einen sinnvollen und als notwendig erscheinenden Abwehrmechanismus des Subjekts, also intrapsychisch oder interpsychisch des Subjekts und der Gruppe zu verstehen.<sup>16</sup>

In der Supervision ist nicht die Fülle und Vollständigkeit des Materials entscheidend. Häufig reicht es, wie unter einer Lupe einen Ausschnitt zu betrachten. Oder anders formuliert: Im Kleinen, beispielsweise in einer Szene aus einem Interviewausschnitt oder aus dem Feldtagebuch steckt oft genügend Material, um den Fall zu supervidieren.

<sup>16</sup> Abwehrmechanismen sind unbewusst ablaufende Operationen, um ein psychisches Gleichgewicht aufrechtzuerhalten. Es wird zwischen intrapsychischen, interpersonalen und institutionellen Abwehrmechanismen unterschieden (vgl. Siegfried Mentzos: Interpersonale und institutionelle Abwehr. Frankfurt a.M. 1988.) Sigmund Freud definierte als Abwehrmechanismen die Regression, die Introjektion oder Identifikation, die Verkehrung ins Gegenteil und die Wendung gegen die eigene Person. Anna Freud erweiterte Freuds Unterteilung der Abwehrmechanismen um die Vorgänge der Verleugnung, der Askese und der Intellektualisierung in der Pubertät, der altruistischen Abtretung und der Identifikation mit dem Angreifer (Freud 1984, Das Ich und die Abwehrmechanismen).

### Rahmenbedingungen

Da solche Veranstaltungen im universitären Umfeld eher ungewöhnlich sind, lohnt es sich, kurz der Frage nachzugehen, wie die Gruppe überhaupt entstanden ist und unter welchen Rahmenbedingungen sie durchgeführt wurde.

In einem ersten Schritt wurde die Veranstaltung mit Hilfe eines Aushangs bekanntgegeben; es folgte eine Informationsveranstaltung, bei der ich mich als Supervisorin vorstellte und das Rahmenkonzept erklärte. Zu diesem Treffen kamen 12 Personen, die interessanterweise alle in unterschiedlichen Bezügen und Forschungszusammenhängen arbeiteten. Bis auf eine Person hatte niemand Supervisionserfahrung.

Gemeinsam war jedoch, dass alle Teilnehmenden sich in einer Feldforschungsphase befanden oder kurz davor standen. Dies war gleichsam die Voraussetzung, um an der Gruppe teilnehmen zu können. Damit sollte vermieden werden, die Supervision wie ein gewöhnliches Seminar zu besuchen, bei dem die Gefahr besteht, dass sich manche als zeitweise und unbeteiligte Beobachter verstehen. Dennoch erschien es mir als ein waghalsiges Unterfangen, eine Supervisionsgruppe an der Universität zu etablieren. Es galt also, die Supervision als etwas Eigenständiges und nicht in der Form eines Seminars einzurichten. Dies bedeutete mit Gewohnheiten zu brechen und das Setting der Supervision zu implementieren. Wichtig dabei ist:

- Der Beginn und das Ende der Supervision ist festgelegt und wird verbindlich eingehalten. Es wird daher nicht später angefangen und die Sitzungsdauer wird auch nicht überzogen. Alle Beteiligten sollten sich auf diesen festen Rahmen verlassen können.
- Die Supervision wurde meistens auf einen Zeitrahmen von mindestens einem ¼ Jahr für alle verbindlich angesetzt. Die Termine waren für alle im voraus bekannt.
- Ebenso besprachen wir die Verlässlichkeit der Teilnahme. Wenn jemand verhindert oder krank war, sollte er Bescheid geben und es die Gruppe wissen lassen.
- Bei Verhinderung – außer bei Krankheit – musste der Supervisionsbeitrag gezahlt werden.
- Während der Supervisionssitzungen wurde nicht gegessen, getrunken oder geraucht.
- Der Berichtende (der Supervisor) darf nur in der Vorrunde auf die an ihn gerichteten Verständnisfragen antworten. In den sich anschließenden Run-

den muss sich der Supervisor mit Kommentaren zurückhalten. Aber auch die Gruppenmitglieder sollten ihre Fragen nicht direkt an den Supervisor stellen, denn es sollte über den Supervisor und nicht mit ihm gesprochen werden. Dies hat den Vorteil, dass der Supervisor erstens die Möglichkeit hat zuzuhören und dass er sich zweitens nicht in Debatte und Diskussion verteidigen muss und so ein Kampf um Bedeutungshoheit entsteht. Solch ein Vorgehen entspricht in keiner Weise dem akademischen Prinzip, weil nicht jener mit den besseren Argumenten gewinnt, sondern weil alle Assoziationen der Gruppenteilnehmer gleichwertig im Raum bleiben. Diese Gesprächstechnik birgt außerdem die Chance in sich, nicht im Antwort-Frage-Rhythmus verhaftet zu bleiben, was oftmals auch Rechtfertigungen von beiden Seiten nach sich zieht. Statt dessen bleiben die Fragen, die sich trotz allem in spontaner Weise an den Berichtenden wenden, von ihm unbeantwortet und gehen an den Frager oder an die Gruppe zurück.

Vor allem die zuletzt genannte ‚Regel‘ führt dazu, dass sich die Gesprächssituation erheblich von üblichen, konventionellen Gesprächen unterscheidet. Dadurch, dass gestellte Fragen unbeantwortet bleiben, erhalten die Fragen eine andere Richtung: Sie wenden sich von der äußeren Realität zur inneren Wirklichkeit. „Es entstehen Vermutungen, Neugier baut sich auf, Interesse wird geweckt und durch das Verweigern konkreter Antworten gesteigert und zugleich nach innen gelenkt.“<sup>17</sup> Die Schweigepflicht sollte von allen eingehalten werden. Ich versuchte die Teilnehmenden dahingehend zu sensibilisieren, was es bedeuten kann, einen Fall vorzustellen und damit sein eigenes Material für die Gruppe zur Verfügung zu stellen, aber auch sich selbst dem Prozess des Betrachtens zu öffnen. Dies konnte nur in einer freien Gesprächsatmosphäre geschehen, die möglichst angstfrei für die TeilnehmerInnen sein sollte. Mit der Zusicherung, die Schweigepflicht einzuhalten, sollte erreicht werden, dass nicht Häme, Spott, wohlmeinende Belustigung oder amüsante Geschichten die Runde an diesem kleinen Institut machen, an dem sich so viele kennen. Die Schweigepflicht sollte also nicht nur formal verstanden werden, sondern in seiner Funktion von allen verinnerlicht werden, um miteinander eine Vereinbarung treffen zu können, auf die sich dann jede und jeder auch emotional verlassen konnte.

Für einige waren solche Regeln oder Vereinbarungen sehr ungewohnt und damit wohl auch zu Anfang unverständlich. Dennoch beschloss die Gruppe, sich darauf einzulassen. Ich vertraute darauf, dass mit zunehmender Anzahl der Sitzungen und somit auch mit zunehmender Supervisionserfahrung diese Vereinbarungen mehr und mehr geschätzt werden würden und inhaltlich von allen gefüllt werden könnten.

<sup>17</sup> Roth 1990, Die Balintgruppe, S.157.

### *Der Ablauf einer idealtypischen Sitzung*

Um sich ein solches Treffen vorstellen zu können, soll nun exemplarisch der Ablauf einer idealtypischen Sitzung beschrieben werden.

Wie bereits erwähnt, wird zur vereinbarten Zeit pünktlich begonnen. Nach der Begrüßung wird der Ablauf des Nachmittags besprochen. Zwei SupervisorInnen können ihren Fall vorstellen. Es wird grob festgesetzt, wie lange für den ersten Fall, für die Pause, den anschließenden zweiten Fall und am Schluß für Organisatorisches oder ‚Sonstiges‘ Zeit eingeplant werden muss. Im Anschluss daran wird geklärt, wer beginnt.

Bis spätestens eine Woche vor unserem Treffen haben die Teilnehmer die schriftlichen Unterlagen für die Sitzung erhalten. Meistens stehen für einen Fall ca. 1,5 Zeitstunden zur Verfügung. Wenn Schriftliches, also Tagebuchaufzeichnungen, Interviewausschnitte, Notizen aus der teilnehmenden Beobachtung, Briefe, Archivmaterial, Quellentexte, Bildunterschriften, vorhanden ist, hat die Person, die ihren Fall vorstellt, nur noch die Möglichkeit ein paar Sätze zum Geschriebenen hinzuzufügen. Dies dauert maximal 5-10 Minuten. Meistens sind dies kleine, jedoch wesentliche Ergänzungen oder Selbstbeobachtungen bezüglich einer weiteren Entwicklung. Bedeutsam ist hierbei, dass nochmals formuliert wird, was die Person bewegt, beschäftigt oder irritiert und was man sich von der Gruppe an Klärung wünscht. In dieser Vorrunde können noch direkt an den SupervisorInnen Verständnisfragen gerichtet werden. Der Supervisor kann auch noch darauf antworten. Im Unterschied zu vielen Seminaren eröffnet also nicht eine Person mit einem Referat das Treffen und beansprucht eine halbe Stunde, sondern der Vorstellende hat nur noch die Möglichkeit kurz zum Schriftlichen Erklärungen abzugeben; dann gehört der Raum den restlichen Teilnehmern. Hier beginnt nun die erste Runde.

In der ersten Runde werden Eindrücke gesammelt. Alle können sich daran beteiligen – ausgenommen jene Person, die vorstellt. Sie hat ab der ersten Runde die Rolle des Zuhörers und ist daher nicht mehr am Prozess beteiligt. Sie darf sich auch nicht mehr einmischen (Nonverbales kann natürlich nie ausgeschlossen werden), und sie muss es ertragen oder genießen, dass andere sich über sie als Person und über ihre Arbeit unterhalten. In der ersten Runde werden beispielsweise erste Assoziationen und Gefühle gesammelt, die man beim Lesen zuhause entwickelte oder nun bei den Einleitungsworten empfindet. Dabei können es Assoziationen zur Sprache sein, z.B. wie verständlich der Text erlebt wurde, es können aber auch Gefühle sein, welche sich beim ersten Lesen einstellten: z.B. Gefühle wie Ärger, Begeisterung, Mitleid, Ungeduld, Neid, Sichgehetzt-Fühlen. In der ersten Runde versucht die Gruppe diese Gefühle zu deu-

ten und zum Fall in Beziehung zu setzen. Müdigkeit kann für Ärger und Aggression stehen, Begeisterung beispielsweise für Identifikation, Gleichgültigkeit für die Beziehungslosigkeit zwischen Forscher und Beforschten etc.

Bei dieser ersten Runde wird meist ersichtlich, wie unterschiedlich die Gruppe den Text empfindet. Alle Aussagen der Gruppenteilnehmer werden anerkannt, egal wie widersprüchlich und unterschiedlich sich die Eindrücke präsentieren, denn sie ermöglichen verschiedene Verstehenszugänge und stellen den Fall im Ganzen dar. Immer wieder lassen sich jedoch getroffene Aussagen zu Strängen bündeln. Diesen wird in der zweiten Runde nachgegangen, ebenso den ungewöhnlichen oder für sich stehenden Aussagen, die keinerlei – so scheint es – Verbindung zu den anderen Aussagen aufkommen lassen. Es wird in der dritten Person geredet. Dabei beziehen sich die Einfälle meist auf die Forschungsperson und auf die Forschungsbeziehung und die dadurch ausgelösten Irritationen beim Leser. Die Gruppe tauscht ihre Erfahrungen aus und spricht über den Vorstellenden, aber nicht direkt mit ihm.

Dies war zu Beginn für die meisten Teilnehmenden gewöhnungsbedürftig, es erleichtert aber der vorstellenden Person, genau zuzuhören ohne direkt reagieren zu müssen; ebenso schafft dieses Vorgehen für die Gruppe eine Erleichterung, um ihre Gedanken und Assoziationen ungefiltert mitzuteilen. Im direkten Kontakt wäre man doch zu häufig versucht, sich für seine ‚abwegigen‘ Gedanken zu rechtfertigen, bzw. sich zu entschuldigen und bei der Person um Verständnis zu werben. Die Gruppe lässt sich von ihren Assoziationen und Gefühlen treiben. Die Gruppenleitung bringt verloren gegangene Gedanken wieder ins Spiel, erinnert an vorher Gesagtes und macht auf Widersprüchliches aufmerksam. Nach der ersten Runde ist sie bemüht, eine Zusammenfassung zu geben, um die alternativ zu verfolgenden Stränge hervorzuheben, die dann in der zweiten Runde näher betrachtet werden können.

Vor allem aber beobachtet und reflektiert die Supervisorin den Gruppenprozess. Dabei sind folgende Fragen entscheidend: Was spiegelt sich in der Gruppe wieder? Spiegelt sich im Gruppenprozess etwas vom Forschungsprozess wieder? Welche Rückschlüsse lassen sich damit auf die Forschung schließen? Welche Gegenübertragungen nimmt die vorstellende Person, die Gruppe und die Leitung bei sich wahr? Was lösen manche Gedanken aus? Welche Übertragungen und Gegenübertragungen können die Gruppenteilnehmer beobachten?

In der zweiten Runde einigt man sich auf einen Strang, der weiter verfolgt wird. Das kann die Forschungsbeziehung, die Interviewführung, allgemein irritierende Szenen, die historische Rekonstruktion oder die gesellschaftliche Ebene des Forschungsgegenstandes betreffen.

Bis dahin sind nun meist 1-1,5 Stunden vergangen und die Schlußrunde steht an. Es werden nochmals von den Gruppenteilnehmern die letzten Eindrücke gesammelt, dann gehört der vorstellenden Person die letzte Viertelstunde, um sich über die Sitzung zu äußern. Es geht dabei darum der Gruppe mitzuteilen, welche Stränge und welche Gedanken und Assoziationen hilfreich waren, welche auf Widerstand stießen, welche vielleicht auch Unverständnis weckten und an welchen Punkten man sich angesprochen und berührt fühlt und es lohnenswert wäre, weiter zu arbeiten. Damit ist die Supervision dieses Falles abgeschlossen.

### *Zur Forschungsbeziehung und Interviewführung*

Um die Praxis deutlicher zu machen, beschreibe ich zwei Segmente ausführlicher, die in den Supervisionen häufig Thema waren: die Forschungsbeziehung (die Entwicklung der Beziehung zwischen Forscher und Beforschten) und die Interviewführung als ein Beispiel für totes Material.

### *Zur Forschungsbeziehung*

Bei der Durchführung eines Interviews muss man sich als Forscher in seiner Rolle positionieren. Man wird bemüht sein, einen guten Kontakt herzustellen, um eine möglichst gute Interviewsituation zu schaffen und um somit an gute Ergebnisse zu kommen. Dies kann – muss natürlich nicht – dazu führen, dass man sich auf sein Gegenüber so einstellt, dass Übertragungen und Gegenübertragungen die Forschungsbeziehung maßgeblich beeinflussen. Bei entsprechender Reflexion kann dies für den Forschungsprozess sehr förderlich sein.<sup>18</sup>

Die Gegenübertragung, die durch die Übertragung des Beforschten auf den Forscher geweckt wird, sowie deren Analyse werden zur wichtigsten Informationsquelle über die unbewussten Phantasien des Beforschten. Es muss aber auch davon ausgegangen werden, dass der Forscher seinerseits Übertragungen macht und seine Beziehungserfahrungen reinszeniert. Somit gestaltet er unbewusst die Beziehung durch seine eigenen projektiven Prozesse mit: seine Phantasien, Ängste und Bedürfnisse werden wirksam. Man könnte sagen, dass sich

<sup>18</sup> In der Therapie gilt die Vorstellung eines unbeteiligten Therapeuten als überholt. Für das Gelingen der Therapie ist die Analyse der Gegenübertragung, d.h. der ausgelösten unbewussten Regungen und Phantasien des Therapeuten entscheidend – wie auch in der ethnopschoanalytischen Supervision die Irritationen und Gefühle der Teilnehmenden Schlüssel sein können und sie genauso ihrer Gegenübertragung erliegen wie der Therapeut.

damit Übertragung als zirkulärer Prozess vollzieht. Erkennen ist somit ein interpretativer Vorgang, in den frühere Beziehungserfahrungen mit einfließen.<sup>19</sup>

Einige Beispiele, in denen gerade das Phänomen Übertragung-Gegenübertragung in der Forschungsbeziehung deutlich wird:

Eine junge Interviewerin befragt einen noblen, smarten älteren Mann. Ihr Umgang miteinander hat Flirtcharakter. Damit meint sie, die nötige Nähe und Vertrautheit zu schaffen, die ihrer Einschätzung nach für die Interviewsituation notwendig ist. Dass sie in der Gegenübertragung (könnte auch bei jemandem anderen die Übertragung sein) gehandelt hat, ist ihr nicht bewusst. Der Mann – so stellte sich in der Fallbesprechung in der Supervision heraus – löst bei der Supervisorin aus, sich nett zu verhalten, etwas zu kokettieren etc. Unbewusst scheint sie zu spüren, dass – wenn sie gute Ergebnisse erzielen will – sie so am ehesten einen Kontakt herstellen kann und er auf diese Art ‚einsteigt‘, denn: sie will etwas von ihm. Der Mann hat gegenüber der Forscherin einen jovialen Gesprächsstil, ihm scheint dieser Umgang zu gefallen. Wäre der Interviewerin die eigene Kontaktaufnahme und Beziehungsgestaltung deutlich, müssten ihr auch frühere Beziehungserfahrungen zumindest bewusst sein. Im besten Fall leuchtet nun die Supervisionsgruppe diese Kontaktaufnahme aus und fragt nach, was diese Form der Kommunikation ermöglicht, aber auch verhindert haben kann.

Zum Beispiel: Welche Fragen wurden nicht gestellt? Welche Verhaltensweisen hätten dem smarten alten Mann nicht gefallen? Wo profitiert sie von diesem Verhalten und der Beziehungsgestaltung? Welche Auswirkungen hat die Form des Kontakts nicht nur für die Interviewsituation, sondern auch später in der Auswertung und Deutung des Interviews?

Ein weiteres Beispiel: Eine Interviewerin befragt eine etwa gleichaltrige Frau, die jedoch nicht wie die Interviewerin studiert hat, sondern eine Ausbildung besitzt und daher möglicherweise sehr ambivalente Gefühle gegenüber ihrer Interviewerin verspürt. Wenn die Interviewerin die Konkurrenz und eventuell auch Gefühle von Neid bemerkt, kann sie im Interview darauf reagieren – bestenfalls. Bemerkt sie es nicht, wird sie in ihrer Gegenübertragung mit Verhaltensweisen reagieren, die sie aus ihrem Alltag in Konkurrenz- und Neidsituationen kennt. Die Gesprächssituation wird somit sehr davon geprägt sein, ebenso die Interviewsituation und deren Ergebnisse. Diesen Vorgang rückblickend zu deuten, kann manche Antworten in ein völlig anderes Licht und Verhältnis setzen.

Oder die Interviewerin, die in ihrer Interviewpartnerin Ähnlichkeiten mit ihrer Mutter unbewusst spürt und entsprechend gereizt auf das etwas rechthaberische

<sup>19</sup> Ergänzend s.u. das Konzept von Übertragung und Gegenübertragung.

und besserwisserische Verhalten reagiert. Vielleicht empfindet sie dabei Aggressionen und reagiert diese dadurch aus, dass sie die Befragte unterbricht, bzw. abrupt das Thema wechselt, obwohl die Befragte am Erzählen ist. So gestaltet die Forschungsbeziehung maßgeblich die Interviewführung.

#### Zur Interviewführung

Bei der Betrachtung der Interviewführung war es besonders aufschlussreich, den Anfang, die Mitte und den Schluß eines geführten Interviews zu beleuchten. Der Anfang sagt etwas darüber aus, wie Kontakt aufgenommen wurde, die Mitte zeigt eher den Gesprächsfluss und -stil und das Ende verdeutlicht, wie sich der Kontakt bis dorthin entwickelt hat und wie er beendet wurde. Insgesamt kann dann das Augenmerk auf die verwendete Sprache gerichtet werden: Verstehen sich Interviewer und der Interviewte? Wenn nicht, warum? Welche Umstände verhindern ein besseres Gespräch?

Interessant ist das Gesprächsverhalten. Es ist auffallend, an welchen Stellen der Interviewer nachfragt und an welchen Stellen nicht nachgefragt wird, obwohl man als Leser den Eindruck hat, hier müßte dringend nachgehakt werden. Dabei kann es sich um Tabus handeln, häufiger jedoch geht es um Unsicherheiten und Irritationen im Kontakt. Unsicherheiten und Irritationen führen dazu, dass nicht mehr nachgefragt wird, man im Extremfall verstummt, und damit das Gespräch und den Gesprächsverlauf an entscheidenden Stellen aus der Hand gibt. Hier kann Supervision sehr hilfreich sein. In der Bearbeitung des eigenen Falles in der Gruppe kann man von den Eindrücken der anderen viel über das eigene Verhalten profitieren (Fremdeinschätzung) und lernt sich selbst dadurch besser kennen (Selbsteinschätzung). Meistens sind diese Blockaden oder Kontaktsperren unbewusst und können erst über ein Bewusstmachen verrückt oder sogar aufgehoben werden. Dies sind innere Prozesse, die Zeit brauchen und sich meistens nicht durch eine Fallbearbeitung auflösen.

Für die Deutung sind auch alle Reaktionen von Ungeduld und Aggression im weitesten Sinne aufschlußreich. Ihre Formen sind vielfältig: Sie können sich äußern in Unterbrechungen von seiten des Interviewers, in herablassenden Fragen, im Schweigen gegenüber des Beforschten, an Stellen, an denen man eigentlich eine Antwort erwarten würde.

Es ist immer wieder erstaunlich zu sehen, wie sehr man als Interviewer ein Gespräch lenkt. Normalerweise nimmt man an, dass in einem eher narrativ angelegten Interview der Erzähler lenkt und leitet. Unbewusst findet jedoch durch jede Reaktion des Interviewers eine Steuerung statt. Jede Verhaltensweise hat

einen Mitteilungscharakter. Also auch das Schweigen teilt dem Gesprächspartner etwas mit, besonders wenn er vielleicht auf eine bestätigende Reaktion wartet, kann Schweigen irritieren oder unbewusst auch aggressive Stimmungen erzeugen. Wie subtil auch der Interviewer auf der unbewussten Ebene das Gespräch lenkt, wird durch die Analyse in der Gruppe, in der alle Teilnehmer sich mit ihren Assoziationen äußern, erst ersichtlich.

## Ausblick und Resümee

Im Laufe des knapp zwei Jahre dauernden Supervisionsprozesses konnten viele Erfahrungen gesammelt werden. Hier soll kurz die Quintessenz dargestellt werden:

### – Eine geschlossene Gruppe

Es ist sinnvoll mit einer geschlossenen Gruppe zu arbeiten. Es war für alle Gruppenmitglieder erfahrbar, wie sehr jeder Wechsel in der Gruppe spürbar ist und die Zusammenarbeit verändert. So sehr auch die Gruppenmitglieder durch die universitäre Struktur an Flexibilität gewohnt sind, so sehr machte ihnen doch der Wechsel in der Zusammensetzung der Supervisionsgruppe zu schaffen. Dies war und ist eine wichtige Lernerfahrung.

### – Struktur und Dynamik

Eine wichtige Erfahrung für die Teilnehmenden war die Tatsache, dass sie sich bei großer Strukturierung meinerseits sicher fühlten und bei geringerer Strukturierung eine höhere Dynamik in der Supervisionsgruppe entstand und dies Angst machte. Für mich war dabei interessant, in der Kontrollsupervision meine Gegenübertragungsgefühle zu reflektieren und mich zu fragen, an welchen Punkten ich der Gruppe und somit auch mir gerne Sicherheit geben möchte, und an welchen Punkten ich mehr zulasse und in Folge dessen weniger strukturiere. Das Bedürfnis nach Sicherheit korrespondierte mit dem jeweiligen Fall, der vorgetragen wurde.

### – Subjektivität

Je deutlicher Subjektivität erkennbar ist, desto mehr eignet sich das Material zur Supervision. Da es von allen Beteiligten als Experiment angesehen wurde, unterschiedliche Materialien auf ihre Eignung für eine Supervision zu testen, entstand eine breite Palette: Interviews oder Interviewausschnitte, Aufzeich-

nungen aus dem Forschungstagebuch oder aus der teilnehmenden Beobachtung, historisches Material (z.B. Quellentexte, Briefwechsel), literarisches Material und mündliche Erzählung.

### – Historisches Material

Nicht verschwiegen werden sollen auch die Schwierigkeiten, die sich beim Arbeiten ergaben. Die Gruppe ließ sich mehrmals auf Experimente ein. So wurde unter anderem versucht, mit historischem Material zu arbeiten. Der Anspruch, auch historisches Material zu supervidieren, konnte nur punktuell eingelöst werden. Zu schwierig erschien es beispielsweise, in der Supervisionsgruppe mit Archivmaterial zu arbeiten. Die geringe Subjektivität, die das Material zuläßt und der minimale Zugang zur Subjektivität der Forschenden wurde hierbei von allen als Hindernis betrachtet. Während die Reaktionen der Gruppe sich bei Interviews und Feldnotizen auf die Interaktion des Forschers mit dem Feld beziehen, kann dies bei Archivmaterialien nur sehr vermittelt stattfinden.

### – Subjektive und emotionale Reflexivität

Gruppen, in denen gemeinsam reflektiert und nachgedacht wird, existieren in verschiedenen Formen an der Universität, insbesondere am LUI. Dabei handelt es sich jedoch um eine wissenschaftliche Reflexion. Eine andere Form der Reflexion stellt die Supervision dar. Bei ihr geht es nicht um wissenschaftliche Reflexion, sondern um subjektive und emotionale Reflexivität. Diese kann der wissenschaftlichen Reflexion zugute kommen, sie muss aber erlernt werden. Diese Form wird an der Universität nicht gelernt. Ich meine sogar, dass sie unterdrückt wird. Aus diesem Grund ist es meines Erachtens auch notwendig, dass diese Form der Reflexion von einer Person geleitet wird, die das Handwerk ‚Supervision‘ erlernt hat und damit arbeitet. Zudem ist eine von außen hinzukommende Person weniger in die universitäre Struktur verstrickt und hat daher einen ‚neutraleren‘ Blick.

Ob Supervision ein geeignetes Instrument ist, um die eigene Forschung reflexiver zu gestalten und die Professionalität im Umgang mit der Feldforschung zu erhöhen, müssen andere beurteilen. Mein Eindruck war, dass die Teilnehmenden davon profitieren konnten. Auf jeden Fall konnten sie mit Hilfe der Supervision immer wieder die Erfahrung machen, dass das Unbewusste unbestechlich ist.



- Freud, Anna: Das Ich und die Abwehrmechanismen. Frankfurt a. M. 1984.
- Leuschner, Gerhard: Einführung in die theoretischen Schwerpunkte unseres Supervisionkonzepts. F.I.S., Fortbildungsinstitut für Supervision e.V. unv. Manuskript.
- Mentzos, Siegfried: Interpersonale und institutionelle Abwehr. Frankfurt a.M. 1988.
- Mertens, Wolfgang (Hg.): Psychoanalytische Grundbegriffe: ein Kompendium. Weinheim 1998.
- Nadig, Maya: Die verborgene Kultur der Frau. Ethnopschoanalytische Gespräche mit Bäuerinnen in Mexiko. Frankfurt a.M. 1986.
- Reichmayr, Johannes: Einführung in die Ethnopschoanalyse. Geschichte, Theorien und Methoden. Frankfurt a.M. 1995.
- Roth, Jörg K.: Die Balintgruppe: Ein Klassiker der Supervision und Beratung. In: Gerhard Fatzer (Hg.): Supervision und Beratung: ein Handbuch. Köln 1990.
- Schallehn-Melchert, Elke: Rollengebundene Abwehr. Das psychoanalytische Abwehrkonzept in der Supervision. In: FORUM Supervision 12 (1998).
- Warneken, Bernd Jürgen/Andreas Wittel: Die neue Angst vor dem Feld. Ethnographisches research up am Beispiel der Unternehmensforschung. In: Zeitschrift für Volkskunde 93 (1997) 1, S. 1-16.

„Vat is all zis poetic business?“<sup>1</sup>

## Poetische Sinnkonstruktionen als Gedächtnisstrategie im Feld deutschen und jüdischen Erinnerns

Seit Auschwitz – Hut ab vor diesem Jahrhundert – ist nichts mehr unmöglich. Auch Gedichte nicht.

Richard Exner<sup>2</sup>

Von Auschwitz, dem deutschen Vernichtungslager der Nazis in Polen, wird hier nicht die Rede sein<sup>3</sup>. Diejenigen deutschsprachigen jüdischen Londoner, die ich seit 1997 näher kennengelernt habe, und auf deren Erzählungen ich mich beziehe, waren nicht dort. Sie sind wie der größte Teil der jüdischen Flüchtlinge in Großbritannien aus Deutschland, Österreich und den deutschsprachigen Teilen der Tschechoslowakei schon vor Kriegsbeginn emigriert<sup>4</sup>. Ihre Nachkommen definieren sich als zweite Generation gerade dadurch, daß sie damals nicht „dort“ waren – weder in Auschwitz noch überhaupt auf dem von den Nazis kontrollierten Kontinent.<sup>5</sup> Das bedeutet nicht, daß der Schatten der Vernichtungslager nicht bis London und bis in die historischen Identitäten der zweiten oder dritten Generation nach der Verfolgung reicht. Ausgelöst von der harmlosen Frage nach meiner Familie, sitzt er sozusagen mit am Mittagstisch, an den mich die Eltern meiner Forschungskollegin und Gewährsperson Monica Lowenberg eingeladen haben. Das vertraute Vesper mit Brot und Aufschnitt, das die Mutter, eine nichtjüdische Deutsche, hergerichtet hatte, die bei aller Freundlichkeit spürbare Aggressivität des Vaters, der mit einem Kindertransport in den 30er Jahren nach England gekommen war<sup>6</sup>, die Blicke der Tochter,

- <sup>1</sup> Dank an Monica Lowenberg für dieses Zitat einschließlich einer Einführung in die deutsch-englische Orthographie.
- <sup>2</sup> Richard Exner: On the Limits of Knowing the Holocaust. University of California at Santa Barbara, 1974, S. 34.
- <sup>3</sup> Genauigkeit im Gebrauch der Auschwitz-Metapher fordert Norbert Reck. Vgl. ders.: Im Angesicht der Zeugen. Eine Theologie nach Auschwitz. Mainz 1998.
- <sup>4</sup> Nur wenige Auschwitz-Überlebende kamen nach 1945 nach Großbritannien, für DPs war es von anderen Gründen abgesehen auch einfacher, nach Israel oder in die USA zu emigrieren. In London suchten sie sich tendenziell andere Treffpunkte als die bereits etablierten Emigrantenzirkel, z.B. das Holocaust Survivor Center.
- <sup>5</sup> Wobei es auch hier Zwischen-Identitäten gibt, etwa in der Generation der mit dem Kindertransport Gekommenen, die zu jung für eine Sozialisierung im Herkunftsland waren, obwohl sie noch „dort“ geboren sind.

die mir sagen: „So ist es eben, mach dir nichts draus“, der deutsche Akzent bei der Eltern verwiesen nur zu deutlich auf den Hintergrund, vor dem ich die Frage zu beantworten versuchte. Zudem wußte ich, daß der Vater meiner Kollegin es auch nach über 50 Jahren nicht aufgegeben hatte, nach seinem in Auschwitz verschollenen Bruder zu suchen. Für die Familie ist die greifbare Präsenz des Wissens um Auschwitz Normalität, für mich nicht. Das Mittagessen mit ihnen war für mich etwas Kostbares, das Wahrnehmendürfen der Familienkonflikte nicht nur „forschungsrelevant“, sondern auch emotional berührend – denn auch meine historische Identität überschneidet sich mit dem kollektiven Gedächtnis über „Auschwitz“, wenn auch in einer anderen Version: nicht so sehr als „Erinnerung an den Holocaust“, mehr als „Erinnerung an den deutschen Faschismus“. Wie dieser Eindruck der Kostbarkeit – nicht das Naheliegendste, wenn es um Spätfolgen des Holocaust geht – zustandekommt, wie verschiedene Versionen kollektiven Gedächtnisses miteinander interagieren, welche Fallstricke das emotionale Sich-Einlassen auf ein Forschungsfeld die Beteiligten ins Stolpern bringen können, und welchen Sinn das Ganze für die Forschung haben kann, sind die Fragen, denen ich mich hier nähern will.

Thema meiner ethnographischen Forschung in London ist das kollektive Gedächtnis der „Continental Britons“<sup>7</sup> und ihrer Nachkommen in London. Dieser Begriff beschreibt vielleicht am besten diejenigen Londoner, die als Juden und Jüdinnen aus Deutschland, Österreich und den deutschsprachigen Teilen der damaligen Tschechoslowakei emigrieren mußten, um der Verfolgung durch die Nazis zu entgehen. Ihre Nachkommen beschreibt der Begriff schon nicht mehr; diejenigen, die in Großbritannien aufgewachsen sind, verstehen sich zumeist als britisch ohne Bindestrich.<sup>8</sup> Zur Selbstbeschreibung hat sich die aus den USA übernommene Formulierung „Second Generation“ eingebürgert<sup>9</sup>, vielleicht kein Zufall im multikulturellen London, wo so viele EinwanderInnen verschiedener Generationen und aus vielen Teilen der Welt leben.

Methodisch beziehe ich mich auf einen offenen, perspektivischen und dynamischen Ansatz, wie ihn Katharina Eisch in ihrer Ethnographie des bayrisch-

<sup>6</sup> Knapp 10000 nach Nazidefinition jüdischen Kindern erlaubte die britische Regierung zwischen November 1938 und September 1939 die Einreise nach Großbritannien, für ihren Unterhalt garantierten v.a. jüdische Hilfsorganisationen. Vgl. Barry Turner: ... and the policeman smiled. 10.000 children escape from nazi Europe. London 1990; Rebekka Göpfert: Der jüdische Kindertransport von Deutschland nach England 1938/39. Geschichte und Erinnerung. Frankfurt a. M./New York 1999.

<sup>7</sup> Vgl. Marion Berghahn: Continental Britons. German-Jewish Refugees from Nazi Germany. Oxford/Hamburg/New York 1988. (1. Aufl.: German-Jewish Refugees in England. The Ambiguities of Assimilation. London 1984.)

<sup>8</sup> Identitäten mit Bindestrich wären etwa Black-British, Asian-British oder auch Anglo-Jewish. In den Unterlagen zum britischen Census 2001 werden erstere allerdings ohne Bindestrich geschrieben.

<sup>9</sup> Vgl. Helen Epstein: Die Kinder des Holocaust. Gespräche mit Söhnen und Töchtern von Überlebenden. München 1990 (engl. Erstausgabe 1979).

böhmischen Grenzraum entwickelt hat. Sie empfiehlt einen schweifenden, nicht eingegrenzten Blick, der den Verweisungen des Feldes zu folgen vermag. Diese Herangehensweise vertraut darauf, daß „der Forschungsprozeß die Struktur und die Dynamik des Forschungsfelds spiegeln“ kann.<sup>10</sup> In diesem Beitrag wollte ich vorführen, wie sich aus scheinbarer Ziellosigkeit eine dem Feld entsprechende Fragestellung kristallisiert, und Irritationen oder Mißverständnisse als Schlüssel zu Analyse und weiteren Fragen benutzen<sup>11</sup>. Aus Fallbeispiel und Analyse sollte ein Text entstehen, der die „Poesie des Feldes“, die faszinierende Dynamik gegenseitiger Bedeutungskonstruktionen durchscheinen läßt, ohne Widersprüche und Konflikte glattzubügeln.

## Mitgebrachtes

Um es vorwegzunehmen: Aus dem wissenschaftlichen Beitrag, der „eine emotional bestimmte Nachdenklichkeit anstoßen sollte“<sup>12</sup>, ist nichts geworden. Die Interaktion der nichtjüdischen Forscherin aus Deutschland mit dem über mehrere Generationen ausgebreiteten Erinnerungsnetzwerk, gewoben aus Emigration, Britishness und deutschem Akzent, deutscher Hochkultur, „typisch jüdischem“ Essen wie Pfeffernüsse und Käsekuchen, Londoner Identität mit Handy und Laptop vor einem deutschsprachig-jüdischen Familienhintergrund, der in die Welt der 20er Jahre zurückverweist, hat sich jedoch in unerwarteter Weise zu einem intensiven Dialog entwickelt, der hier unter dem Aspekt der poetischen Gedächtnisstrategie als Werkstattbericht behandelt wird.

Als Feldforscherin bin ich selbst aktiver Teil der Gedächtnisproduktion. Ich beteilige mich an Diskussionen und Veranstaltungen, führe Gespräche, halte Vorträge, werde als „die junge Deutsche“ auf ein Podium eingeladen, konkurriere um Arbeitsstellen im deutschjüdischen Feld, in Forschungs- und Ausstellungsprojekten, Konferenzen, oder der Wiener Library.<sup>13</sup> Meine Sozialisation in Deutschland und eine politisch verstandene historische Positionierung als En-

<sup>10</sup> Katharina Eisch: Grenze. Eine Ethnographie des bayerisch-böhmischen Grenzraums. München 1996, S. 67-81; hier: S. 78.

<sup>11</sup> Klaus Schönberger, Elisabeth Timm und, methodisch gesehen, auch Susanne Spülbeck zeigen dies in diesem Band.

<sup>12</sup> Utz Jeggel: Judendörfer in Württemberg (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 90).<sup>2</sup>Tübingen 1999, S. 337.

<sup>13</sup> Die Wiener Library (URL: <http://www.wienerlibrary.co.uk>) ist eine wissenschaftliche Spezialbibliothek mit den Schwerpunktthemen Nationalsozialismus, Antisemitismus, Emigration und deutsches Judentum. Die Sammlung wurde von ihrem Gründer Alfred Wiener 1939 nach London gebracht, wo sie bis heute ein Treffpunkt deutschjüdischer Emigranten ist. Vgl. Ben Barkow: Alfred Wiener and The Making of the Holocaust Library. London 1997.

kelin „ganz normaler Deutscher waren eine wichtige Motivation für die Wahl des Forschungsfeldes“<sup>14</sup>, und in meiner Selbstdarstellung im Feld sind sie vielleicht präsenter als die akademische Identität, wobei auch diese durch das Studium am Ludwig-Uhland-Institut einen starken Bezug zum „Umgang mit Nationalsozialismus“ hat. Arbeiten wie das Projekt „Nationalsozialismus im Landkreis Tübingen. Eine Heimatkunde“ oder die Magisterarbeiten von Franziska Becker und Joachim Schlör sind nicht nur wissenschaftliche Studien, sondern in Themenwahl und Fragestellung auch Zeitdokumente<sup>15</sup>.

Stärker als mir anfangs bewußt war, hat dieser scheinbare Nebenaspekt Begegnungen, Fragestellungen und Arbeitsblockaden strukturiert. Ich gehöre zu jener Generation nachgeborener, politisch engagierter Deutscher, die Joachim Schlör in einem kurzen Beitrag beschreibt<sup>16</sup>: Geschichtswerkstättenarbeit, Gedenkstättenarbeit, NS-bezogene Lokalpolitik, Aktion Sühnezeichen, Friedensbewegung, Demos gegen alte und neue Nazis, Reinhard Kühnls Faschismustheorien lesen, mit geradezu missionarischer Überzeugung aus der Geschichte lernen wollen. Begegnungen mit ehemaligen Dachau-Häftlingen in der KZ-Gedenkstätte Dachau haben mich ehrlich beeindruckt, und manche habe ich ungefragt als spirituell/politische Grobeltern adoptiert. Wenn der Schwur von Buchenwald zitiert wurde – „Nie wieder Faschismus! Nie wieder Krieg!“, bekam ich eine Gänsehaut. Mit adoleszenter Rührung habe ich sämtliche jiddischen Lieder auf der in den 70er Jahren weitverbreiteten Schallplatte der Folkgruppe „Zupfgeigenhansl“ auswendig gelernt. Volker von Törnes Gedicht „Gedanken im Mai“ jagt mir noch immer Schauer die Wirbelsäule entlang: „Ich rede von mir: Volker von Törne, geboren/ Im vierunddreissigsten Jahr des zwanzigsten Jahrhunderts/ Als meine Genossen schon kämpften gegen die Mörder/ Die mich aufzogen als ihresgleichen/ Nach ihrem Bilde/ (...) und schuldig war ich/ Am Tod jedes Menschen, ahnunglos atmend/ Unter den Galgenästen Süßduftender Linden.“<sup>17</sup>

Vor dem Hintergrund dieser spezifischen, aber nicht nur individuellen historischen Positionierung ist es vielleicht nicht verwunderlich, daß ich zielstrebig

<sup>14</sup> Marion Berghahn, ebenfalls Forscherin aus Deutschland, die Ende der 80er Jahre Interviews mit „Continental Britons“ geführt hat, betont in ihrem Vorwort das Gegenteil – für sie hatte die deutsche Herkunft nichts mit dem gewählten Forschungsthema zu tun. Vgl. Marion Berghahn: *Continental Britons*, 1988.

<sup>15</sup> Vgl. Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen, Projektgruppe „Heimatkunde des Nationalsozialismus“: *Nationalsozialismus im Landkreis Tübingen. Eine Heimatkunde*. Tübingen 1988; Franziska Becker: *Gewalt und Gedächtnis. Erinnerungen an die nationalsozialistische Verfolgung einer jüdischen Landgemeinde*. Göttingen 1994; Joachim Schlör: „In einer Nazi-Welt lässt sich nicht leben“. Tübingen 1991.

<sup>16</sup> Vgl. Joachim Schlör: Über einige Schwierigkeiten beim Schreiben über jüdische Geschichte. In: *Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Magazin für Mitglieder* (1998) 1, S. 24f.

<sup>17</sup> Volker von Törne: *Im Lande Vogelfrei. Gesammelte Gedichte*. Berlin 1984, S. 168.

in sämtliche Fallen getreten bin, die Feldforschung im allgemeinen und deutsch-jüdische Begegnung im besonderen bereitstellt: Exotisierung und Idealisierung des „Anderen“, Identifikation mit dem „Opfer“ in Interaktionen, Gefühlen oder Träumen, und schließlich rigide Abwehr und ein temporärer Rückzug aus dem Feld. Jede Entwicklung stellte vorhergehende Gewißheiten in Frage und führte zu neuen Arbeitshypothesen – aber die Forschung gestaltete sich auch als Balanceakt zwischen Trauer und Kitsch, Empathie und Distanzierung.

## Poetische Sinnkonstruktionen im sozialen Prozeß der Gedächtnisproduktion – eine Arbeitshypothese

Trotz der zum Schlagwort gewordenen Aussage Adornos, nach Auschwitz könne man keine Gedichte mehr schreiben<sup>18</sup>, fehlt es nicht an Versuchen von jüdischer und nicht-jüdischer Seite, von KZ-Überlebenden, Emigrierten und Zurückgekehrten, von Zeitzeugen und Nachgeborenen, nicht nur das Thema der Vernichtungslager selbst, sondern auch die Emigration literarisch und künstlerisch zu bearbeiten.<sup>19</sup> Seit den 90er Jahren etabliert sich ein Genre der „Holocaust-Filme“. Am bekanntesten sind bislang Spielbergs „Schindlers Liste“ und Benignis „Das Leben ist schön“. Ähnlich wie die Fernsehserie „Holocaust“ in Deutschland zu einer Zunahme an Gedenkaktivitäten geführt hat, so markiert in Großbritannien das Erscheinen von „Schindlers Liste“ im Jahr 1994 eine Ausdehnung des Holocaust-Erinnerungsfeldes.<sup>20</sup>

In beiden Kinofilmen ist eine „poetische Sinnkonstruktion“ wahrzunehmen, der Versuch, vor dem unerträglichen Hintergrund von Auschwitz eine Narration zu konstruieren, mit der sich leben läßt. Bei Schindlers Liste scheint auch die Filmproduktion selbst einen Anklang an diesen Modus gehabt zu haben. Der Amerikaner Spielberg, aufgewachsen in einem Umfeld von europäisch-jüdischen KZ-Überlebenden, sagte angeblich über seine Arbeit: „Ich habe geweint bei den Dreharbeiten, geweint jeden Tag.“<sup>21</sup> In einer Analyse über Authentizität und Fiktion in Spielbergs Hollywoodfilm wird auf die kathartische Wirkung der letztendlich versöhnlichen Story verwiesen, die an manchen Stellen zur Steige-

<sup>18</sup> Theodor W. Adorno: *Negative Dialektik*. Frankfurt/Main 1992, S. 359.

<sup>19</sup> Zum Schreiben in der und über die Emigration vgl. etwa Charmian Brinson/Richard Dove/Anthony Grenville u.a. (Hg.): *Keine Klage über England. Deutsche und österreichische Exilerfahrungen in Großbritannien 1933-1945*. München 1998.

<sup>20</sup> Zum Beispiel durch die Einführung einer Lehrinheit über den Holocaust in die nationalen Lehrpläne, die Einführung mehrerer Magisterkurse im Bereich „Holocaust Studies“, und die im Jahr 2000 eröffnete Holocaust-Ausstellung im Imperial War Museum. Vgl. dazu Anne Karpf: *The War After. Living with the Holocaust*. London 2007, S. 208.

<sup>21</sup> Peter W. Engelmeier: *100 Jahre Kino. Die großen Filme*. Augsburg 1994, S. 633.

nung der Sentimentalität von der Wirklichkeit abweicht.<sup>22</sup> Der schmale Grat zwischen Darstellung von Realität und Gefühlsduselei wird als „wunder Punkt“ kommentiert: „Denn wer spürt da nicht den Kloß im Hals, wenn Oskar Schindler am Ende seiner guten Taten schluchzend zusammenbricht... Hat man nicht ein paar Jahre zuvor, bei E.T.'s herzerreißendem Abschied von seinen irdischen Freunden, ähnlich geweint?“<sup>23</sup> Geweint wurde dann auch in den europäischen und amerikanischen Kinosälen. Es wäre zu differenzieren, wer da geweint hat. Der deutschjüdische Londoner, der mit der Begründung „it is too close to the bone“ gar nicht erst hinging, steht mit dieser Entscheidung gewiss nicht allein.

Versuchsweise möchte ich diese gerührten Reaktionen auf kulturindustrielle Repräsentationen als eine Praxis im Prozess der sozialen Produktion kollektiven Gedächtnisses begreifen, statt sie auf ein Hereinfallen auf das ‚Shoah Business‘ zu reduzieren. Um holocaustbezogene Tränen zu sehen, braucht man nicht unbedingt dorthin zu gehen, wo Hollywood auf der Emotionalisierungsklavatur spielt. Wer im Frühjahr 1997 das Londoner National Sound Archive (NSA) aufsuchte, konnte dort eine schniefende und schneuzende Forscherin beim Abhören deutschjüdischer Lebensgeschichten beobachten. Diese Interviews<sup>24</sup> sind keine im engeren Sinne poetischen Texte, sie beziehen sich in ihrer Form nicht auf den literaturwissenschaftlichen Diskurs, in dem der Begriff des Poetischen die bewußte, regelhafte Anwendung sprachlicher Mittel zur Hervorbringung einer sinnhaften Wirkung umfaßt. Doch auch in der aus Erinnerung und Erfahrung hervorgegangenen narrativen Konstruktionsleistung kommt es zu Verdichtungen, die eine poetische Qualität haben können. Unter einer poetischen Sinnkonstruktion soll hier die Ästhetisierung eines Objekts, einer Begegnung oder Situation verstanden werden; durch Weglassungen und neue Konnotationen wird ein Bild oder eine Narration konstruiert, die den Referenten in einen sinnhaften Kontext stellt und Emotionen einen Rahmen gibt. Marion Godfrey beispielsweise, deren Eltern beide vor den Nazis aus Deutschland geflohen waren, ergriff als logische Folge ihrer von den Eltern geförderten Zweisprachigkeit den Beruf einer Übersetzerin. Sie betrachtet diesen aus der Emigration der Eltern hervorgegangenen Vorteil als „a sort of poetic justice“.<sup>25</sup> An der aktiven Praxis des Sinnmachens ist auch die Rezipientin solcher Narrationen beteiligt, die ihre eigenen Assoziationen an den Text heranträgt und wei-

<sup>22</sup> Vgl. Johannes-Michael Noack: „Schindlers Liste“ – Authentizität und Fiktion in Spielbergs Film. Eine Analyse. Leipzig 1998, S. 87.

<sup>23</sup> Ebd. S. 86.

<sup>24</sup> Die Interviews sind Teil der 1988 begonnenen Sammlung „Living Memories of the Jewish Community“ innerhalb der von Paul Thompson gegründeten National Life Story Collection im National Sound Archive der British Library. Vgl. Paul Thompson: Sharing Oral History: Archives and New Technology. In: Communicating Experience. IX. International Oral History Conference. Göteborg 1996, S. 941-947.

<sup>25</sup> Marion Godfrey: It's good to talk. In: Second Generation Voices 8 (1998), S. 7.

terentwickelt: Auf der Rückfahrt von einem meiner Besuche im National Sound Archive „in der U-Bahn traf mich fast der Schlag. Gelbe Flecken auf den Reverts von Mänteln? Ein genauere Blick – es waren Daffodils, künstliche Osterlocken, die einen Moment lang wie Davidssterne aussahen. Diese Osterlocken sind Abzeichen dafür, daß man für irgendeine Charity gespendet hat, ich glaube, es ist der Marie Curie Fonds für Krebskranke“<sup>26</sup>. Noch deutlicher wird der dialogische Charakter poetischer Sinnkonstruktionen dann, wenn man den Begriff auch auf soziale Interaktionen bezieht, wie es der amerikanische Ethnologe Michael Herzfeld bei seiner Analyse von sozialen Inszenierungen in einem griechischen Dorf tut.<sup>27</sup>

Das Feld, in dem sich die soziale Konstruktion von kollektivem Gedächtnis über alles, was direkt oder indirekt mit der Vernichtungspolitik der Nazis zu tun hat, vollzieht, ist weitverzweigt und voller Widersprüche. Bezogen auf die Verfolgung der europäischen Juden dehnt es sich vom geographischen Ausgangsort in Deutschland mit seiner spezifischen und umstrittenen Gedächtniskultur in diejenigen Länder aus, in denen jüdische Emigranten und ihre Nachkommen leben. Es reicht von bildungspolitischen und kulturindustriellen Aktivitäten in Schulen, Museen und Kinos bis zum privaten Austausch am Küchentisch, findet therapeutische, politische, akademische oder künstlerische Ausdrucksformen. Bei Interaktionen in diesem Feld nehme ich – nicht immer, aber doch häufig genug – sowohl in Deutschland als auch in den deutschjüdischen Netzwerken in London, an mir selbst und bei anderen häufig eine emotionsgeladene, schwere Grundstimmung wahr. Über vielen Interaktionen liegt ausgesprochen oder unausgesprochen das Wissen um die Unwiderbringlichkeit des europäischen Judentums, wie es vor dem zweiten Weltkrieg existierte.

Ironische Distanzierung, Sachlichkeit, Aggressivität oder Humor sind einige Möglichkeiten, mit dieser Schwere umzugehen, ohne sie ignorieren zu müssen. Ein weiterer Modus ist das Hervorbringen von stimmigen, sinnhaften, quasi poetischen Bildern und Narrationen mit emotionalem Potential, die sich als ‚poetische Gedächtnisstrategie‘ formieren. Selbstredend ist dies bei weitem nicht die einzige kulturelle Form, in der Menschen mit der Konfrontation mit dem Holocaust umgehen und sich die Geschichte ihres Bezugs dazu erzählen. Die emotionalen Reaktionen auf die Konfrontation mit diesem Thema unterscheiden sich je nach historischer Identität in Bezug auf Auschwitz, nach persönlichen Erfahrungen und individuellen psychologischen Mustern. Doch wer Berührtheit, Trauer, Schockiertheit, Tränen zulassen kann, wer nicht zum eigenen Schutz mit einem Witz, einer Rationalisierung abwehrt, abwehren muß, kann mit einem Gefühl von Befriedigung belohnt werden. Die Unerträglichkeit des industriell organisierten Massenmordes kann zeitweise in eine vollständige,

<sup>26</sup> Feldtagebuch, 14.3.1997.

<sup>27</sup> Vgl. Michael Herzfeld: The Poetics of Manhood. Contest and Identity in a Cretan Mountain Village. Princeton 1985, S.10f.

versöhnliche Geschichte eingebunden werden, sei es im Rahmen organisierter Gedenk- oder Begegnungsveranstaltungen, sei es bei Interaktionen im privaten Raum.

Die ‚poetische Gedächtnisstrategie‘ wird (zu Recht) oft als befriedende Betroffenheitsrhetorik, als emotionale Erpressung, als Peinlichkeit oder als zynische Verharmlosung von Trauer, Schmerz oder Verletzung abgelehnt. ‚Mißtrauen als ethnographische Tugend‘<sup>28</sup> ist hier nicht nur gegenüber dem Feld, sondern auch gegenüber den eigenen Eindrücken angesagt. Trotzdem nimmt sie eine Funktion in der widersprüchlichen Konstruktion von kollektivem Gedächtnis zwischen persönlichem Erleben und öffentlichem Diskurs ein.

## Ein zeitverschobenes Rendezvous

Über den ersten Begegnungen, die ich ‚im Feld‘ erlebt habe, lag aus meiner Perspektive ein eigenartiger Zauber, den ich neben den auf Empfang gestellten Antennen der Feldforscherin auch auf die Konstellation deutsche Forscherin – Londoner deutschjüdisches Feld zurückführe und der zum Ausgangspunkt der Überlegungen zur poetischen Gedächtnisstrategie wurde. Ein Stipendium erlaubte es mir, mich nicht nur zeitlich, sondern auch emotional vollständig auf die Eindrücke einzulassen. So, wie Barbara Wittel-Fischer die Arbeitsweise in der Tübinger Supervisionsgruppe als Hören mit dem ‚dritten Ohr‘<sup>29</sup> beschreibt, wollte ich mich dem Forschungsfeld nähern. Alle Wahrnehmungen sollten zunächst die gleiche Wichtigkeit haben, entsprechend habe ich von Veranstaltungshinweisen der Jewish Book Week und Rundbriefen verschiedener deutschjüdischer Organisationen über private, förmliche und zufällige Begegnungen bis zu eigenen Assoziationen alles gesammelt, was mir in den Weg kam<sup>30</sup>. Meine Vorgabe war es, die Produktion von kollektivem Gedächtnis über die Emigration als einen gegenwärtigen Prozeß zu schildern, und dabei weder die Emigrierten selbst auf ihre Rolle als Zeitzeugen zu reduzieren, noch deren Nachkommen auf eine Rolle als Träger eines drückenden Vermächtnisses<sup>31</sup>. Doch diese Trennung zwischen gelebter Gegenwart und historischer Identität erwies sich als schwierig. In den Begegnungen mit ZeitzeugInnen und auch mit Angehörigen der zweiten Generation glitten gegenwärtige Realitäten, historische Identitäten und Zuweisungen immer wieder ineinander. So fragte eine Londoner Wienerin, die mich schon lange kennt, als ich sie endlich in ihrem Haus im Nordlondoner

<sup>28</sup> Jeggle 1999, Judendörfer in Württemberg, S. 331.

<sup>29</sup> Vgl. Barbara Wittel-Fischer in diesem Band: ‚Das Unbewußte ist unbestechlich‘.

<sup>30</sup> Zur Quellenvielfalt Eisch 1996, Grenze, S. 67.

<sup>31</sup> Vgl. dazu Dina Wardi: Memorial Candles: Children of the Holocaust. London 1992.

Stadtteil Hendon besuchte: ‚And where were you during the war?‘, um sich gleich darauf kopfschüttelnd zu verbessern: ‚I mean, your parents‘.<sup>32</sup>

So entstand auch bei meinem ersten Interview mit Walter K.<sup>33</sup>, der wie viele andere auf den Druck der SA hin sein Studium in Berlin abbrach, das Land verließ und über verschiedene Stationen schließlich nach London kam, eine seltsam zeitverschobene Atmosphäre, in der es mir vorkam, als werde der Dialog zwischen einer jüngeren Version meines Gesprächspartners und einer in die dreißiger oder vierziger Jahre versetzten Ausgabe meiner selbst geführt. Verschiedene Faktoren hatten eine Situation hervorgebracht, die zu einer quasi poetischen, d.h. hochgradig konstruierten Textualisierung einladen könnte: Von dem Apfelkuchen aus der nahegelegenen kontinentalen Konditorei, einem von vielen Emigranten favorisierten Treffpunkt, der sich als genau das richtige Mitbringsel herausstellte, über mein ungutes Gefühl an der Haustür – würde er deutsch oder englisch mit mir sprechen, würde ich ihn mit meiner in deutschem Akzent vorgebrachten Bitte zu erzählen nicht an alles erinnern, was ihm von Deutschen angetan wurde – bis hin zur Auflösung in einer intensiven Begegnung, in der 50 Jahre Altersunterschied und alles, was zwischen einem ‚deutschen Juden in der Emigration‘ und einer deutschen Nicht-Jüdin stehen könnte, in gegenseitigem Einverständnis aufgehoben wären (‚wir plaudern so nett...‘). Um die Erzählung noch mehr an die Kitsch-Grenze zu bringen, könnte erwähnt werden, dass er in seiner Lebensgeschichte immer wieder auf die innige Liebe zu seiner vor kurzem verstorbenen Frau zurückkam, und daß ich alles andere als unempfindlich für seinen altmodischen Charme war.

Erst im Rückblick kann ich die Faktoren, die mich in die beschriebene Stimmung versetzten, benennen. Zum einen war es mein eigenes Unbehagen mit der Rolle der sachlichen Forscherin – ist es nicht unmoralisch, sich mit den Lebens- und Leidensgeschichten anderer Menschen akademische Meriten sichern zu wollen? Noch dazu in der hochbesetzten Konstellation einer deutschen Nichtjüdin, die sich mit jüdischen Lebensgeschichten profiliert? So war ich nur zu bereit, jede andere Rolle, die mir angeboten würde, zu akzeptieren.

Bald nach dem herzlichen Empfang (‚Kommen Sie rein, kommen Sie rein! Wollen Sie Ihren Mantel hierhin hängen...‘) hatte ich das Gefühl, bei einem Rendezvous zu sein – und eben keinem ‚date‘. ‚Auschwitz‘ wischte er gleich zu Beginn mit einem Satz weg: ‚Ich hatte besonders nette Eltern, nette Geschwister, aber darüber will ich nicht reden.‘ Die Anrede mit Vorname und ‚Sie‘,

<sup>32</sup> Wir kennen uns vom Club 43, wo die allgemeine Sprachregelung englisch ist. Dies wurde im persönlichen Gespräch beibehalten.

<sup>33</sup> Interview vom 16.4.1997. Der Name ist anonymisiert, ebenso wurden aus Gründen der Diskretion einige persönliche Angaben geändert. Dadurch sind interessante Einzelheiten über Walter K.s Lebensgeschichte verlorengegangen. In den folgenden Überlegungen muss ich jedoch Beobachtungen erwähnen, die eine weitgehende Anonymisierung notwendig machen.

Formulierungen wie „ich habe hier einen liebenswürdigen, fabelhaften Empfang gehabt“, und die Komplimente in Vorkriegsberlinerisch „ich veranlasse jede Frau, ihre Brille abzusetzen“), vollkommen unakzeptabel von einem Gleichaltrigen, versetzten mich symbolisch in die Zeit „vorher“ – vor dem Krieg, vor dem Holocaust und damit in eine Gefühlslage, in der ich mit der Begegnung mit einem deutschjüdischen Emigranten umgehen konnte. Obwohl ich auf der rationalen Ebene niemals mit einer „Schuld“ deutscher Nachgeborener argumentieren würde, brauchte ich offensichtlich eine Begegnungsplattform, die das Wissen um Auschwitz für die Dauer der Begegnung neutralisieren würde. Entsprechend war das zeitverschobene Rendezvous ein Angebot, das ich gerne annahm, was ich durch Körpersprache, Lächeln, generell informelles Verhalten zum Ausdruck brachte. Und so, wie mein Interviewpartner seine Lebensgeschichte als Liebesgeschichte erzählte, habe ich auch die Begegnungen mit ihm und seine Geschichte als romantisch in Erinnerung behalten.

Um diese Übereinkunft aufrechtzuerhalten, mußte ich verschiedene Einzelheiten ausblenden oder rechtfertigen. Über die Beziehung zu seiner bewundernten und geliebten Frau sagte er etwa: „Sie wollte arbeiten gehen, aber ich habe sie nicht gelassen.“ Und: „Jeder Mann wollte sie haben, aber ich hab sie behalten. Sie wollte immer nur mich.“ Typisches Machoverhalten – der Mann besitzt die Frau, und ihr Wert steigt, wenn sie von vielen Männern begehrt wird? Ich zog es vor, mein Augenmerk auf Aussagen wie: „Ich habe immer gemacht, was sie wollte“ zu richten.

Die ‚poetische Sinnkonstruktion‘ setzte sich von meiner Seite nach dem Treffen fort. Im Feldtagebuch notierte ich: „Erst am Abend, als ich heimkomme, möchte ich weinen, werde traurig – das vertraute Gefühl von Schmerz, wenn ich daran denke, was die Nazis einschließlichs aller Indifferenten Leuten wie ihm angetan haben, die pure Hilflosigkeit, der unglaubliche Verlust [...]. Darüberhinaus die Traurigkeit darüber, daß er ein alter Mann ist und allein, dass er Antidepressiva nimmt, ohne die er ‚zugrunde ginge‘, wie er sagte.“

Hinweise auf den Alltag eines einsamen alten Mannes wie die Aluminiumverpackung von „Meals on Wheels“ auf dem Wohnzimmertisch habe ich ausgeklammert bzw. in die quasi poetische Sinnkonstruktion eingebaut. Es entstand eine Narration, die auf den ersten Blick weniger über seine Gründe für das Angebot eines ‚zeitverschobenen Rendezvous‘ aussagt, als über meine Gründe, es anzunehmen.

## Liebe und Tod

Man braucht keine radikale Feministin zu sein, um zu merken, daß der poetische Modus sich in diesem Fall um die Kategorie Geschlecht kristallisierte. Der von

beiden gepflegte Ton war unverbindlich werbend, beide nutzten typische Geschlechterrollen, um ihre Interessen zu befriedigen. Die Liebe zu seiner Frau war ein wiederkehrendes Thema in Walter K.s Lebensgeschichte, illustriert durch Schwarz-Weiß-Fotographien aus der Emigrationszeit in Frankreich, die er mir stolz zeigte: ein junges, übermütiges Paar auf einer Bank im Café, auf einer Wiese in den Pyrenäen. Als ich die Begegnung in meiner Phantasie (bei einem Spaziergang in der Sonne, in Hampstead Heath...) weiterspann, landete ich im Handumdrehen bei der Vorstellung einer Paarbeziehung. Der Gedanke ist nicht so absurd, wie es scheinen mag, und entspringt nicht nur der sentimental Phantasie einer überdrehten Forscherin, auch wenn sich der Topos der ‚Versöhnung durch Paarbeziehungen‘ hier auf eine poetische Sinnkonstruktion meinerseits beschränkte.

Ein weiteres Beispiel aus meinen Forschungsnotizen für diesen Topos im deutsch-jüdischen Erinnerungsfeld ist ein lakonischer Kommentar eines britischen Freundes mit deutsch-jüdischem Familienhintergrund: Als ich eines Abends, noch ganz am Anfang der ersten Feldforschungsphase, voller Begeisterung von der Begegnung mit einem Mann erzählte, den ich gerade in der Bibliothek kennengelernt hatte, wo er nach Informationen über das Schicksal seiner deutsch-jüdischen Großeltern suchte, stellte er, wissend und trocken, fest: „You could easily have married this man“. Die psychologische Literatur führt einen Teil der Anziehung in gemischten Paarbeziehungen zwischen deutsch-nichtjüdischen und jüdischen Partnern auf die gegenseitige Befriedigung spezifischer psychologischer Bedürfnisse zurück: „Each spouse finds his or her split-off aspects in the other, thus both sides of the split, e.g. aggressive/submissive, are represented in outward and visible form and in a more hidden form in the reverse order.“<sup>34</sup>

Das zweite wiederkehrende Thema, das die Intensität des ‚zeitverschobenen Rendezvous‘ für mich verstärkte, war der Tod. Die Trauer über den Tod der geliebten Ehefrau konnte im Rahmen der als Liebesgeschichte erzählten Biographie thematisiert werden. Der Verlust der ermordeten Eltern und Geschwister („ich bin der Einzige, der übriggeblieben ist“) dagegen wurde immer wieder mit einer leichten Bemerkung in den Hintergrund gedrängt, war aber dennoch auch für mich allgegenwärtig, wurde in meine poetische Sinnkonstruktion eingebaut und verlieh der Begegnung einen zusätzlichen tragischen Aspekt. Ich konnte mir der brutal abgerissenen Lebensläufe bewußt sein, ohne daß das Bild einer „schönen“ Begegnung gestört worden wäre.

<sup>34</sup> John Byng-Hall: Family myths used as defence in conjoint family therapy. In: British Journal of Medical Psychology 46 (1973), S. 239-250; hier: S. 241. Vgl. auch Gabriele Rosenthal/Petra Jordans/Bettina Völter: Surviving together and living apart in Israel and West Germany: The Genzor family. In: Gabriele Rosenthal (Hg.): The Holocaust in Three Generations. Families of Victims and Perpetrators of the Nazi Regime. London 1998, S. 32-51; hier: S. 45-48.

Als drittes zentrales Thema in Walter K's Lebensgeschichte muß die aktive Lebensbewältigung zumindest genannt werden. Sie stellt neben vielen anderen eine wichtige Gedächtnisstrategie unter den einstigen Flüchtlingen, oder wie manche sich nennen, Immigranten, in London dar. Da ich mich hier jedoch auf die ‚poetische Gedächtnisstrategie‘ konzentriere, soll dies nur als einer der Aspekte benannt werden, die bei meiner Konstruktion einer stimmigen Narration in den Hintergrund rückten.

Für Walter K. muß die poetische Gedächtnisstrategie jedoch andere Funktionen erfüllt und andere Konstruktionsanstrengungen erfordert haben, als für mich. Einen Schlüssel dazu fand ich ein Jahr nach der beschriebenen Begegnung bei seiner Beerdigung auf dem jüdischen Friedhof im Norden von London. In der Totenrede sprach der Rabbiner von den Verdiensten des Verstorbenen – neben den wissenschaftlichen Meriten nannte er die zahlreichen lebensgeschichtlichen (Video-)Interviews, die Walter K. gegeben hatte – für die Spielberg Foundation, für den Educational Trust, für die Medien. Meine Begleiterinnen, eine jüdisch und aus Deutschland, die andere armenisch und aus dem Libanon, fanden es seltsam, daß Walter K. eine Feuerbestattung bekam – höchst ungewöhnlich für eine jüdische Beerdigung. Wer mein romantisierendes Erinnerungsbild jedoch nicht nur rational, sondern auch emotional zurechtrückte, war sein Sohn. Etwas in seinem Verhalten legte für mich die Vermutung nahe, daß er auch unabhängig von dem plötzlichen Tod des Vaters psychisch nicht gerade stabil war. Ich habe den Sohn nicht wiedergetroffen, aber das Interview mit seinem Walter K. nochmals durchgelesen – und fand zahlreiche Hinweise, die mein rundes Bild von seiner Lebensgeschichte in Frage stellten. Wenn der Sohn erwähnt wird, dann als Problem in Randbemerkungen – er hat keine Frau gefunden, er hat Probleme, er war auf finanzielle Unterstützung des Vaters angewiesen. An manchen Stellen ist eine Konkurrenz des besitzergreifend-liebenden Ehemannes zum Kind spürbar. Ich konnte nun die gleichsam poetische Form, die Walter K. gewählt hat, um sein Leben möglicherweise nicht nur mir und anderen InterviewerInnen, sondern auch sich selbst zu erzählen, als Strategie sehen. Mit Blick auf die zahlreichen neueren Publikationen über die Traumatisierung der zweiten Generation ist denkbar, daß diese Strategie, sein Leben in der Narration ‚heile‘ zu machen, auf Kosten des Sohnes ging.<sup>35</sup>

Über den Umweg meiner eigenen Verzauberung, meinem Einlassen auf die ‚poetische Gedächtnisstrategie‘, die ich mit tatkräftiger Hilfe der Tübinger Supervisionsgruppe<sup>36</sup> wahrgenommen habe, ist mir klargeworden, daß auch mein

<sup>35</sup> Darüber gibt es mittlerweile zahlreiche Publikationen, die sich allerdings weitgehend auf die Nachkommen von Überlebenden der Konzentrationslager, und zumeist auf den israelischen oder US-amerikanischen Kontext beziehen. Vgl. etwa John Lemberger (Hg.): *A Global Perspective on Working with Holocaust Survivors and the Second Generation*. JDC-Brookdale Institute of Gerontology and Human Development 1995.

Interviewpartner bewußt oder unbewußt ein Ziel verfolgt hat. Indem er mich mit der gleichen flirtenden Leichtigkeit behandelte wie andere junge Frauen in seinem Bekanntenkreis, sorgte er dafür, daß die Interviewnachmittage für ihn nicht zu bedrückend wurden. Die Begegnung war zwar einerseits von einer Bereitschaft, sich zu öffnen, gekennzeichnet, andererseits hat Walter K. deutliche Grenzen gezogen: Über Eltern und Geschwister würde er nicht reden. So diente die Nähe, die im Rendezvous entstand, gleichzeitig als Distanzierung.

## Heilmachen und Ausagieren

Das Bedürfnis, etwas heilzumachen, wie unmöglich und aussichtslos das auch sein mag, ist ein Topos in der Gedächtnisproduktion unter den Nachkommen von jüdischen Emigranten nicht nur im Verhältnis zu ihren Eltern<sup>37</sup>, der auf andere Weise auch in Deutschland präsent ist, etwa im Freiwilligenkonzept der Aktion Sühnezeichen-Friedensdienste. Dieser Topos kann zwischen Nachkommen von beiden Seiten eine spezifische Dynamik in Gang bringen.<sup>38</sup> Während der Feldforschung waren entsprechende Interaktionen nicht nur von mir initiiert, sondern wurden auch an mich herangetragen: Nach der Jahreshauptversammlung des Second Generation Networks<sup>39</sup> kam ich mit einer Frau ins Gespräch, die während des Treffens darauf insistiert hatte, über die Perspektive von Täterkindern zu reden. Es dauerte nicht lange, bis wir herausfanden, daß sowohl ihre als auch meine Familie aus Nordböhmen kommen, sie sogar die Stadt kannte, in der meine Großmutter lebte. Nun sind solche Begegnungen nichts Seltenes – einmal war ich dabei, wie zwei befreundete Bekannte feststellten, daß ihre Urgroßeltern aus dem gleichen Dorf in der Tschechoslowakei kamen. Möglicherweise ist die Fähigkeit, innerhalb kürzester Zeit persönliche Beziehungen und gemeinsame Bekannte in allen Ecken der Welt ausfindig zu machen, eine kulturelle Praxis, die sich in einer Diaspora-Situation ganz logisch entwickelt. Trotz dieser Rationalisierung meinerseits entstand in der obengenannten Gesprächssituation ein Augenblick des Schweigens und Einander-Ansehens, den mein Gegenüber damit auflöste, daß sie sagte: „Give me a hug“. Worauf ich einging und damit fast wider Willen die oft geschmähte und von meinen rationaleren Teilen selbstverständlich als deutsche Unanständigkeit eingeordnete

<sup>36</sup> Sitzung vom 5.6.98. Dank an alle TeilnehmerInnen!

<sup>37</sup> Vgl. Karpf 1997, *The War After*, S. 52. Sie spricht von ihrer „compulsion to repair“ in der Beziehung zu ihren Eltern – nicht als poetische Gedächtnisstrategie, sondern als durchaus bedrückende Verhaltensweise.

<sup>38</sup> Vgl. Björn Krondorfer: *Remembrance and Reconciliation. Encounters between Young Jews and Germans*. Yale University Press 1995.

<sup>39</sup> Feldtagebuch, 4.3.2001.

Absolution einkassierte. Peinlich? Oder Bestandteil der ‚poetischen Gedächtnisstrategie‘ als ein kulturelles Muster, in dem ein hilfloses und fast aggressives Bedürfnis von beiden Seiten, etwas heilzumachen, seinen Ausdruck findet?

Solche fast rollenspielartigen Interaktionen mit Nachkommen von deutschen Juden habe ich in ganz unterschiedlichen Settings erlebt. Es scheint ein wechselseitiges Bedürfnis zu geben, sich nicht nur selbst historisch zu verorten, sondern auch diesen imaginären Ort durch die Begegnung mit der jeweils anderen Seite zu vervollständigen. „Nachkommen“ werden dann zu Projektionsflächen, die allerdings kollektives Gedächtnis oder tradierte Erinnerungen nicht wie ein Spiegel zurückwerfen, sondern eher wie ein Prisma brechen, weil ja die mitgebrachten Gedächtnisdiskurse in England und Deutschland, unter Juden und Nichtjuden, Verfolgten, Verfolgern und Mitläufern unterschiedliche sind.

Der oben erwähnte Bibliotheksbesucher hat mich öfters auf Streifzüge durch die Seitenstraßen zwischen Soho und Holborn mitgenommen, mir die Buchläden und Antiquariate gezeigt, mich auf Conway Hall am Red Lion's Square als einen Treffpunkt der Londoner linken Szene hingewiesen, und meistens endete dieses Flanieren mit einer Tasse Kaffee in einem der viel zu engen Cafés hinter dem British Museum. Philip Kuhn ist nicht nur Londoner und Schriftsteller, sondern auch der Enkel eines koscheren Metzgers in Bamberg. Trotz der Gegenwärtigkeit der Geographie hat an diesen Nachmittagen die Vergangenheit überhand genommen – die Geschichte von der Deportation des süddeutschen Metzgers und seiner Frau nach Riga, erzählt vom Enkel, der, wäre er nur 20 Jahre früher geboren, kein Brite, sondern Deutscher gewesen wäre. Die Briefe, die seine Großeltern aus Deutschland bis 1942 an seinen Vater in London und den Onkel in den Vereinigten Staaten schrieben, müsste er sich dann nicht übersetzen lassen. Allerdings wären seine Chancen, zu überleben, eher gering gewesen, vielleicht hätte er, wie sein Vater, einen Platz in einem der Kindertransporte nach England bekommen, vielleicht auch nicht. Ich dagegen wäre aller Wahrscheinlichkeit nach im Hinblick auf meine bürgerlich-, unpolitische Familie begeistertes Jungmädchen mit Zöpfen gewesen. Diese Rahmung der Begegnung kam nicht unbedingt von mir – mein Gesprächspartner sprach von seiner Fantasie, den „grandson of the man who pulled the trigger“ zu treffen, und davon, daß er sich nie überlegt hatte, daß der grandson auch eine granddaughter sein könnte.

Diese Geschichte zeigt nicht nur, wie sehr die Wahrnehmung der Forscherin von ihrer eigenen Innenwelt bestimmt war. Mehr als die detaillierten Rekonstruktionen seiner Familiengeschichte haben mich die nicht minder detaillierten Fragen meines Gegenübers nach meinem eigenen Familienhintergrund aus der Bahn geworfen. Mein mitgebrachter Erinnerungsmodus, der sich immer im politischen Feld bewegte, hatte hier keine Bedeutung. In einer von Neugier und gegenseitiger Sympathie gekennzeichneten Situation konnte ich mich auf die angedeutete Parallelisierung des Enkels mit dem Großvater, der Enkelin mit dem „man who pulled the trigger“ einlassen – unabhängig davon, daß meine

Großväter Ende 1941 nicht an einem Transport nach Riga beteiligt waren. Es wurde eine gemeinsame ‚poetische Gedächtnisstrategie‘ möglich, bei der die Wut des jüdischen Nachgeborenen und das schuldlos-schuldige Unbehagen der Deutschen in einem intensiven Miteinander zwar nicht aufgearbeitet, aber für einen Moment aufgehoben waren. Ich lernte einen familienbezogenen Erinnerungsmodus kennen, der einen zentralen Aspekt der Gedächtnisproduktion in den mehr oder weniger deutschjüdischen Netzwerken in London darstellt.<sup>40</sup>

Die Art und Weise, wie ich Philip Kuhn hier in einem Was-wäre-wenn-Modus vorgestellt habe, ist eine Weiterführung dessen, wie er sich selbst in die Erzählung über seinen Vater und Großvater hineinerzählt hat. In einer schriftlichen Ausarbeitung über die Vorgänge in Bamberg nach dem Novemberpogrom 1938 macht er dies noch deutlicher. In der Rekonstruktion dessen, was seine Familie in dieser Zeit erlebt hat, entscheidet er sich bewußt für eine Textualisierungsform, in der er selbst, vermittelt durch Formulierungen wie „my father“, „my father's mother“, „my father's two maternal uncles“ ständig als Figur präsent ist: „Because my relationship to the Nazi Genocide must always be mediated through my relationship to my father and to his tragic story, this fragment of his story can never simply be a representation of an already absent reality.“<sup>41</sup>

Neben unvermittelten Umarmungen, Sympathie oder Neugier sind es manchmal auch Tränen, die poetische Gedächtniskonstruktionen hervorbringen. Viele Interviews in der Sammlung des NSA werden an einer Stelle von der lakonischen Bemerkung „interviewee too agitated to continue“ unterbrochen. Der professionelle Rahmen schuf hier wie auch bei den Video-Interviews der Spielberg-Foundation eine Sondersituation, in der alltägliche Gedächtnisstrategien teilweise außer Kraft gesetzt waren und auch über Schmerzhaftes gesprochen werden durfte. Ich habe bei meinen eigenen Interviews immer versucht, diesen Moment zu vermeiden, schon vorher zu fragen aufgehört, wahrscheinlich, weil mir nichts Besseres eingefallen wäre, als mitzuweinen – was auch vorkam, mehr oder weniger verstohlen. Solche Emotionen zu zeigen, ist ein unberechenbares Risiko für beide Seiten. Vor allem ist nicht abzusehen, in welche Abgründe es die Befragten stürzt, wenn Tränen plötzlich zugelassen und akzeptiert werden, und ob die Interviewerin in der Lage ist, die von ihr bestärkte Emo-

<sup>40</sup> Wobei zu erwähnen ist, daß ein familienbezogener Modus nicht gleichzusetzen ist mit einer Identifizierung wie in der beschriebenen Situation: „It is a pointless exercise to put myself into my parents' or my grandparents' continental-sized shoes in the 1930's.“ In: Katherine Klinger: We had the Experience but Missed the Meaning. Second Generation Voices 15 (2000), S. 5f.; hier: S. 5. Katherine Klinger insistierte aber in einem Interview auch auf die Wichtigkeit der Familienbeziehungen: Auch die Nachkommen der Täter und Mitläufer sollten sich mit ihren Eltern und Großeltern auseinandersetzen.

<sup>41</sup> Philip Kuhn: Phantoms in the Family History. In: Second Generation Voices 8 (1998), S. 9-13; hier: S. 10.



tionalität aufzufangen. Außerdem konstituiert gemeinsames Weinen eine Nähe, die berechnete Erwartungen auf eine Umdefinierung der Forschungsbeziehung in eine soziale Beziehung weckt.

Vielleicht sind solche Überlegungen der Grund dafür, daß mein eigener hilfloser Tränenfluß sich weitgehend auf anonyme Orte beschränkt(e) – Gedenkstätten, das National Sound Archive, Hampstead Heath, wo es mehr als eine Parkbank gibt, die jemandem mit deutschem Namen und den „passenden“ Daten gewidmet ist. Solche Orte schaffen eine Distanz, die es möglich macht, die Emotionen, mögen sie nun „echt“ oder „unecht“, Trauer oder Kitsch sein, zuzulassen. Als Ausdruck von Trauer, Empathie und der Realisierung von Unwiderbringlichkeit nehme ich diese Tränen ernst – oder, wie die eingangs vorgestellte Monica Lowenberg in einer Diskussion zum Thema zuspitzte: „It’s the researchers who don’t cry who really worry me!“<sup>42</sup>. Mit Angehörigen der zweiten Generation interpretiere ich sie als beidseitige Versuche, die Kluft zwischen den jeweiligen Eltern- und Großelterngenerationen symbolisch und durch vielleicht auch kitschige Bedeutungskonstruktionen zu überbrücken. Doch Tränen sind auch ein Tabu, nicht nur ein Signifikant für Intensität, sondern auch Ausdruck schwerer psychologischer Krisen, die nicht in einer poetischen Bedeutungskonstruktion aufgehoben werden können. Die (oft berechnete) Angst vor Tränen ist möglicherweise ein Faktor in der ‚Konspiration des Schweigens‘, das im Fall der deutschjüdischen Emigration so lange über Holocaust-Erfahrungen lag und für viele noch immer liegt.<sup>43</sup> Von der Leiterin eines Day Centers der Association of Jewish Refugees from Germany and Austria wurde ich explizit angewiesen, bei meinen Gesprächen vorsichtig zu sein: „Don’t talk about the Holocaust. It upsets them.“<sup>44</sup> Beim Mittagessen versuchte ich also, im Gespräch mit älteren Leuten aus Deutschland, Österreich und der Tschechoslowakei, alle als jüdische Flüchtlinge nach England gekommen, den Holocaust nicht zu erwähnen, also auch nichts, was damit zu tun hatte – die Emigration, das Leben in den Herkunftsstädten. Ob es an meiner Gegenwart lag, daß genau dies Thema der lebhaften Konversation wurde, kann ich nicht abschätzen. Jedenfalls befand ich mich zwischen zwei Verschwörungen: Der Verschwörung des Schweigens und der Verschwörung der Mittagsgäste, die jedesmal, wenn eine der freiwilligen Helferinnen vorbeikam, schnell das Thema wechselten.

<sup>42</sup> Telefonat 23.3.01

<sup>43</sup> So sagt etwa Elisabeth Maxwell, die Gründerin der Organisation „Remembering for the Future“ über ihren verstorbenen jüdischen Mann, den Medienzar Robert Maxwell: „He never talked about the Holocaust. (...) Towards the end of his life, Bob talked more about it but every time he started, he burst into tears. In: Second Generation Voices 14 (2000), S.11.

<sup>44</sup> Feldtagebuch, 21.4.1998.

## Einschränkungen

Für diejenigen LeserInnen, denen es jetzt endgültig zu viel wird mit dem Innerlichkeitsgefasel: Gegen Sentimentalität gibt es deutliche Abwehr, und oft ist sie eine direkte Reaktion auf die Zumutung der Tränen, des Betroffenseinsollens. Als unterdrückte Reaktion auf das Leiden der Eltern wird in der therapeutischen Literatur über die Traumatisierung von Angehörigen der zweiten Generation häufig „anger“ erwähnt, der auch bei Tagungen im deutschjüdischen Erinnerungsfeld oft zum Ausdruck kommt. Im September 1999 fand in Wien unter dem Titel „The Presence of the Absence“ eine Internationale Holocaust Konferenz „for Eyewitnesses and Descendants of ‚both sides‘“ statt, die vom Londoner „Second Generation Trust“ und der Wiener „Arche“ organisiert war. Dort hatte die Tagungsleitung mit den bitteren Beschwerden von Angehörigen der Zweiten Generation aus England umzugehen, die empört waren über die Zumutung, die Vorträge in deutscher Sprache hören zu müssen. Obwohl für alle Veranstaltungen Simultanübersetzungsanlagen oder bereitwillige ÜbersetzerInnen bereitstanden, gab es eine wütende Auseinandersetzung, die sich nicht leicht beschwichtigen ließ.<sup>45</sup> Ärger kam auch in der Diskussion über die Tagung „Remembering for the Future“ (London und Oxford) zum Ausdruck. Mit über 200 Workshops und Vorträgen war sie eines der großen Ereignisse in der deutschjüdischen Erinnerungslandschaft. Eingeladen waren alle, die als Kinder oder Erwachsene der Verfolgung durch die Nazis ausgesetzt waren, und ihre Nachkommen, sowie „partisans“ und „rescuers“. 600 TeilnehmerInnen und Vortragende aus 35 Ländern nahmen teil. Die Tagung hatte zugleich den Charakter einer akademischen Veranstaltung, einer Gedenkveranstaltung, einer Ehrung der Überlebenden und einer Art Familientreffen. Es gab viele unerwartete Wiedersehen, etwa von Leuten, die sich seit dem Kindertransport vor über 60 Jahren nicht mehr gesehen hatten, und es gab Reibungen innerhalb der nach nationalem Kontext, persönlicher Verfolgungserfahrung, Verhältnis zum Jüdischsein und Generation aufgesplitterten Vielzahl von Erinnerungsmodi und Gedächtnisstrategien.<sup>46</sup>

Während des gemeinsamen koscheren Mittagessens im großen Saal des Royal National Hotel wurden zwei Reden gehalten – eine vom Chief Rabbi von Israel, Rabbi Lau, die andere von der amerikanischen Soziologin Deborah Lipstadt<sup>47</sup> über ihren erfolgreichen Prozess gegen den Holocaust-Leugner David Ir-

<sup>45</sup> Vgl. Supervisionstext vom 9.12.99.

<sup>46</sup> Vgl. Berichte und Einschätzungen der Tagung in Second Generation Voices 15 (2000). Katherine Klinger: We Had the Experience but Missed the Meaning, S. 5f. Anne Karpf: Mass Emigration to that Foreign Country, the Past, S. 6f.; Monica Lowenberg: I should have Gone to Guernsey and Three Wise Sayings from Epicurus, S. 3f. In Second Generation Voices 16 (2001) setzt sich die Diskussion fort: Elisabeth Zetter, Née Carosso: Remembering for the Future 2000 – Another View, S. 7f.; George Halasz: My Pilgrimage to the Exile of Silence, S. 8f.

ving. Katherine Klinger, Londonerin mit österreichisch-jüdischem Familienhintergrund, verzichtete lieber auf ihr Mittagessen, als gleichzeitig zu essen und Leuten beim Reden über den Holocaust zuzuhören: „Personally, I don't think the two activities go appropriately together.“<sup>48</sup> Monica Lowenberg hat es trotzdem versucht:

„Lunch, delicious, sitting next to friends and family: very Epicurean, but rather difficult to digest when as one tries to munch through the fish and salad, the Chief Rabbi of Israel gives graphic accounts of those who were murdered, whose eyes fell out – eyes that started to slowly resemble the inoffensive lychees in the fruit salad bowls. One either had two options: chomp through the meal and not listen to the rabbi, or listen to the rabbi and find oneself unable to eat. Talking to friends of discussing the morning talks was out of the question: we were to listen, we were to be fed a diet of Holocaust.“<sup>49</sup>

Ihre Empörung richtete sich gegen die Manipulierung ihrer Gefühle: „I heard horror stories that made me cry to then hear them trivialised with platitudes and gross generalisations that then made me feel angry in having been manipulated to respond emotively.“

Das Mißtrauen gegenüber allzu einfachen symbolischen Interpretationen teilt die Londoner, Schriftstellerin und Journalistin Anne Karpf, deren Eltern Überlebende aus Polen sind.<sup>50</sup> Sie bringt ein juckendes, mehr als lästiges Exzem, das sich an ihrem Unterarm entwickelte, in Verbindung mit ihrer Wut, die aus Rücksicht gegenüber den Eltern nie gezeigt werden durfte. Eine enge Freundin schlägt ihr eine quasi poetische, wenn auch gruselige Interpretation vor: Ob das Exzem nicht an genau der gleichen Stelle liege wie die Nummer, die ihrer Mutter in Auschwitz eintätowiert worden sei? Anne Karpf lehnt ab. Ihr scheint diese krude Symbolhaftigkeit wie ein Versuch, ihre eigene, dürftige Trostlosigkeit durch den Bezug auf die so viel schwerwiegendere ihrer Mutter mit historischem Gewicht auszustatten.<sup>51</sup> Mit ihrer Mutter, die das in „Schindlers Liste“ beschriebene Konzentrationslager Plaszow überlebt hat, teilte sie „anger“ als Reaktion auf den Film – Wut darüber, daß mit einem Schlag die Schlüsselmythologien ihrer Kindheit nach jahrzehntelangem Ignorieren Allgemeingut wurden. Ihre Mutter überprüfte konzentriert die Authentizität des Films.<sup>52</sup> Das

<sup>47</sup> Vgl. Deborah Lipstadt: *Denying the Holocaust. The Growing Assault on Truth and Memory.* London 1994.

<sup>48</sup> Klinger 2000, *We had the Experience*, S. 5.

<sup>49</sup> Lowenberg 2000, *I Should Have Gone To Guernsey*, S. 4.

<sup>50</sup> Diese und andere Gemeinsamkeiten sollen nicht über die Unterschiedlichkeit der historischen Identitäten von Nachkommen von Überlebenden der Vernichtungslager und Nachkommen von Emigranten, die rechtzeitig entkamen, hinwegtäuschen.

<sup>51</sup> Anne Karpf: *The War After.* 1997, S. 106.

Bestehen auf Detailgenauigkeit, fast wie in einem Gerichtsverfahren, ist eine Gedächtnisstrategie, derer sich viele KZ-Überlebende bedienen.

Eine weitere Umgangsweise mit der Last der Erinnerung, der eigenen Beschädigung und zugleich eine Gedächtnisstrategie mit poetischem Potential ist Humor. Mit selbstironischer Überspitzung erklärte mir einer aus der Zweiten Generation, zu der Veranstaltung zum Thema Second Generation am kommenden Sonntag würden nur Verrückte kommen: „One half are nutters and the other half is not coming.“<sup>53</sup> Man lacht eben trotzdem. In einem Gespräch mit einem Freund ging es darum, daß viele Kinder von Überlebenden den Namen eines ermordeten Familienmitglieds tragen. Als Ältester bekam er den Namen des Großvaters. Das nächste Kind sollte nach der Großmutter heißen. Aber es wurde ein Junge – der dann eben eine möglichst naheliegende männliche Form des großmütterlichen Namens bekam. Kommentar: „I had a hard time to come to terms with my grandfather, but imagine him!“ In dem winzigen Scherz war die ganze herzerreissende Geschichte von der ermordeten Großmutter aufgehoben, ohne daß wir auf die leichte Stimmung des als „Freizeit“ geplanten Nachmittags verzichten mußten.<sup>54</sup>

Ein anderes Beispiel zeigt noch deutlicher, wie Humor als Gedächtnisstrategie eingesetzt werden kann: Bei der Feier zum 60. Jahrestag der von deutschen, nach England emigrierten Juden gegründeten Belsize Square Synagoge wurde ein Kabarett aufgeführt, in dem die jüngeren Leute Emigrantengeschichten spielten. Der Witz dabei war der „very zick german accent“. Und bei einem Abendessen mit Leuten vom Second Generation Network entwickelte sich auf einmal ein fulminanter Sprachabschlag in perfektem „Emigranto“. Der „zick accent“, den so viele Emigranten beibehalten haben, wurde zu einem liebevollwitzigen Wortspiel, das in einer zutreffenden Zusammenfassung ihrer Anpassungsbemühungen gipfelte: „Ve are more English zan ze English.“<sup>55</sup>

## Textualisierungsklappen

Die oben beschriebene Poetisierung von Begegnungen im Forschungsfeld hat in der Situation selbst ihre Funktion und ihre Ehrlichkeit. Ich war offen für Projektionen, die aus dem Feld an mich herangetragen wurden und konnte viele meiner eigenen Vorannahmen als Projektionen erkennen – und „das Feld“ hat mir auch beigebracht, mich zu distanzieren. Ich habe es zugelassen, daß zwischen „dem Feld“ und mir selbst eine Dynamik entstand, die auf bestehende Zu-

<sup>52</sup> Ebd., S. 284f.

<sup>53</sup> Feldtagebuch, 4.3.2001.

<sup>54</sup> Feldtagebuch, 31.5.1997.

<sup>55</sup> Feldtagebuch, 4.3.2001.

schreibungen und Klischees zurückgriff. Libby Kerr, die diese Dynamik als Freundin und Supervisorin mit mir diskutierte, nannte die Rolle, die ich oft anahm, „the good aryan girl“. Für diese Figur gibt es im Feld offensichtlich Bedarf – den Vortrag der Passauer NS-Forscherin Anna Rosmus bei der bereits erwähnten Tagung in Wien, bei dem sie sich deutlich als aus dem gleichnamigen Film bekannte „schreckliche Mädchen“ präsentierte, nahm die jüdische Audienz mit Begeisterung auf. Der für mein Gefühl unerträglich kitschige Film stellte auch für eine Londoner Informantin die mit einem aus Reutlingen Kindertransport emigrierte, einen Rahmen zur Verfügung, in den sie mich einordnen konnte.

In der Londoner Supervisionsgruppe, die einschließlich der Supervisorin aus sechs Frauen besteht, die entweder einen deutschen, oder einen deutschjüdischen Familienhintergrund haben und zu entsprechenden Themen arbeiten, kam das Thema der Berührtheit immer wieder auf. Wir sind uns einig, daß sie als kulturelles Muster, als ein Versuch, mit der Erinnerung an den Holocaust auf der persönlich-emotionalen oder auch der öffentlichen Ebene umzugehen, ernstzunehmen ist, und zwar nicht nur im Forschungszusammenhang<sup>56</sup>. Trauer, auch wenn sie durch Begegnungen aus zweiter oder dritter Hand kommt, ist eine vernünftige psychologische Reaktion auf und ein legitimes kulturelles Erinnerungsmuster über einen verbrecherischen Genozid. „Berührtsein“ hat für unterschiedliche Gruppen und Individuen verschiedene Funktionen, über die ich heute nur spekulieren kann. Für manche in der zweiten Generation mag es ein Schritt sein auf dem Weg, mit der eigenen fragmentierten und traumatisierten historischen Identität umzugehen. Für manche der Continental Britons mag es eine Möglichkeit sein, sich die eigene Verletztheit zuzugestehen – wofür in den Jahrzehnten des Ankommens, Sich-Etablierens kaum Zeit war und auch wenig Bereitschaft, zuzuhören. Für Leute wie mich ist es ein Schritt auf dem Weg, deutsche Juden und ihre Nachkommen endlich nicht mehr auf den festgefühten Rahmen der Opferidentität zu reduzieren. Von diesem, eben oft poetisch konstruierten Raum, öffnen sich verschiedene Wege des Umgangs mit der Erinnerung an den Holocaust, die sich wie ein Netz über unterschiedlichste historische Positionen und Geographien spannt.

In der späteren Textualisierung jedoch kann sich dieser poetische Modus jedoch leicht in einen sentimentalischen Druck auf die Tränendrüse verwandeln, ein Glattstreichen der sozialen, politischen und psychologischen Unerträglichkeiten, die alles andere als schön sind. Daß Walter K. wie viele andere aufgrund von Einsamkeit, Trauer und der Last der Erinnerung auf Antidepressiva angewiesen ist, daß mit zunehmendem Alter immer mehr von den „Continental“ auf die Unterstützung von Organisationen wie der Association of Jewish Refugees angewiesen sind, daß die rechtlichen Prozeduren um Renten und Entschädigungen sich noch immer hinziehen, kann darüber leicht vergessen werden. Auch der

<sup>56</sup> Dank an alle Beteiligten.

Alltag der Gedächtnisproduktion läuft nicht ohne Konflikte innerhalb der Familien oder bei Tagungen, nicht ohne harte Konkurrenzen um Legitimität, Authentizität und Gelder im kulturpolitischen Feld der Holocaust-Erinnerung ab. Wer einen Einblick in die Realität von Überlebenden, Emigranten und deren Nachkommen bekommen will, darf die Konflikte und Aggressionen, die zu den Spätfolgen des NS-Genozids gehören, nicht übersehen.

Die historische Rekonstruktion des Emigrationsalltags im akademischen Feld, die Selbstbefragungen in Bezugsgruppen der zweiten Generation im therapeutischen Raum, die Entscheidung, einen helfenden Beruf im sozialen oder therapeutischen Bereich auszuüben, das Engagement in politischen Gruppen, die sich mit der Unterstützung von gegenwärtigen Flüchtlingen befassen, Versuche, Verbindungen zu Sinti und Roma als Verfolgten der Nazis herzustellen oder zu zweiten Generationen anderer Genozide, die Versuche, die Erkenntnisse über Spätfolgen von Folter und Verfolgung für gegenwärtig Verfolgte fruchtbar zu machen, oder die völlige Ignorierung des Familienhintergrunds sind höchst unterschiedliche und längst nicht alle möglichen Konsequenzen aus der Erinnerung. Keine davon vollzieht sich im luftleeren Raum. Ebenso wie „Umgang mit dem Nationalsozialismus“ in Deutschland spätestens seit 1995 eine Funktion in der politischen Repräsentation der Nation hat, so wird „memory of the Holocaust“ auch in Großbritannien zunehmend im nationalen Rahmen produziert – es gibt Geld für Studiengänge im Fach „Holocaust Education“, im Jahr 2001 wurde der 27. Januar zum ersten Mal auch von der britischen Regierung zum „Holocaust Day“ ausgerufen, und über Medien und Website wurden Bürgerinnen dazu aufgerufen, Gedenkveranstaltungen zu initiieren. Im Juni 2000 wurde die rund 13,2 Millionen Pfund teure Holocaust-Ausstellung im Imperial War Museum eröffnet. In diesem Sog, der zum Teil sicher auch von jüdischen Institutionen und Emigranten selbst hervorgebracht wurde, finden die schwierigen Verhandlungen auf der lokalen, familiären und persönlichen Ebene statt – in mancher Weise profitieren sie davon, aber als „Perspektiven von unten“ müssen sie sich auch gegen eine allzu glatte Repräsentation behaupten.

Was in der „poetischen Wahrnehmung“ trotz allem Schmerz naheliegender erscheint – ein wie auch immer gemeintes „nie wieder“ – gestaltet sich im öffentlichen Raum widersprüchlich. Die Vorstellungen verschiedener Gruppen über das „Lernen aus der Geschichte“ sind höchst unterschiedlich. Während es etwa für den Second Generation Trust nur logisch erscheint, die von den Nazis verfolgten Roma in die Gedächtnisarbeit einzubeziehen, bedeutet eben dies für viele jüdische KZ-Überlebende eine Bedrohung der Anerkennung ihres eigenen Leidens und vielleicht auch einer jüdischen Identität. Während die subjektive Konstruiertheit von Erinnerung innerhalb der Oral History mittlerweile eine theoretische Grundannahme ist, bedeutet gerade dieser einfühlsame Zugang für manche Zeitzeugen eine Infragestellung ihrer Glaubwürdigkeit, und führt zu der Befürchtung, man spiele den Holocaust-Leugnern in die Hände. Viele Überle-

bende, die auch politisch verfolgt waren, haben daraus die Konsequenz zu (bildungs)politischem Engagement gezogen, viele Angehörige der zweiten Generation arbeiten in helfenden Berufen. Für andere ist gerade diese Anforderung, nur wegen des Familienhintergrunds zu politischem oder sozialem Engagement verpflichtet zu sein, nicht akzeptabel und eine Belastung, von der man sich befreien möchte. Die mittlerweile auch in Großbritannien angelaufene Betroffenheitsmaschinerie redet zwar viel von „Lernen aus der Vergangenheit“, aber wenig über eine Gegenwart, in der die europäischen Regierungen die Einwanderung nach Schengen-Europa fast unmöglich machen. Der amerikanische Historiker Peter Novick<sup>57</sup> hält es schlicht für absurd, ausgerechnet aus dem Holocaust lernen zu wollen.

Aus dem Gewirr von persönlichem Leiden, historisch vermittelter Trauer und psychologischer Beschädigung, von Lebensentscheidungen und öffentlicher Artikulation, von lokal verorteten Forschungs- und Ausstellungsprojekten, vom Diskurs um jüdische Identitäten, nationalen Selbstdarstellungen, des internationalen Holocaust-Konferenzkarussells und der Holocaust-Kulturindustrie, von unterschiedlichen generationellen Positionierungen und politischen Überzeugungen entwickelt sich in einem konflikt- und begebnungsreichen Prozess das Muster eines kollektiven Gedächtnisses.

#### LITERATUR

- Adorno, Theodor W.: Negative Dialektik. Frankfurt/Main 1992.  
 Byng-Hall, John: Family myths used as defence in conjoint family therapy. In: *British Journal of Medical Psychology* 46 (1973), S. 239-250.  
 Barkow, Ben: Alfred Wiener and The Making of the Holocaust Library. London 1997.  
 Becker, Franziska: Gewalt und Gedächtnis. Erinnerungen an die nationalsozialistische Verfolgung einer jüdischen Landgemeinde. Göttingen 1994.  
 Berghahn, Marion: Continental Britons. German-Jewish Refugees from Nazi Germany. Oxford/Hamburg/New York 1988. (1. Aufl.: German-Jewish Refugees in England. The Ambiguities of Assimilation. London 1984.)  
 Brinson, Charmian/Richard Dove/Anthony Grenville u.a. (Hg.): Keine Klage über England. Deutsche und österreichische Exilerfahrungen in Großbritannien 1933-1945. München 1998.  
 Eisch, Katharina: Grenze. Eine Ethnographie des bayerisch-böhmischen Grenzraums. München 1996.  
 Engelmeier, Peter W.: 100 Jahre Kino. Die großen Filme. Augsburg 1994.  
 Epstein, Helen: Die Kinder des Holocaust. Gespräche mit Söhnen und Töchtern von Überlebenden. München 1990 (engl. Erstausgabe 1979).  
 Exner, Richard: On the Limits of Knowing the Holocaust. Santa Barbara 1974.

<sup>57</sup> Vgl. Peter Novick: The Holocaust and Collective Memory. The American Experience. London 2001, S. 243.

- Göpfert, Rebekka: Der jüdische Kindertransport von Deutschland nach England 1938/39. Geschichte und Erinnerung. Frankfurt am Main/New York 1999.  
 Herzfeld, Michael: The Poetics of Manhood. Contest and Identity in a Cretan Mountain Village. Princeton 1985.  
 Jeggel, Utz: Judendörfer in Württemberg (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 90). Tübingen 1999.  
 Karpf, Anne: The War After. Living with the Holocaust. London 1997.  
 Krondorfer, Björn: Remembrance and Reconciliation. Encounters between Young Jews and Germans. Yale University Press 1995.  
 Kuhn, Philip: Phantoms in the Family History. In: *Second Generation Voices* 8 (1998), S. 9-13.  
 Lemberger, John (Hg.): A Global Perspective on Working with Holocaust Survivors and the Second Generation. JDC-Brookdale Institute of Gerontology and Human Development 1995.  
 Lipstadt, Deborah: Denying the Holocaust. The Growing Assault on Truth and Memory. London 1994.  
 Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen, Projektgruppe „Heimatkunde des Nationalsozialismus“: Nationalsozialismus im Landkreis Tübingen. Eine Heimatkunde. Tübingen 1988. Noack, Johannes-Michael: „Schindlers Liste“ – Authentizität und Fiktion in Spielbergs Film. Eine Analyse. Leipzig 1998.  
 Novick, Peter: The Holocaust and Collective Memory. The American Experience. London 2001.  
 Reck, Norbert: Im Angesicht der Zeugen. Eine Theologie nach Auschwitz. Mainz 1998.  
 Rosenthal, Gabriele/Petra Jordans/Bettina Völter: Surviving together and living apart in Israel and West Germany: The Genzor family. In: Gabriele Rosenthal (Hg.): The Holocaust in Three Generations. Families of Victims and Perpetrators of the Nazi Regime. London 1998, S. 32-51.  
 Schlör, Joachim: „In einer Nazi-Welt lässt sich nicht leben“. Tübingen 1991.  
 Ders.: Über einige Schwierigkeiten beim Schreiben über jüdische Geschichte. In: *Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Magazin für Mitglieder* (1998) 1, S. 24f.  
 Thompson, Paul: Sharing Oral History: Archives and New Technology. In: *Communicating Experience*. IX. International Oral History Conference. Göteborg 1996, S. 941-947.  
 Turner, Barry: ... and the policeman smiled. 10.000 children escape from nazi Europe. London 1990.  
 Törne, Volker von: Im Lande Vogelfrei. Gesammelte Gedichte. Berlin 1984.  
 Dina Wardi: Memorial Candles: Children of the Holocaust. London 1992.

## Der Internetforscher im eigenen Feld

### Der Fall Claudio Belmonte oder die Unmöglichkeit, ohne die Ausnahme die Regel zu denken

Bei der Planung, Durchführung und Auswertung des Forschungsprojekts „Zur Transformation der Alltagsbeziehungen von InternetnutzerInnen“<sup>1</sup> begegnete mir auf ganz verschiedenen Ebenen ein Nutzer namens Claudio Belmonte (Name ist anonymisiert), der mich fortwährend und bis heute beschäftigen sollte. Allerdings verkannte ich fast bis zuletzt die Bedeutung seiner Nutzungspraxis von Internet und Netzkommunikation (IuN) für mich selbst wie für das Projekt. Ich wäre nie auf die Idee gekommen, mich mit ihm wie mit anderen Befragten zu befassen und ein Interview durchzuführen, wenn es mir im Laufe der Zeit nicht gedämmert hätte, daß bestimmte Aprioris unseres Untersuchungsdesigns Nutzungspraxen wie die seinen für irrelevant erklärt und damit wesentliche Erkenntnisfortschritte behindert hatten. Im folgenden geht es mir in erster Linie nicht um die Erörterung der mitunter sehr persönlichen Beziehung zu Claudio Belmonte, als vielmehr darum zu zeigen, wie in ethnographisch inspirierter Forschung ursprünglich als unwichtig Erachtetem hinter dem Rücken des Forschers plötzlich entscheidende Bedeutung zukommen kann.

<sup>1</sup> Die folgenden Überlegungen basieren auf den Ergebnissen des DFG-Projekts „Zur Transformation der Alltagsbeziehungen von Internetnutzern“, welches der Autor am Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft (LUI) in Zusammenarbeit mit dem Forschungsinstitut für Arbeit, Technik und Kultur, Tübingen (FATK) unter der Leitung von Prof. Dr. Bernd Jürgen Warneken durchführte (vgl. Klaus Schönberger: Internet und Netzkommunikation im sozialen Nahbereich. Anmerkungen zum langen Arm des 'real life'. In: forum medienethik 2 (2000): Netzwelten, Menschenwelten, Lebenswelten. Kommunikationskultur im Zeichen von Multimedia, S. 33–42.). Für Anregungen und Kritik danke ich vor allem Elisabeth Timm, die mich zu diesem Beitrag inspirierte. Darüber hinaus danke ich den TeilnehmerInnen der Supervisionsgruppe am LUI (Leitung: Barbara Wittel), die bei mir das Gespür für blinde Flecken im Forschungsprozeß schärften. Vgl. dazu: Utz Jeggle: Neu am LUI: Supervision. In: Tübinger Korrespondenzblatt, 50 (1999), S. 45f., und Barbara Wittel-Fischer: „Das Unbewußte ist unbestechlich“, in diesem Band. Das Interview mit Claudio Belmonte führte ich gemeinsam mit Almut Sülzle im August 2000 durch. Ich danke ihr für diese außerplanmäßige Hilfestellung.

## Die Konstruktion des ‚Otto-Normal-Nutzers‘

In der Volkskunde/Empirischen Kulturwissenschaft und in der Europäischen Ethnologie blieb das Thema IuN bis heute randständig. Im obengenannten Forschungsprojekt sollten Diffusionsprozesse und Nutzungsweisen der neuen medienkulturellen Artefakte untersucht werden. Das LUI/FATK-Internetprojekt wurde zu einem Zeitpunkt (1995/96) konzipiert, als der sogenannte Internet-Hype im Zenit seiner Laufbahn stand. Begriffe wie „Datenautobahn“ oder „Multimedia“ waren in den „alten Medien“ allgegenwärtig. „Die Mutter aller Netze“ entwickelte sich zum Synonym für das World Wide Web (WWW), das eher wie klassische Medien genutzt wird. Dabei rührt der ursprüngliche Reiz des Internets gerade aus dem Zusammenspiel ganz verschiedener Dienste (FTP – File Transfer Protocol, E-Mail, Newsgroups, Mailinglisten, Chat usw.) und der Aufhebung der klassischen Trennung von Sender und Empfänger her. Das Internet wurde über den Erfolg des WWW zum Massenmedium und verhalf theoretischen Bocksprüngen wie dem Begriff der ‚Informationsgesellschaft‘<sup>2</sup> zu ungerechtfertigter Prominenz. Zugleich avancierte das Internet zum Stichwortgeber des gegenwärtigen Kulturpessimismus (Analphabetismus, Beziehungsarmut, Kinderpornographie etc.). Kulturpessimistische und technik-euphorische Betrachtungsweisen resultieren aber jeweils aus einer technikdeterministischen Perspektive auf Mediennutzung.<sup>3</sup> Eine solche Argumentation schließt fälschlicherweise von den avantgardistischen Praxen der „early adapters“ auf die Art und Weise des Verlaufs der Diffusion medienkultureller Artefakte wie IuN sowie auf das künftige Mediendispositiv<sup>4</sup> von IuN. Selbstredend werden die Erzählungen von der kommenden ‚Informationsgesellschaft‘ für bare Münze genommen. Diese Diskurse verklär(t)en das aus den technischen Bedingungen hervorgehende Informations- und Kommunikationspotential eins zu eins zur kulturellen Praxis.

<sup>2</sup> Zur Kritik dieses Begriffs vgl. Jörg Becker/Wolf Göhring (Hg.): Kommunikation statt Markt: Zu einer alternativen Theorie der Informationsgesellschaft. GMD-Forschungszentrum Informationstechnik GmbH; Institut für Informations- und Kommunikationsökologie e.V. IKÖ (= GMD Report 61 pdf). Sankt Augustin 1999, oder Ulrich Sigor: Eine Mißgeburt der Postmoderne: Thesen zur „Informationsgesellschaft“. In: Informatik Forum (1998) 2.

<sup>3</sup> Vgl. Klaus Schönberger: Der Mensch als Maschine. Flexibilisierung der Subjekte und Hartnäckigkeit des Technikdeterminismus. In: Das Argument 43 (2000) 238, S. 812–823.

<sup>4</sup> Zur theoretischen Grundlegung des an Michel Foucault orientierten Dispositiv-Begriffs in der Medienutzungsforschung vgl. Knut Hickethier: Kommunikationsgeschichte: Geschichte der Mediendispositive. Ein Beitrag zur Rundfrage „Neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte“. In: Medien & Zeit, (1992) 2, S. 26–28, und Carsten Lenk: Die Erscheinung des Rundfunks. Einführung und Nutzung eines neuen Mediums 1923–32. Opladen 1997.

Vor diesem Hintergrund wollten wir genau diejenigen in den Blick nehmen, die in der Theorie der medienkulturellen Innovation von Herbert Kubicek u.a. die „universelle Öffnung“ eines neuen Mediums und eine disperse „globale Öffentlichkeit“ repräsentieren könnten.<sup>5</sup> Daher entschieden wir uns, erwachsene berufstätige NutzerInnen zu befragen, die das Internet privat und zuhause nutzen. Wir wollten weder Technikfreaks oder ‚heavy users‘ noch Jugendliche untersuchen, da wir davon ausgegangen sind, daß deren Nutzungspraxen nicht die Bedingungen der Entwicklung von einem „Medium erster zu einem Medium zweiter Ordnung“<sup>6</sup> abbilden. Im Mittelpunkt des Interesses standen NutzerInnen beiderlei Geschlechts mit niedrigem, mittlerem und höheren Bildungsabschluß in unterschiedlichen beruflichen Positionen, die nicht in der Computerindustrie und auch nicht in den Medien oder an der Universität arbeiten, denn, so unsere Annahme, hier sei IuN schon zu einer Selbstverständlichkeit geworden. Außerdem müssten bei diesen Gruppen vergleichsweise einfachere Zugangsbedingungen angenommen werden als bei denjenigen, die sich die Geräte und den Anschluß privat für zuhause anschaffen. Dieser Zuschnitt gründete auf der Annahme, daß der künftige ‚Otto-Normal-Nutzer‘ andere Nutzungspraxen aufweisen würde, als die ‚AvantgardistInnen‘. Wir konstruierten damit ungewollt selbst eine Dichotomie unter Bezug auf Kategorien des Technikgebrauchs. Diese Konstruktion machte mich zunächst blind für die erst später erkannten differentiellen Lebensführungskonzepte als Schlüssel zur Interpretation unserer Ergebnisse.

Vorschub leistete diesem blinden Fleck ganz wesentlich meine Ignoranz gegenüber der Befragung von Nutzern wie Claudio Belmonte. Nicht, daß er völlig außen vor blieb. Nein, ich diskutierte oft mit ihm über das Projekt und verkündete lautstark, daß seine Praxis nicht diejenige Nutzung repräsentiere, die eine künftige „globale Öffentlichkeit“ im Zuge der „universellen Öffnung“ haben werde. Ihm gegenüber konstruierte ich mir das Bild eines ‚Otto-Normal-Nutzers‘, der eben nicht überall -zig Personen kennt, mit denen er Informationen austauscht oder gar politische Verbindungen organisiert. Diese Annahme war falsch und richtig zugleich. Ich erklärte ihn jedoch zu einem Sonderfall, der für die Fragestellung des Projekts uninteressant sei. Ihn störte das nicht sonderlich. Wahrscheinlich schmeichelte ich ihm damit sogar.

<sup>5</sup> Vgl. hierzu Herbert Kubicek/Ulrich Schmid/Heiderose Wagner: Bürgerinformation durch „neue“ Medien? Analysen und Fallstudien zur Etablierung elektronischer Informationssysteme im Alltag. Opladen 1997.

<sup>6</sup> Kubicek u.a. 1997, Bürgerinformation durch „neue“ Medien?

## Claudio Belmonte – „Das war vielleicht ein bißchen früh“

Ich kenne Claudio Belmonte, seit ich denken kann. Wir gingen in den gleichen Kindergarten und zusammen in die Schule. Wir organisierten in der sechsten Klasse Gymnasium den ersten Unterstufen-Schulstreik gegen den zu teuer gewordenen Schulbäcker (erfolgreich) und begründeten später gemeinsam die kleinstädtische Alternativzeitung. Wir haben uns bis heute nicht aus den Augen verloren, und er war und ist ein treuer Begleiter meiner Aktivitäten, insbesondere auch der kulturwissenschaftlichen Internetnutzungs-Forschung, geblieben.

Er ist zwar alles andere als ein Technikfreak, aber er kann in einem bestimmten Sinne auch als eine Art Pionier von IuN angesehen werden. In den achtziger Jahren errichtete die sogenannte D(aten)F(ern)Ü(bertragung)-Szene bereits einen Mailboxverbund zur Organisierung von Netzkommunikation politischer AktivistInnen. Gemeinsam mit einem technisch versierteren Freund, einem Physiker, beteiligte sich der heute 42jährige Belmonte für einen Aktivist der Volkszählungs-Boykott-Kampagne (1987) 1988 recht früh am Aufbau dieser Mailbox-Vernetzung<sup>7</sup>: „Ich denke mal, da waren wir einfach einen Schritt zu weit voraus oder waren sozusagen schon ein bißchen in einer anderen Zeit angekommen.“<sup>8</sup>

In der Begrifflichkeit der Theorie der Diffusion medienkultureller Artefakte war das die Phase der „Binnenöffentlichkeit“<sup>9</sup>, in der vor allem einzelne Personen bestimmter Szenen die Mailboxen dazu nutzten, um ihre inhaltlichen Anliegen zu vernetzen und auszutauschen:

„Ich kann mich auch noch an einzelne Leute erinnern, das waren tatsächlich noch mehr oder weniger Technikfreaks, die das betrieben haben, und da war ich eher eine Ausnahme, der gar nicht so viel darüber wußte oder wissen wollte; der aber einfach die Sache haben wollte.“

Belmonte begriff die Chancen dieses Mediums schnell und versuchte, Anschluß an die darüber zugänglichen politischen Informationen zu erhalten. Im Laufe der neunziger Jahre entwickelte er für ganz unterschiedliche Zwecke eine „Multitasking“-Nutzerpraxis, die für berufliche, private, aber auch für gesellschaftliche Zwecke ganz vielfältige Einsatz-Möglichkeiten kennt. Eine solche Nutzungsweise von IuN war den von uns befragten NutzerInnen völlig unbe-

<sup>7</sup> Eine Mailbox war eine Vorform eines Internetservers, bei dem der Datenaustausch mit einem Knotenpunkt ein- bis zweimal täglich vonstatten ging. Die NutzerInnen wählten sich per Modem in die Mailbox ein und luden sich E-Mails und News aus den Newsgroups ‚herunter‘ sowie ihre selbstverfassten Mails ‚hinauf‘.

<sup>8</sup> Alle wörtlichen Zitate stammen aus dem Interview mit Claudio Belmonte.

<sup>9</sup> Vgl. Kubicek u.a. 1997, Bürgerinformation durch ‚neue‘ Medien?, S. 52.

kannt. Belmonte arbeitet auf seinem PC-Desktop im WWW parallel mit mehreren offenen Navigatorfenstern, fragt unterschiedliche Suchmaschinen gleichzeitig ab, nutzt einen eigens für sich zugeschnittenen Online-Zeitungsabfrage-Dienst, läßt für sich wichtige Webpages mittels „robot“ automatisch auf Veränderungen prüfen und wird per E-Mail darüber benachrichtigt. Manchmal verschickt er ganze Webpages und manchmal auch nur den Link („URL“) an Bekannte, FreundInnen oder KollegInnen. Er nutzt diverse Mailinglisten und hat mitunter seine liebe Not, dieser nicht immer nützlichen Mailflut (manchmal bis zu 150 Stück pro Tag) Herr zu werden. Derzeit bastelt er an einem Filtersystem, das E-Mails automatisch in bestimmte Ordner sortiert. Er ist davon allerdings noch nicht so begeistert, weil er fürchtet, Wichtiges könnte ihm dadurch entgehen. Er verwaltet mehrere E-Mail-Adressen und sammelt kontextbezogen Adressen anderer Nutzer. Er kennt die Kniffe von offenen („cc: carbon copy“) und unsichtbaren („bcc: blind carbon copy“) Verteilern. Er weiß, wie man eine Nachricht derart weiterleitet („bouncen“), daß für unbedarftere Nutzer der Eindruck entsteht, sie hätten die Mail von dem ursprünglichen Absender erhalten. Er verfügt über mehrere E-Mail-Adressverteiler und hat sich auf diese Weise mittels luN ein eigenes Mitteilungsorgan aufgebaut. Dabei wandelte er sich im Sinne der klassischen Massenkommunikations-Theorie<sup>10</sup> immer mehr von einem Empfänger zu einem Sender. Seine Projekte und Ideen veröffentlicht er auf mehreren Webpages. Nicht immer erfolgt dies unter seinem Klarnamen, und das „Gender-Swapping“<sup>11</sup> ist bei Belmonte nicht nur graue Theorie. Er ist Redakteur von sowohl wissenschaftlichen als auch politisch-theoretischen Webjournalen. Einige seiner Buchprojekte wären ohne das WWW inhaltlich und auch die redaktionelle Betreuung ohne E-Mail organisatorisch kaum realisierbar gewesen. Außerdem bereitet es ihm Freude, softwaretechnisch nicht so versierte NutzerInnen schon einmal durch einfache Tricks zu verblüffen. Einmal, als das sogenannte Web-Mailing noch keineswegs verbreitet war, wählte ihn seine Freundin (zurecht) auf der Amsterdamer „nettime“-Konferenz „Next 5 Minutes“. Dennoch bekam sie zu diesem Zeitpunkt unter der ihr wohlbekanntesten ‚heimischen‘ E-Mail-Adresse „Liebesgrüße aus Amsterdam“. Er hatte nichts anderes gemacht, als mittels des Internet-Features „telnet“ den Unix-E-Mail-Client seines Servers von Amsterdam aus zu benutzen (heute, meinte er, würde er das nur noch über das den Inhalt verschlüsselnde „ssh“ machen). Dabei entsteht der Eindruck, man nutze den

<sup>10</sup> Gerhard Maletzke: Psychologie der Massenkommunikation. Theorie und Systematik. Hamburg 1963.

<sup>11</sup> Mit „Gender-Swapping“ ist der virtuelle Geschlechtswechsel gemeint, bei dem ein Mann sich als Frau oder eine Frau sich als Mann ausgibt. Vgl. Johanna Dorer: Gendered Net: Ein Forschungsüberblick über den geschlechtsspezifischen Umgang mit neuen Kommunikationstechnologien. In: Rundfunk und Fernsehen: 45 (1997) 1, S. 19-29.

physikalisch zuhause befindlichen Account. Diese Liste ließe sich noch einige Zeit fortführen.

Claudio Belmonte war insofern doch nicht untypisch, als daß er wie zahlreiche andere Nutzer der „Binnenöffentlichkeits“-Phase sich sowohl Software-Kenntnisse als auch ein minimales Grundwissen über Hardware (Modem- und Druckeranschluß etc.) aneignete. Solche Kenntnisse machte diesen Personenkreis zu wichtigen Experten für NeueinsteigerInnen, da, weit davon entfernt, Technikfreaks zu sein, dieser Typus gerade deshalb in der Lage war, das notwendige Know-how verständlich zu vermitteln. Ich kenne einige, die Ende der achtziger Jahre Belmonte baten, sie bei ihrem ersten PC-Kauf zu beraten.

### Der lange Arm des ‚Real Life‘

Zurück zum Projekt: Nach der Beendigung und Sichtung der Interviews war guter Rat teuer. Ich mußte feststellen, daß die von uns zuvor zugrunde gelegten sozialstrukturellen Unterscheidungen (Bildungsabschluß und Geschlecht) nicht erklären konnten, warum jemand nun sehr gerne chattet, auch sehr intime Details via E-Mail zu verschicken bereit ist, andere hingegen finden, daß persönliche Dinge in einer E-Mail nicht kommuniziert gehören und Chats eigentlich für Kinkerlitzchen halten.<sup>12</sup> Etwas ratlos stellte ich mir die Frage, warum NutzerInnen mit ähnlichem sozialen Profil so unterschiedliche Nutzungsweisen entwickelten. In ersten Auswertungstexten sprach ich von den „Ausnahmen“ einer ansonsten homogenen NutzerInnenschaft.

In dieser Projektphase interviewten wir Claudio Belmonte. Dabei schwelgten wir gelegentlich auch in gemeinsamen Erinnerungen. Allerdings weigerte er sich stets, jene typische Aktivistenhaltung einzunehmen, derzufolge früher immer alles radikaler und politischer gewesen sein soll. Vielmehr sei früher auch einiges wesentlich mühseliger gewesen. Er könne sich noch gut erinnern, wie

<sup>12</sup> Chat ist dasjenige Internet-Feature, das zum Zeitpunkt der Interviews im Mittelpunkt des Medieninteresses stand, weil es sehr eindrücklich das Alte an den neuen Medien aufnimmt, nämlich Kommunikation. Es ist kein Zufall, daß die zwischen- oder gleichgeschlechtliche Annäherung im Mittelpunkt dieser Berichterstattung stand und steht. Denn Chatten ist eine Nutzungsform, in der ein zentraler Aspekt sozialen Handelns virtualisiert erscheint. Bezeichnend ist wiederum, daß dieses Medieninteresse in keinem Verhältnis zu seiner tatsächlichen quantitativen Bedeutung besteht. Auch unsere eigene quantitative Untersuchung an der Universität Tübingen hat gezeigt, daß die Bedeutung des Chatters als Nutzung maßlos überschätzt wird. Vgl. Klaus Schönberger: Neue Online-KommunikationspartnerInnen? Qualitative und quantitative Zugänge. In: Ulf-Dietrich Reips (Hg.): Current Internet Science. Trends, Techniques, Results. Aktuelle Online-Forschung. Trends, Techniken, Ergebnisse. URL: <http://www.dgof.de/tband/99/inhalt.html>. November 1999.

aufwendig und zeitraubend die Verteilung von politischen Informationen gewesen sei, wieviel Zeit er damals in Copyshops verbracht habe und welch „beschissene Luft“ darin geherrscht habe. Aber heute, per E-Mail, könne er seinen gesamten Verein auf einmal erreichen. Und es sei auch nicht anders als früher, denn wenn heute jemand das von ihm versandte Material nicht lesen wolle, dann könne er schlicht und ergreifend die „Delete“-Taste drücken und es würde wenigstens nicht unnötig Papier verbraucht. Schließlich erzählte er mir, was er heute im Allgemeinen und im Besonderen mit IuN so tue oder lasse. Als Belmonte von einem neuen Online-Webjournal-Projekt berichtete und wie dieses so wie immer angefangen habe und mit dem von früher noch gekannten gleichen Ärger weiterging, dachte ich mir: Wie in alten Zeiten, Belmonte gründet wieder einmal eine Zeitung.

Ein paar Tage später, als ich über meinen Interviews grübelte, kam mir das Interview mit ihm erneut in den Sinn und es fiel mir wie Schuppen von den Augen: Belmonte macht mit IuN dasselbe wie zuvor. Insofern unterschied er sich viel weniger von den Befragten im Sample, als ich anfangs gedacht hatte. Für diese ließ sich nämlich konstatieren, daß sie im Grunde genommen im Netz nichts anderes machten als außerhalb. Wenn sie montags den „Spiegel“ lasen, gingen sie auch auf seine Website, und wer „Brigitte“ kaufte, schaute ebenfalls bei der Online-Ausgabe vorbei. Netzkommunikation meint bei ihnen Kommunikation mit bereits vorher gekannten Kommunikationspartnern im Sinne einer virtuellen Re-Integration von sozialen Beziehungen. Die Tatsache, daß sowohl Belmonte als auch die Befragten im Netz weitgehend dasselbe machen wie im ‚real life‘, führte mir vor Augen, daß der Schlüssel für die Erklärung dieser Praxis weniger in der Beziehung zu IuN lag, sondern bei anderen Faktoren zu suchen ist. Meine zentrale Erkenntnis vom langen Arm des ‚Real Life‘ galt nicht für eine bestimmte Gruppe, sondern erklärte vielfältige Nutzungsweisen.<sup>13</sup> Schließlich bot sich als Erklärung das theoretische „Konzept der alltäglichen Lebensführung“<sup>14</sup> an, mittels dessen die Nutzung von IuN in einem umfassenden Sinne über die Berücksichtigung der objektiven Bedingungen in Arbeit und Freizeit, den jeweiligen basalen Lebensformen sowie den soziokulturellen Normen verstanden werden kann. Der Umweg über Claudio Belmonte machte mir klar, daß es weniger die sozial-strukturellen Unterschiede sind als vielmehr die unterschiedlichen Konzepte von Lebensführung, die differente Nutzungspraxen hervorbringen. Insbesondere die Art und Weise der Integration oder Differenzierung von Arbeit und Freizeit läßt sich als zentrales Unterscheidungsmerkmal bestimmen. Die Nutzungspraxis des auf der Bildungsskala weit oben angesiedelten Belmonte hatte mit der einer allein

<sup>13</sup> Vgl. Klaus Schönberger: Der lange Arm des ‚Real Life‘. Zur Transformation der Alltagsbeziehungen von Internetnutzer. In Vorbereitung.

<sup>14</sup> Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“ (Hg.): Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Modernisierung. Opladen 1995.

lebenden Krankenschwester, die sich als Heilpraktikerin selbständig machen will, sehr viel mehr gemeinsam als mit der eines verheirateten Familienvaters (Ingenieur), der abends nach Hause geht und dann Feierabend macht, obwohl Belmonte durch Geschlecht und Bildung dem Familienvater näher als der Krankenschwester ist..

## Erweiterte Kommunikationsmöglichkeiten

Claudio Belmontes Bericht über seine Nutzungspraxis war auch noch in einer anderen Hinsicht instruktiv. Ich wies ihn darauf hin, daß mir aufgefallen sei, daß das Interessante am Internet für die von mir Befragten weniger die Informationen im WWW gewesen seien als die Möglichkeit, E-Mails auszutauschen. Vor dem Hintergrund der Erzählungen über die aufkommende ‚Informationsgesellschaft‘ gaben die Befragten zunächst die vielfältigen Informationsmöglichkeiten als Grund für ihren Einstieg an. Aber die Enttäuschung sowohl über die Qualität der Informationen wie auch die Komplexität der Handhabung führten zur Ernüchterung. Beeindruckend blieben für sie die erweiterten und differenzierten Kommunikationsmöglichkeiten per E-Mail, wenn sie auf der anderen Seite auch die Begrenztheit dieses Mediums thematisierten. Zum Verständnis dieses Zusammenhangs trug für mich paradoxerweise eine Diskussion mit Claudio Belmonte bei. Als ich ihm die Praxis eines getrennt lebenden Ehepaars schildertete, das unabhängig voneinander davon sprach, daß sie beide via E-Mail weniger Probleme in der Kommunikation miteinander hätten als am Telefon, meinte er: „Klar: Reduzierte Kommunikationskanäle können die Kommunikation auch erleichtern.“ Das Ehepaar erklärte sich dieses Phänomen selbst damit, daß zuvor jeder Unterton und jede Gehässigkeit fast unkontrolliert die Stimmung verschlechtern konnte. Daraufhin bekannte er augenzwinkend, welche Rolle E-Mail bei der Anbahnung seiner neuen Partnerschaft gespielt hatte:

„An der Stelle muß ich sagen, daß die Geschichte überhaupt mit einer E-Mail anfing. Also das Spannende war: Ich war bei einem Vortrag. Dort traf ich einige mehr oder weniger gute Bekannte. Mit von der Partie war auch meine spätere Partnerin. Danach gingen wir in eine Kneipe. Dort unterhielt ich mich mit ihr seit langer Zeit zum ersten Mal wieder. Das Verhältnis war bis dato eigentlich nicht sonderlich gut. Ich weiß nicht, welcher Teufel mich geritten hat, aber ich habe bei dieser Gelegenheit auch sehr persönliche Dinge aus meiner erst kurz zuvor gescheiterten Beziehung ausgeplaudert. Und am nächsten Morgen kam von ihr die E-Mail, die besagte, daß sie das Gespräch anre-



gend und schön fand, und ob ich nicht mal auf einen Kaffee vorbeikommen wollte.“

Belmonte fügte an, daß er damit überhaupt nicht gerechnet hatte. Er betonte, daß sie später ihm gegenüber gemeint hatte, angerufen hätte sie wahrscheinlich nicht:

„Aber E-Mail, das war sozusagen die Möglichkeit gewesen zu signalisieren, daß sie das Gespräch beeindruckend und interessant gefunden hat. Das fand ich sehr bezeichnend. Weil telefonieren hätte für sie zu viel Bedeutung gehabt. Und für mich war das anders. Ich fand so was schon sehr eindeutig. Aber für sie hatte es nicht so viel Bedeutung.“

Er geriet darüber in Schwärmen. Es sei zunächst zwar zurückhaltend geblieben, doch nach den ersten E-Mail-Wechsel, sei ein regelrechter Formulierings-Wettbewerb zwischen ihnen beiden ausgebrochen. Ich verspottete ihn daraufhin und erinnerte ihn an seine bisherige programmatische Ablehnung von Chat-Kommunikation. Darauf erwiderte er, daß diese Netzkommunikation doch keineswegs mit einer Unbekannten geführt worden sei:

„Am Anfang habe ich versucht, nicht zu viele Mails zu schicken, um nicht zu viel zu signalisieren, weil ich auch gar nicht wußte, was ich davon halten soll. Zunächst galt mein Interesse nur mal einem Treffen mit unbestimmten Ausgang. Das war von beiden Seiten zunächst nicht als Beziehung konzipiert, sondern eher so: Naja gucken wir mal, was dabei passiert.“

Das Überfallartige dieser E-Mail ‚aus heiterem Himmel‘ hatte ihn fasziniert. Plötzlich war jemand in seine morgendliche Gedankenwelt in seinem Büro eingebrochen, ohne jedoch unmittelbar präsent zu sein. Er witterte ein Abenteuer und fühlte sich auch ein wenig geschmeichelt. Die Kommunikation wurde fortan kunstvoll entfaltet:

„Also das war auch insofern ganz witzig, weil wir die Bedingungen für unser erstes Treffen per E-Mail aushandelten. Aber das war dann halt auch sehr ironisch distanziert, als die Bedingungen ausgehandelt wurden, unter denen man sich das erste Mal trifft. Dabei wurden dann sozusagen alle semantischen Möglichkeiten von E-Mails eingebaut, um möglichst viel Spannung zu erzeugen. Und da war eben E-Mail genau das geeignete Mittel für uns beide, die sich zunächst mal für ein Rendezvous finden wollten.“

Belmontes Augen leuchteten ob der Mission, mir mit dieser Geschichte den verdrängten letzten Rest Kulturpessimismus und Technikdeterminismus austreiben zu müssen:

„Ich sagte, ich würde schon kommen, wenn es eine ‚gute Behandlung‘ gäbe. Also ich habe dann einen Freund zitiert, der meinte, er würde mich besuchen und dafür eine ‚gute Behandlung‘ erwarten. Und einen vollen Kühlschrank. Und diese Wendung habe ich dann zitiert und gesagt: Ja, ich würde schon Interesse haben, aber ich würde wie mein Freund soundso auch eine gute Behandlung erwarten. Es wurde eine sehr süffisante Diskussion, die alles offen ließ und nichts festlegte. Und sowas geht, glaube ich, nur über E-Mail. Weil es auch schnell ging, es hatte so eine eigene Spannung, weil keiner von uns so richtig sagen wollte, was ist eigentlich eine ‚gute Behandlung‘. Wir beide wußten schon sehr genau, was damit gemeint ist. Aber keiner von uns beiden hat es ausgesprochen. Ich finde eben, daß über diese Kommunikationsform E-Mail manchmal ein eigenartiger, eigener Spannungsbogen entsteht, der dann eine schnelle Steigerung zuläßt, und das fand ich ziemlich prickelnd.“

Claudio Belmonte stellte dann die These auf, daß ohne E-Mail seine neue Partnerschaft vielleicht gar nicht zustande gekommen wäre und daß er sich ein Leben ohne E-Mail heutzutage nicht mehr vorstellen könnte. Ich fand das zwar etwas übertrieben, dachte aber fortan immer wieder darüber nach, welche Erweiterung von Kommunikationskanälen sich da für die NutzerInnen ergeben hat. Aber es war eben nicht nur eine Erweiterung, sondern stellte zugleich eine Verfeinerung von Kommunikationsmöglichkeiten dar. Belmonte pries die sprachliche Vielfalt, die in solchen E-Mails entwickelt würde. Ich erinnerte ihn sachte an seine letzten Klagen, welche Zerwürfnisse seine mehr oder weniger unbedachten E-Mails in der Online-Redaktion seines neuesten Zeitschriftenprojekt hervorgerufen hatte. Daraufhin erwiderte er mir: „Genau das ist der Punkt. Es geht darum, zum richtigen Zeitpunkt nicht das falsche Medium zu wählen. That’s all.“

## Lesende Poeten

Auf diese Weise bescherte mir die zunächst (letztlich technikdeterministisch begründete) vermiedene Auseinandersetzung mit Claudio Belmonte zwei zentrale Erkenntnisse. Sie wies mir den Weg, nicht mechanistisch die Intensität oder die Häufigkeit der Nutzung von IuN in den Mittelpunkt zu stellen, sondern

die mit IuN verbundenen soziale und kulturellen Praxen, die „Konzepte alltäglicher Lebensführung“ anzuschauen. Diese Erkenntnis blamierte eine Kategorie wie die des ‚Otto-Normal-Nutzers‘, ging es doch vielmehr um unterschiedliche Lebensformen und Voraussetzungen, die ich schließlich historisierend im Zusammenhang von fordristischer und postfordristischer Vergesellschaftung des Individuums unterscheiden konnte. Zum zweiten zeigten mir seine ausgeklügelten Kommunikationspraxen, daß die Nutzung von IuN in Abhängigkeit von einem konkreten sozialen und kulturellen Rahmen zu untersuchen ist. Damit ist einmal mehr veranschaulicht, daß es im Forschungsprozeß Dinge gibt, die einen beschäftigten, die aber nicht Teil der Reflexion werden, obwohl dies die Ergebnisfindung befördern würde.<sup>15</sup> Über diesen Umweg wurde nunmehr jener Aspekt der Interaktion in den Interviews wieder aufgefangen, den ich von Anfang an beiseite geschoben hatte. Der „Computer-Doktor“, wie mich einmal eine Befragte nannte, die unbedingt von mir interviewt werden wollte, war in Claudio Belmonte gebannt. Meine Distanz zu Claudio Belmonte war schließlich nicht mehr und nicht weniger als die Distanz zu mir selbst. Die „Poesie des Feldes“ bedarf nämlich nicht nur eines Verkünders, sondern zugleich eines kundigen Poeten, der die Gedichte oder E-Mails oder was auch immer auf ihn kommt, auch liest.

<sup>15</sup> Vgl. Elisabeth Timm: Eine mißachtete Bedeutung oder das Skript im Kopf der Forscherin. In diesem Band.

## LITERATUR

- Becker, Jörg/Wolf Göhring (Hg.): Kommunikation statt Markt : Zu einer alternativen Theorie der Informationsgesellschaft. GMD-Forschungszentrum Informationstechnik GmbH; Institut für Informations- und Kommunikationsökologie e.V. IKÖ (= GMD Report 61 pdf). Sankt Augustin 1999.
- Dorer, Johanna: Gendered Net: Ein Forschungsüberblick über den geschlechtsspezifischen Umgang mit neuen Kommunikationstechnologien. In: Rundfunk und Fernsehen 45 (1997) 1, S. 19-29.
- Hickethier, Knut: Kommunikationsgeschichte: Geschichte der Mediendispositive. Ein Betrag zur Rundfrage „Neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte“. Medien & Zeit (1992) 2, S. 26-28.
- Jeggle, Utz: Neu am LUI: Supervision. In: Tübinger Korrespondenzblatt, 50 (1999), S. 45 f.
- Kubicek, Herbert/Ulrich Schmid/Heiderose Wagner: Bürgerinformation durch „neue“ Medien? Analysen und Fallstudien zur Etablierung elektronischer Informationssysteme im Alltag. Opladen 1997.
- Lenk, Carsten: Die Erscheinung des Rundfunks. Einführung und Nutzung eines neuen Mediums 1923-32. Opladen 1997.
- Maletzke, Gerhard: Psychologie der Massenkommunikation. Theorie und Systematik. Hamburg 1963.
- Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“ (Hg.): Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Modernisierung. Opladen 1995.
- Reips, Ulf-Dietrich (Hg.): Current Internet Science. Trends, Techniques, Results. Aktuelle Online-Forschung. Trends, Techniken, Ergebnisse. URL: <http://www.dgof.de/tband/99/inhalt.html>. November 1999.
- Schönberger, Klaus: Der Mensch als Maschine. Flexibilisierung der Subjekte und Hartnäckigkeit des Technikdeterminismus. In: Das Argument 43 (2000) 2, S. 812-823.
- Ders.: Internet und Netzkommunikation im sozialen Nahbereich. Anmerkungen zum langen Arm des ‚Real Life‘. In: forum medienethik 2(2000): Netzwelten, Menschenwelten, Lebenswelten. Kommunikationskultur im Zeichen von Multimedia, S. 33-42.
- Ders.: Neue Online-KommunikationspartnerInnen? Qualitative und quantitative Zugänge. In: Ulf-Dietrich Reips (Hg.): Current Internet Science. Trends, Techniques, Results. Aktuelle Online-Forschung. Trends, Techniken, Ergebnisse. URL: <http://www.dgof.de/tband/99/inhalt.html>. November 1999.
- Ders.: Der lange Arm des ‚Real Life‘. Zur Transformation der Alltagsbeziehungen von InternetnutzerInnen. Erscheint Ende 2001.
- Sigor, Ulrich: Eine Mißgeburt der Postmoderne: Thesen zur „Informationsgesellschaft“ In: Informatik Forum (1998) 2.
- Timm, Elisabeth: Eine mißachtete Bedeutung oder das Skript im Kopf der Forscherin. In diesem Band.
- Wittel-Fischer, Barbara: „Das Unbewußte ist unbestechlich“. Supervision in der Tübinger Empirischen Kulturwissenschaft. In diesem Band.



Praxisfelder



## Interkulturelles Konfliktmanagement – ein weit(er)es Feld

### Einstieg in das Feld

Fast zeitgleich mit dem TVV-Feldforschungsband erschien auch ich 1984 im Tübinger Schloss und begann mein Studium der Empirischen Kulturwissenschaft und Ethnologie. Kein Wunder also, wenn es gerade die Feldforschung mit ihrer qualitativen Methodik war, die mich besonders beeinflusste.

Erste praktische Erfahrungen konnte ich nach meinem schnellen Einstieg in das von Utz Jeggle geleitete Projekt „Fremdarbeiter in Tübingen“<sup>1</sup> sammeln. Übrigens eine von besonderer Interkulturalität geprägte Erfahrung. Ich erinnere mich noch sehr gut an die in diesem Rahmen geführten qualitativen Interviews, die für mich als neu Immigrierte aus Nordhessen besondere Schwierigkeitsgrade bereithielten. So war ich des Schwäbischen nicht mächtig, was ich durch Annahmen einer südlichen Klangfarbe und zurückhaltendes Reden unter nachdrücklichem Einstreuen von „mer“ (wir) und „nit“ (nicht) zu verdecken suchte, um nach ersten einschlägigen Erfahrungen ja nicht als überhebliche Norddeutsche Widerstände heraufzubeschwören. Als der urschwäbische Metzgermeister, dessen Erinnerungsarbeit Kommilitone Jo und ich gerade in Gang gesetzt hatten, jedoch davon berichtete, wie ein Fremdarbeiter „a Lägerle auf der Bühne herg'richt“ hatte, war meine persönliche Aufnahmefähigkeit durch die Suche nach dem Sinn dieser Worte blockiert. Dass das Lägerle ein (mehr oder weniger kleines) Vorratslager war, interpretierte ich ja noch ganz richtig, wo und warum jedoch in einem ordentlichen Metzgerhaushalt Theater gespielt wurde, das fand ich erst in der Nachbesprechung mit dem autochthonen Jo heraus: nirgends, denn die Bühne ist der Dachboden. Ein Beispiel, das ich in meiner interkulturellen Arbeit heute noch gern verwende, wenn ich auf die kulturelle Vielfalt einzelner Nationen oder auf unterschiedliche Bedeutungsinhalte gleicher Worte hinweisen möchte.

Neben derartigen sprachlichen Verwirrungen stellten sich auch anderskulturelle ein, wobei ich mich mit besonderer Faszination an die nach dem Leeren

<sup>1</sup> Projektgruppe „Fremde Arbeiter in Tübingen“ am Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft Universität Tübingen: Fremde Arbeiter in Tübingen 1939 – 1945. Tübingen 1985.

mit Seifenlauge gereinigten Mülltonnen schwäbischer Hausbesitzer erinnere. Viele Schritte wären hinzuzufügen, die mich über weitere Projektarbeiten mit einiger Fantasie zu meiner Feldforschung in der Türkei<sup>2</sup>, dann zu meiner beruflichen Tätigkeit im Zentrum für Türkeistudien<sup>3</sup>, einem deutschen Institut unter (deutsch-) türkischer Leitung mit KollegInnen verschiedener kultureller und nationaler Herkunft, und schließlich zu meiner selbstständigen Tätigkeit als Beraterin und Trainerin für interkulturelle Kommunikation und Konfliktmanagement führten – und damit zum eigentlichen Thema dieses Beitrages. Nach mehrjähriger Berufserfahrung verstehe ich mich immer noch als Lernende und Forschende im interkulturellen Feld, auch wenn ich häufig als „Mittlerin zwischen den Kulturen“ fungiere oder als interkulturelle Beraterin tätig bin.

### Wachsende Bedeutung interkultureller Bildungsarbeit

Kultur ist ein aktuelles Thema, das heute – wie es scheint – besonders von Nicht-KulturwissenschaftlerInnen diskutiert wird. Die Wirtschafts- und Politikwissenschaften, die Germanistik und Philosophie, die Psychologie und Geschichte, die Theologie und in ganz besonderem Maße auch die Erziehungswissenschaft setzen sich mit kulturellen Fragen und Mustern auseinander.<sup>4</sup> In Presse und Politik, ich erinnere an die aktuelle Frage an oder besser Suche nach eine[r] ‚Leitkultur‘, ist das Thema allgegenwärtig. Neue Studienangebote zur „Interkulturellen Kommunikation“<sup>5</sup> entstehen; Fortbildungsangebote für Interkulturelle Kommunikation, Interkulturelles Konfliktmanagement, Interkulturelle Kompetenz, Interkulturelle Mediation und Diversity-Training gewinnen in der betrieblichen und behördlichen Bildungsarbeit an Bedeutung.

<sup>2</sup> Diese Forschung war Grundlage meiner Dissertation: Anne Dietrich: Deutschsein in Istanbul. Nationalisierung und Orientierung in der deutschsprachigen Community von 1843 bis 1956. Opladen 1998.

<sup>3</sup> Im Zentrum für Türkeistudien war ich für zwei Modellprojekte verantwortlich, die vom Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung gefördert wurden: „Sensibilisierung gegen Fremdenfeindlichkeit bei Deutschen und Nichtdeutschen“ und „Interkulturelles Konfliktmanagement“.

<sup>4</sup> Beachtenswert ist die Interdisziplinarität, mit der sich dem Thema angenähert wird. Vgl. Heinz Hahn (Hg.): Kulturunterschiede. Interdisziplinäre Konzepte zu kollektiven Identitäten und Mentalitäten (= Beiträge zur sozialwissenschaftlichen Analyse interkultureller Beziehungen, Bd. 3). Frankfurt a.M. 1999. Die Auseinandersetzung mit Kultur findet besonders in der praktischen Jugendarbeit statt. Vgl. Lothar Breitenstein/Doron Kiesel/Jörg Walther (Hg.): Migration, Konflikt und Mediation. Zum interkulturellen Diskurs in der Jugendarbeit (= Arnoldshainer Texte, Bd. 99). Frankfurt a.M. 1998. Vgl. auch: Petra Haumersen/Frank Liebe: Multikulti: Konflikte konstruktiv. Trainingshandbuch Mediation in der interkulturellen Arbeit. Mülheim an der Ruhr 1999.

Einige der deutschen Global Players blicken auf mehrjährige Erfahrungen bei der Schulung in Interkultureller Kompetenz zurück.<sup>6</sup> Sie lassen ihre MitarbeiterInnen und deren PartnerInnen in landeskundlichen Seminaren auf Auslandsversetzungen vorbereiten, schulen für die Verhandlungen von Joint Ventures und bieten Führungskräften und MitarbeiterInnen mit internationalen Aufgaben interkulturelles Managementtraining. Vereinzelt gibt es für rückkehrende Manager Re-Integrationsworkshops, in denen die Auslandserfahrungen bearbeitet und bei der Entwicklung von Zukunftsperspektiven bzw. bei dem Einstieg in die während der Abwesenheit veränderten Strukturen des Stammhauses unterstützt wird. In seltenen Fällen werden die Erfahrungen der Rückkehrenden ausgewertet und für spätere Entsendungen nutzbringend aufbereitet. Nun könnte der Eindruck entstehen, interkulturelle Zusammenarbeit werde inzwischen bestens vor- und nachbereitet. Dem ist jedoch nicht so; nach neueren Angaben schicken rund 85 % der deutschen Unternehmen ihre MitarbeiterInnen unvorbereitet in die interkulturelle Zusammenarbeit.<sup>7</sup> Und eine gescheiterte Auslandsentsendung kostet schnell einige 100.000 DM. Finanziell noch bedeutender wirken sich die vielfältig auftretenden Probleme bei den aktuellen großen Firmenfusionen (etwa Daimler-Chrysler) im internationalen Kontext aus. Die hierbei begangenen Fehler sind vor allem kultureller und kommunikativer Art.

Doch auch oder besonders in der nationalen betrieblichen Bildungsarbeit spielt die Auseinandersetzung mit (Inter-)Kulturalität noch lange nicht die (Fortbildungs-) Rolle, die ihr zukommt. Der Anteil von statistisch erfassten Personen mit Wohnsitz in Deutschland, aber ohne deutschen Pass, beträgt immerhin ca. 9 % der Gesamtbevölkerung. Da wäre es für alle Beteiligten des Arbeitsprozesses von großem Vorteil, wenn die Schulung in interkultureller Kompetenz als besondere Form von Sozialkompetenz Eingang in das ganz normale Ausbildungsprogramm finden würde. Erst ansatzweise stellen sich Betriebs- und PersonalleiterInnen, aber auch Berufsschulen etc. dieser aktuellen Herausforderung.

Dass das Thema interkulturelles Zusammenleben in letzter Zeit an Bedeutung gewonnen hat, hängt mit den migrationspolitischen und -sozialen Erkenntnissen zusammen, die – nach einer langen Phase der Betrachtung von Migration als vorübergehendes Phänomen – den Fakt konstatieren: Die Bundesrepublik

<sup>5</sup> So etwa an der Fakultät für Linguistik und Literaturwissenschaft – Deutsch als Fremdsprache an der Universität Bielefeld, im Fachbereich Sozialpädagogik der Fachhochschulen Düsseldorf und Köln oder am Institut für interdisziplinäre Migrationsforschung, Mehrsprachigkeit und Interkulturelle Studien an der Universität-Gesamthochschule Essen. Auch in Münster, Regensburg oder München sind entsprechende Angebote zu finden.

<sup>6</sup> Bedenkt man, dass die Fehlschlagquote von Auslandsaufenthalten bei ca. 70% liegt, so besteht hier ein besonderer Handlungsbedarf.

<sup>7</sup> Vgl. Axel Gloger: Interkulturelle Trainings. In: managerSeminare. Das Weiterbildungsmagazin. 44 (September/Oktober 2000), S. 97-102; hier: S.98.

Deutschland ist ein Einwanderungsland, und die Arbeitsmigrationsbewegungen, die mit den Anwerbeabkommen zwischen 1955 (Italien) und 1968 (ehemaliges Jugoslawien) begannen, sind nicht rückgängig zu machen.<sup>8</sup> Die Bevölkerungszahl für Menschen mit nichtdeutschem Pass wurde für den 31. 12. 1999 mit 7.343.591 angegeben, über 52 % von ihnen leben zehn Jahre und länger in der Bundesrepublik.<sup>9</sup> Zwei von drei der Jugendlichen ohne deutschen Pass sind in Deutschland geboren. Der Aufenthaltsstatus vieler Migrierter hat sich verfestigt, die deutsche Staatsbürgerschaft haben Menschen italienischer, türkischer und marokkanischer Herkunft. Auch die Gruppe der Deutsch-Russen oder Russlanddeutschen spielt eine zunehmend wichtige Rolle in den Fortbildungen.

Die Bundesrepublik Deutschland ist ein kulturell-heterogen geprägtes System. Mit dieser nun auch durch die jüngste Politik formulierten Feststellung, die mit demografischen Daten zur überalterten deutschen und zu den überdurchschnittlich jungen Migrations-Gesellschaften als notwendige und zweckmäßige Entwicklung illustriert wird, setzte eine neue Wahrnehmung der „Fremden“ durch Teile der deutschen Mehrheitsbevölkerung ein. Diese korrespondiert mit einem neuen Bedürfnis nach einem Mehr an Information über die Zugewanderten, nach dem Motto: „Wenn wir uns schon auf ein langfristiges Zusammenleben einstellen müssen, sollten wir uns besser kennen lernen“, und, so wird ebenfalls häufig formuliert: „Anpassen müssen sich aber die!“ An was sie sich jedoch anpassen sollen, bleibt ungesagt. Die neue Realisierung geht einher mit diffusen Ängsten, die ernst zu nehmen sind.

In der interkulturellen Kommunikation wird das Alltägliche unseres Lebens mit seiner unhinterfragten Sicherheit und Selbstverständlichkeit aufgehoben und wechselseitig infrage gestellt. Abhängigkeiten werden sichtbar, doch auch neue Möglichkeiten der Begegnung und Veränderung. Denn manchmal tut sich gerade dort, wo sich zunächst größtes Befremden und Unverständnis zeigte, plötzlich ein großes Feld von (zumindest vorübergehender) Gemeinsamkeit auf. Wenn beispielsweise in einem betrieblichen Workshop ein ca. 35jähriger marokkanischer vierfacher Familienvater und eine ca. 45jährige alleinerziehende deutsche Mutter nach vorheriger gegenseitiger Abgrenzung im Gespräch ihre Sorgen um und die Gefahren für die Kinder, die ja in derselben Stadt aufwachsen, als fundamental gleich erkennen, so öffnet sich die Chance zu einer neuen Qualität des Austausches – und in diesem Fall wurde sie genutzt. Da wird – die sichtbar gewordenen Bilder werden sehr verkürzt dargestellt – der ,typi-

<sup>8</sup> Anne Dietrich: Einwanderung(s)land. In: Horst Heinemann (Hg.): Stadtentwicklung und Gesundheit. Frankfurt 1998, S. 151-177.

<sup>9</sup> Amtliche Zahlen des Statistischen Bundesamtes. Zu verschiedenen Aspekten der Migration vgl. auch: Bericht der Beauftragten der Bundesregierung für Ausländerfragen über die Lage der Ausländer in der Bundesrepublik Deutschland. Berlin 2000.

sche marokkanische Macho, der seine sehr junge Frau aus Marokko nachholte, um sie in familiärer Abhängigkeit und Enge zu halten und haufenweise Kinder mit ihr zu zeugen', zum ,umsichtigen Familienvater und verständigen Kollegen', da dessen Sorge, gar Angst um die Sicherheit seiner Kinder und deren zukünftiges Glück spürbar und somit für die weitere Wahrnehmung prägend wird. ,Die selbstsüchtige Deutsche mit ihrem unweiblichen Gebaren, der ihr Kind weniger bedeutet als ihr beruflicher Erfolg, geschieden und dadurch mit Makel versehen', mutiert mit ihrer verbalisierten Sorge um die Tochter zur ,verantwortungsvollen Mutter und unterstützenden Kollegin', die man respektieren muss, mit der man sich austauschen kann. Dem einen galt ,die deutsche Gesellschaft mit ihren freizügigen Lebensformen und weichem Regelwerk' als Gefahr, der anderen besonders die ,Zugewanderten mit ihrem Machogehabe, ihrer Verachtung für Frauen und schnell aufbrausenden Gewaltbereitschaft'. An diesem Beispiel lässt sich trefflich konstruieren und decodieren, diskutieren und relativieren.

Eine Auswertung der Wunschthemen, die durch die überwiegend deutschen Teilnehmenden an zehn zweitägigen Workshops<sup>10</sup> bei einer großstädtischen Stadtverwaltung zum Themenbereich Interkulturelle Kommunikation/Konflikttraining formuliert wurden, lässt erkennen, dass es neben sehr spezifischen Fragestellungen aus dem Arbeitsfeld vor allem die Suche nach Antworten zu einigen generellen Fragen bzw. Wünsche nach der Auseinandersetzung mit speziellen Themen gibt, die sich wiederholen.

Immer spielt das Thema Geschlecht und Kultur eine Rolle. Die Geschlechterfrage ist häufig gekoppelt mit Religion, speziell mit dem Islam, der auch schon das zweithäufigste Thema kennzeichnet. Der Islam erscheint hier, wie auch in Fortbildungseinheiten anderer Träger, für nichtislamische Teilnehmende als bevorzugte Negativfolie, auf der man sich der eigenen Fortschrittlichkeit in Sachen Demokratie und Geschlechterverhältnis versichert. Hier werden jedoch auch besondere Ängste und – speziell bei Frauen – Verhaltensunsicherheiten, die mit gemachten Erfahrungen begründet werden, evident. In Anbetracht der ca. 3 Millionen in Deutschland lebenden muslimischen Menschen ist die Unwissenheit über islamisches Leben bei der christlich geprägten Bevölkerung tatsächlich unverhältnismäßig groß, die Vielfalt islamischer Glaubenskonzepte wird kaum wahrgenommen.<sup>11</sup> Das Bild wird vor allem durch Medienberichte über Iran, Afghanistan oder über religiöse Fundamentalisten (z.B. den Prozess um Metin Kaplan) und kurdische Demonstrationen in deutschen Großstädten

<sup>10</sup> Auf einer Moderationskarte können die Teilnehmenden (durchschnittlich 15 Personen) je eine besondere Frage stellen oder sich ein spezielles Thema wünschen, das im Laufe der Veranstaltung behandelt wird.

<sup>11</sup> Hayrettin Aydin hat die religiöse und ethnische Vielfalt von Menschen in und aus der Türkei dargestellt. Zentrum für Türkeistudien (Hg.): Das ethnische und religiöse Mosaik der Türkei und seine Reflexionen auf Deutschland. Münster 1998.

geprägt. Als islamisch im eigenen Umfeld wird in erster Linie die sogenannte Kopftuchtürkin oder die verschleierte Muslima wahrgenommen. In der Abfrage von assoziativen Bildern zu speziellen Nationalitäten fehlen sie nie.

Im Zusammenhang mit dem Islam werden immer auch Ehrvorstellungen bzw. Bilder über die Ehrvorstellungen anderer thematisiert. Die Frage nach Tabus und Regeln der Interaktion wird sehr häufig gestellt und auch das Bedürfnis über spezielle Mentalitäten zu reden ist groß. Auf überraschend vielen ,Wunschzetteln' taucht die so bezeichnete ,Bazar-Mentalität' auf, um alles werde gefeilscht und gehandelt, besonders um Leistungen des Sozialamtes. Die emotionale Beteiligung ist in diesen Diskussionen sehr groß und es bedarf einiger Anstrengungen, die Sachebenen der jeweiligen Vorgänge angemessen zu würdigen. Der Sachbearbeiter, der auf dem Nachhauseweg in der Straßenbahn die junge Mutter – eine Libanesin – mit ihrem im Kinderwagen friedlich schlafenden Kind wiedertrifft, die ihm zwei Stunden zuvor vehement klar gemacht hat, dass sie einen neuen Kinderwagen brauche, da der alte gestohlen sei, muss verdauen, dass ihm ein „Der ist geliehen, du arschloch“ zugerufen wurde. Das Kulturelle dieser Begegnung, das er zunächst durch Nennung des Herkunftslandes definierte, scheint zwar tatsächlich mehr oder weniger eindeutig, hat jedoch wenig mit der nationalen Zugehörigkeit zu tun.

Häufig wurden auch Fragen danach gestellt, wie MigrantInnen Deutsche (oder vielleicht noch klarer: die autochthone Bevölkerung) wahrnehmen: Implizit erwarten die deutschen Fragenden Dankbarkeit, während sie zugleich auch Abneigung befürchten. Ein Phänomen, das als Forschungsthema zur kollektiven Befindlichkeit und als wichtiges Thema in der praktischen interkulturellen Arbeit nicht vernachlässigt werden sollte. Andere Fragen sind länderspezifischer Art (besondere Erziehungsvorstellungen, Politik im Herkunftsland...). Die angesprochenen Fragen und Wunschthemen tauchen auch in der Arbeit mit anderen Gruppen, aus betrieblichen Zusammenhängen, der Polizei, der Schule, dem Gesundheitswesen etc. auf. Generell ist festzuhalten, dass die meisten Teilnehmenden an Fortbildungen ein wirkliches Bedürfnis nach Auseinandersetzung über Bedingungen der interkulturellen Zusammenarbeit oder des kulturellen Nebeneinanderlebens haben, selbst da, wo sie auf Druck der Firmenleitung an der Fortbildung teilnehmen. Voraussetzung für eine konstruktive Bearbeitung schwieriger Themen ist jedoch immer die Schaffung einer vertrauensvollen Atmosphäre, die Vertraulichkeit voraussetzt.

Kulturelle und religiöse Unterschiede werden dann zum Problem, wenn das gesellschaftliche Umfeld sie als Problem konstruiert und wertet. Alltagskultur ist Kommunikations-, ist Konfliktkultur. Hier müssen Übereinkünfte ausgehandelt und getroffen, hier können kulturelle Grenzen akzeptiert, überwunden oder gesetzt werden. Viele dieser Grenzen sind historisch gemacht, bzw. historisch definiert und können ebenso verändert werden. Vielfach geschieht das auch auf unspektakuläre Art und Weise.

Wenn Menschen verschiedenenkultureller Prägung in ihrem Arbeits- und Wohnumfeld mehr neben- als miteinander leben, mit unterschiedlichen Werten und Orientierungen, mangelnder Akzeptanz für- und fehlendem Wissen übereinander, so fördert das die Entstehung interkultureller Konflikte. Das Sichtbarwerden dieser Konflikte in der betrieblichen Arbeit stellt Führungskräfte häufig vor eine besonders schwierige Aufgabe.<sup>12</sup> Tatsächlich werden interkulturelle Konflikte oder ethnisches Mobbing<sup>13</sup> lange Zeit möglichst ignoriert, ihre Thematisierung ist weitgehend tabuisiert. Die Angst, als ausländerfeindlicher Betrieb in die Medien zu geraten, ist sehr groß. Betriebsleitungen werden in der Regel erst aktiv, wenn es bereits zu Eskalationen oder auffällig betriebsschädigenden Reaktionen gekommen ist. Die Bereitschaft zum Handeln wächst mit dem steigenden Krankenstand.

In Betrieben, Stadtverwaltungen, besonders im Jugend- und Sozialamt, in Krankenhäusern, Fortbildungsinstitutionen der Polizei, Studentenwerken, Wohnraumvermietungsfirmen etc. werden also zunehmend MitarbeiterInnen in Fortbildungsveranstaltungen zu interkulturellen Themen geschult. So führt die Autorin im Auftrag der Stadtverwaltung Essen seit zwei Jahren Seminare „Interkulturelle Kommunikation“ durch. Erwähnenswert ist, dass die Veranstaltungen im allgemeinen Fortbildungsprogramm der Stadt Essen ausgeschrieben und gut angenommen werden. In anderen Städten werden derartige Fortbildungen vom Amt oder Referat für Multikulturelles<sup>14</sup> oder der Geschäftsstelle Ausländerbeirat angeboten, also von Institutionen, die primär mit Migrationsfragen beschäftigt sind. In die gleiche Richtung weist auch das „Interkulturelle Konzept der Stadt Essen“, das von verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen und Institutionen der Stadt vorbereitet und vom Stadtrat verabschiedet wurde. Es ist nicht überraschend, dass eine derartige Initiative gerade im Ruhrgebiet, einem traditionellen Migrationsgebiet, gestartet wurde. Das interkulturelle Konzept bedeutet nicht, dass die ihm zugrunde liegenden Ideen allen MitarbeiterInnen der Stadtverwaltung Essen eigen sind, als politisches Signal ist es aber von besonderer Bedeutung.<sup>15</sup>

<sup>12</sup> Vgl. Anne Dietrich: Interkulturelle Konflikte am Arbeitsplatz. In: Personalführung 5 (2000), S. 26-35.

<sup>13</sup> Dies.: Ethnisches Mobbing. In: Projekt Gesunde Stadt Essen im Gesunde Städte-Büro des Gesundheitsamts Essen/Horst Heinemann (Hg.): Mobbing – Prävention, Auswege, Hilfen. Essen 2001, S. 63-67. Zu beziehen über das Gesunde Städte-Büro Fax: 0201-8853135.

<sup>14</sup> Auch mit dem Referat für Multikulturelles in Bonn hat die Autorin verschiedene Fortbildungsveranstaltungen durchgeführt. Interessant, aber in diesem Rahmen nicht ausführlich zu behandeln, sind die oft auffällig unterschiedlichen Themenschwerpunkte der TeilnehmerInnen in den verschiedenen Städten. In den NRW-Städten Bonn und Essen jedenfalls lassen sich typische Unterschiede bei der Thematisierung von Kultur durch die städtischen Angestellten ausmachen. Die Problemlagen sind oft andere und sie werden anders dargestellt.

Städtische Angestellte in Beratungsfunktionen, beim Sozial- oder Jugendamt, in der Ausländerbehörde, aber auch beim Einwohnermeldeamt, Kindergärtnerinnen etc. werden mit Kommunikationsverhalten konfrontiert, das sie verunsichert. Sie erkennen, dass sie häufig weder verstanden werden noch verstehen, selbst wenn in der gleichen Sprache kommuniziert wird. Hier bieten Grundlagenkurse zur Sensibilisierung für Interkulturelle Kommunikation eine Basis, auf der Seminare oder Beratungen zur Klärung spezieller Fragen aufbauen können. So werden für Gruppen mit spezifischen Bedürfnissen – etwa städtische Unterkunftsverwalter – spezielle Fortbildungen konzipiert, in denen interne und externe ExpertInnen zu spezifischen Themen referieren und konkrete Fragen beantworten. In diesem Zusammenhang wird auch auf innerstädtische Vernetzung Wert gelegt.

Andere Bedürfnisse und Ansätze werden bei der Seminarkonzeption für interkulturelle Teams in ihrem jeweiligen Arbeitsbereich oder in überinstitutionellen Arbeitsgruppen berücksichtigt. Wieder andere stehen bei der Schulung von Führungskräften interkultureller Teams im Vordergrund, bei der das Zusammenspiel von fachlicher, sozialer, interkultureller und strategischer Kompetenz unabdingbar ist. Die Führungskräfte benötigen Wissen und Training, um fachlich fundierte Entscheidungsprozesse unter größtmöglicher kognitiver und emotionaler Akzeptanz des interkulturellen/internationalen Arbeitsteams kommunikativ zu steuern. Fremdkulturelles Wissen, Sprachkenntnisse, Empathie und Führungsfähigkeit sind wichtige Voraussetzungen für diese Arbeit. Die Weiterentwicklung interkultureller Kompetenz sollte unter dem Aspekt ihres Anwendungsbezugs erfolgen. Am konkreten Arbeitsfeld orientiert sich die Entscheidung für den eher kulturspezifischen oder kulturübergreifenden, mehr informatorischen oder interaktionsorientierten Zugang des Trainings. All diese Zugänge haben ihre besonderen Stärken und Schwächen, für das integrierte interkulturelle Training fehlt bislang in aller Regel der zeitliche und finanzielle Rahmen.<sup>16</sup> Gefragt sind kurze Trainingseinheiten mit Wissensvermittlung und kultureller Sensibilisierung, Erfahrungstraining und Vermittlung von Verhaltensregeln. In Ansätzen kann diesem Bedürfnis mit einem Basisseminar entsprochen werden, dann sollten jedoch weitere Bausteine folgen.

<sup>15</sup> Michael Krummacher: Agenda Interkulturelle Stadtpolitik. Das ‚Essener Modell‘ zur Konzeptentwicklung und Empfehlungen zur Übertragung (= Beiträge zur Entwicklung der sozialen Arbeit, Bd 7). Bochum 1999.

<sup>16</sup> Auch die Bereitschaft der Betriebsleitungen, Feldforschungen durchführen zu lassen, ist wenig ausgeprägt und nur in den seltensten Fällen mit mangelnden finanziellen Mitteln zu erklären. Eine erfreuliche Ausnahme ist die zweijährige Feldforschung im Betrieb der Bayrischen Motorenwerke in München, durchgeführt und dargestellt von Asker Kartari: Deutsch-türkische Kommunikation am Arbeitsplatz. Zur interkulturellen Kommunikation zwischen türkischen Mitarbeitern und deutschen Vorgesetzten in einem deutschen Industriebetrieb (= Münchner Beiträge zur Interkulturellen Kommunikation, Bd 2). Münster/New York/München/Berlin 1997.

Ein zunehmend wichtiges Arbeitsfeld ist die konkrete interkulturelle Konfliktbearbeitung und Mediation.<sup>17</sup> Nachfrage nach Unterstützung nimmt in den unterschiedlichsten Arbeitsbereichen, aber auch im Wohnumfeld oder im Freizeitbereich, besonders im Sport, zu. Das Hinzuziehen einer externen Moderatorin, eines Mediators, einer Beraterin oder eines Trainers mit interkulturellem Wissen kann sowohl bei der Konfliktvermeidung und -bearbeitung wie bei der Konfliktlösung helfen.<sup>18</sup> Erstes Ziel im konkreten Konfliktmanagement ist es, Konflikte verhandelbar zu machen, d.h., anstatt der jeweiligen Position das anzustrebende Ziel in den Vordergrund zu stellen. Die neutrale dritte Partei kann zu gleichberechtigter Kommunikation verhelfen. Einschränkend ist zu formulieren, dass ein Konflikt, der zwischen Angehörigen einer Minderheiten- und der Mehrheitsgesellschaft besteht, kaum gleichberechtigt zu verhandeln ist. Zwar kann für eine gewisse Zeit eine Art Laborsituation hergestellt werden, doch ist zu vermuten, dass sich Ungleichheitserfahrungen auf beiden Seiten weiterhin auswirken. Und nicht jeder Konflikt kann mit einer win-win-Lösung enden. Bedeutend ist, dass Konflikte wechselseitig erlebt werden können, die eigene Sicht auf die Dinge des Lebens als nicht selbstverständlich – doch verständlich – bewusst werden. Das, was an einer Situation, einer Begegnung verwundert, wird zum Gesprächsgegenstand. Die jeweilige Eigentümlichkeit kann so jenseits kultureller und nationaler Zuschreibungen betrachtet werden. Das führt zum Abbau von kulturellen Stereotypen und – in der Alltagspraxis von besonderer Relevanz – zur Verringerung von Verhaltensunsicherheiten. Denn sicher macht es Sinn zu wissen, ob ich es bei meinem Gegenüber eher mit einem Vertreter einer kollektivistischen Gesellschaft zu tun habe oder mit dem einer stark individualistischen, von größerer Bedeutung ist es jedoch, ‚den Draht‘ zu diesem Gegenüber zu finden oder – betrachten wir es bildlich – ihn aus losen dünnen Fäden zu winden. Und es macht einen erheblichen Unterschied, ob gegen Kulturdifferenz gearbeitet wird oder mit ihr. Jede interkulturelle Bildungs-

<sup>17</sup> Vgl. Mieke Besamusca-Janssen/Sigrun Scheve: Interkulturelles Management in Beruf und Betrieb. Hg. vom Anti-Rassismus Informations-Centrum NRW e.V., Frankfurt a. M. 1999. Auch: Klaus Götz (Hg.): Interkulturelles Lernen/Interkulturelles Training. München und Mering 2000.

<sup>18</sup> Für das Umgehen mit Konflikten gibt es in vielen Bereichen interessante Ansätze, von betrieblichen Schiedsstellen bis zu schulischen oder betrieblichen Konfliktlotsen. So endete am Institut für faires Konfliktmanagement e.V. in Köln gerade ein von Land und EU gefördertes Modellprojekt zur „Qualifizierung betrieblicher Konfliktlotsen (Quak)“. Diese erhielten in mehreren Fortbildungseinheiten Einblick in Kommunikations- und Mediationsverfahren und lernten u.a. zu entscheiden, wann sie selbst in ihren jeweiligen Betrieben als neutrale Instanz bei der Konfliktbearbeitung helfen können und wann sie eine/n externe/n MediatorIn hinzuziehen sollten. Für das Modellprojekt entwickelte die Autorin einen Baustein zum interkulturellen Konfliktbereich. Die Dokumentation „Qualifizierung von betrieblichen Konfliktlotsen“ kann über das Institut für faires Konfliktmanagement und Mediation e.V., Neuenhöfer Allee 7, 50937 Köln bezogen werden.

maßnahme ist letztendlich auf Verhaltensorientierung ausgerichtet, sie begnügt sich nicht mit Informationsvermittlung.

## Feld(bei)spele in der interkulturellen Bildungsarbeit

Für erfahrene und kommunikativ begabte KulturwissenschaftlerInnen, die sich mit Moderationstechniken vertraut gemacht oder zu MediatorInnen fortgebildet haben, bietet sich in der interkulturellen Weiterbildung ein sinnvolles Arbeitsfeld, in dem sie auf relative Akzeptanz als neutrale Mittlerinstanz stoßen. Sie kennen die vielfältigen Wirk- und Deutungsmöglichkeiten von Kultur, deren besondere Qualität als Integrations- oder Abgrenzungsmechanismus. Erfahrungen, die in der Feldforschungsarbeit erworben wurden, können in der praktischen Arbeit umgesetzt werden. Ethnopschoanalytische Kenntnisse helfen bei der Fremd- und Eigenbeobachtung im interaktiven Prozess und idealerweise erinnern sie im geeigneten Moment daran, wie groß die Gefahr ist, eigene Bilder und Verstehensweisen auf Andere zu projizieren.

KulturwissenschaftlerInnen kennen die Welt als komplex und verschieden interpretierbar. Sie lernen die Außenseiterrolle als Forschende mit der Rolle der am Prozess Beteiligten zu vereinbaren. Fragen der kulturellen Repräsentation, das Gewicht historischer Prozesse, soziale Konstruktion von Welt, ethnische Konstruktion von Identität werden ihnen vertraut sein, ebenso der hermeneutische, also deutende und interpretierende Zugang. All das kann sinnvoll in die interkulturelle Arbeit einfließen und in Ansätzen vermittelt werden. Der deutsche Abteilungsleiter einer Gießerei braucht kein Studium der (Europäischen) Ethnologie oder Empirischen Kulturwissenschaft, um mit seinem türkischen Vorarbeiter konstruktiv und produktiv zusammenzuarbeiten, oft helfen ihm jedoch sozio-kulturelle Erklärungen, individuelle Eigenheiten und Empfindlichkeiten zu verstehen oder interkulturelle Trainings regen ihn dazu an, neue Qualitäten der Kommunikation und Interaktion zu entwickeln oder zuzulassen. Ethnologische Methodik kann in Gruppen- und Individualübungen der betrieblichen Fortbildung praktisch genutzt werden. Kleine Feldforschungsübungen regen zum Blickwechsel an und ermöglichen gesicherte Grenzüberschreitungen mit überraschenden Effekten. Das kann die konstruierte Feldsituation in der Moschee und in der dazugehörigen Teestube im türkisch geprägten Stadtteil sein, wo es jenseits touristischer Besichtigungsriten – die damit sicher auch verbunden sind – zur interkulturellen Interaktion und zum Gespräch kommt. Denn auch hier wird Kultur als gesellschaftliche Praxis verstehbar.

Es ist weder beabsichtigt noch möglich, ethnologische Arbeitstechniken und Auswertungsschemata in ein- oder zweitägigen Veranstaltungen zu vermitteln, doch in einfachste Formeln übersetzt und in praktischen Übungen ausprobiert,



geben sie Anregungen zum Überdenken alter Bilder und Verhaltensweisen. Die junge Deutsche, die im Rahmen der ihr gestellten Aufgabe den vor Männlichkeit strotzenden schwarzhaarigen jungen Mann im ‚Ausländerviertel‘ nur mit größter Überwindung nach einer Adresse fragt, ist überrascht und beschämt, als der Angesprochene freundlichst und hilfsbereit Auskunft gibt. Dagegen wird sich der junge Intellektuelle afghanischer Herkunft bewusst, dass er selbst in der interkulturellen Begegnung sehr schnell – manchmal vorschnell – mit dem Etikett Ausländerfeindlichkeit agiert. Die deutsche Krankenschwester entdeckt, warum sie so empfindlich auf die vielen Besuche der ausländischen PatientInnen reagiert. Die türkische Ausbilderin, die als Erwachsene nach Deutschland migrierte, erkennt, dass die zur Schau gestellten islamischen Symbole der türkischen Auszubildenden, die in Deutschland aufgewachsen sind, eine andere Bedeutung haben als in der Türkei. Der deutsche Lehrer erfährt, dass das gleiche Foto für unterschiedliche Personen auch unterschiedliche Aussagen bereithält.

Allianzen entstehen, die die Betroffenen selbst am meisten überraschen, wenn der deutsche Sportfunktionär sich mit dem türkischen Ausländerbeiratsmitglied gegen den jüngeren Deutschen und die ebenfalls junge Türkin verbünden. Sie erleben, wie das Fremde plötzlich vertraut wird oder das Bedrohliche normal.

Die Übungen wecken forschendes und reflektierendes Interesse. Und Interesse und Neugier sind wesentliche Elemente der aktiven Gestaltung interkultureller Zusammenarbeit. Wenn der Abteilungsleiter eines metallverarbeitenden Betriebes, nachdem am Vortag u.a. das Thema nonverbale Kommunikation, der Kulturalität von Habitus und Zeichensprache, behandelt wurde, auf dem Weg zur Fortbildungsstätte im Betrieb vorbei fährt, um sich mit seinem türkischen Vorarbeiter über das Gelernte, die Bedeutung gleicher Gesten mit unterschiedlichem Bedeutungsinhalt, auszutauschen, hat das eine besondere Qualität. Und wenn dieser Austausch später weitergeht und seine Ergebnisse, wie in diesem Fall geschehen, unter den türkischen und deutschen Kollegen die Runde machen, wird das individuelle Interesse leicht zum kollektiven und schafft eine Möglichkeit zur zumindest zeitweiligen Aufhebung ethnisch strukturierter Gruppenzuordnungen zugunsten eines gesamtbetrieblichen Community-Gefühls. Die Stationsschwester eines großen Klinikums, deren traumatisches Arbeitserlebnis mit einem arabischen Besucher zum Gegenstand eines Rollenspiels gemacht wird, spürt große Erleichterung, als sie erkennt, dass ihre Angst weitgehend irreal ist. Der reale Konflikt wird für sie auf der Basis der Erklärung kultureller Verhaltensregeln verstehbar, durch das im Rollenspiel geforderte Eindringen in den Kontrahenten auch in neuer Dimension fühlbar. Der Fall machte deutlich, dass es besonders im Krankenhausbereich, wo es zwangsläufig zu intimsten Begegnungen kommt, an grundsätzlichem Wissen über Bedürfnisse und Besonderheiten der nichtchristlichen Klientel fehlt.<sup>19</sup>

## Workshop „Interkulturelle Kompetenz“

Der Ausgangspunkt der Zusammenarbeit innerhalb der Workshoparbeit im Basisseminar „Interkulturelle Kompetenz“ ist sinnvollerweise der (Arbeits-)Alltag der Teilnehmenden, egal ob sich dieser in einem metallverarbeitenden Betrieb oder einer städtischen Beratungsstelle vollzieht. Die TeilnehmerInnen werden jeweils als ExpertInnen ihres Arbeitsfeldes wahrgenommen. Ihre Erfahrungen, Beobachtungen und Wertungen sind Grundlage des gemeinsamen Lernprozesses. Unter Einbeziehung des in Input-Einheiten vermittelten Hintergrundwissens erfolgt eine gemeinsame Betrachtung des jeweiligen Konfliktgegenstandes. Dazu werden verschiedene Blickwechsel initiiert. Inputs gibt es zu Theoretischem, Sehenswertem, Sinnlichem, Merkwürdigem – zu Nachdenkenswertem.

Mit der im Laufe des Workshops idealerweise stattfindenden Bewusstwerdung und Formulierung von interkulturellen Zielen kann die Entwicklung interkultureller Kompetenz unterstützt werden. Die Aufgabe der Moderatorin wechselt zwischen Moderation, Animation und Mediation, manchmal greift sie jedoch auch zur Provokation. Immer ist sie teilnehmende Beobachterin und praxisorientierte Unterstützerin.

Interkulturelle Verständigung setzt ein Verstehen des sprachlichen Handelns des Gegenüber voraus und – nicht zu unterschätzen – die Bereitschaft zur Verständigung. In der (interkulturellen) Kommunikation erfolgt das Verstehen nicht automatisch, immer auch birgt es die Gefahr der Fehlinterpretation und der Projektion.<sup>20</sup> Denn die Grenzen zu den ‚Anderen‘ werden zumeist intuitiv gezogen. Wir spüren, erfahren, vermuten oder konstruieren sie. Die Erfahrung lehrt, dass viele ‚kulturelle‘ Konflikte am Arbeitsplatz überraschend leicht zu lösen sind. Denn häufig handelt es sich dort nicht um tatsächliche kulturelle Interessensgegensätze oder gar feindselige Auseinandersetzungen, sondern ganz einfach um Autoritäts- und Organisationsprobleme, Fehlinterpretationen, Missverständnisse, verdeckte Ängste, mangelnde Information und fehlende Sozialkompetenz. Kultur – und dabei nicht zu unterschätzen: die Religionszugehörigkeit – eignet sich für schnelle Erklärungen und Zuschreibungen. Da die Mehrzahl der Zugewanderten islamischen Glaubens sind, nimmt die Auseinandersetzung mit Religion – oder dem, was als religiös bedingt gedacht wird – immer wieder Raum ein. Für große Teile der autochthonen Bevölkerung ist ‚Islam‘

<sup>19</sup> Anne Dietrich: Zusammenleben – eine Frage des Trainings. Interkulturelle und soziale Kompetenz in Behörden und Betrieben. In: Projekt Gesunde Stadt Essen im Gesunde Städte-Büro des Gesundheitsamts Essen/Horst Heinemann (Hg.): Grenzenlos – neue Aufgaben. Migration und öffentliche Gesundheit. Essen 2000, S. 25-30.

<sup>20</sup> Anne Dietrich/Hildegart Krautwald/Antje Recksiek (Hg.): Im Labyrinth der Bilder – eingewanderte und deutsche Frauen im interkulturellen Dialog. Essen 1996.

negativ konnotiert. Viele islamische Gläubige wiederum werten gerade die Tatsache, dass sich immer weniger Deutsche zu ihrem Glauben bekennen, als Gefahr und als Indiz für fehlende Moral. Trotz positiver Ansätze im christlich-islamischen Dialog fehlt es im Alltag an Austausch, Akzeptanz und Toleranz.<sup>21</sup>

Ein gewichtiges Thema der interkulturellen Kommunikation ist das Klären von Missverständnissen in den ablaufenden Interaktionen. Natürlich kann Nicht- oder Falschverstehen auch taktisch eingesetzt werden, um Ziele zu erreichen oder Ansprüche nicht erfüllen zu müssen. Für eine gut funktionierende Kommunikation bzw. Interaktion fehlt es zumeist an Vorwissen auf beiden Seiten, häufig auch an der Bereitschaft sowie an Zeit und Raum, sich auf andere Kommunikationsstrukturen einzulassen und eigene zu hinterfragen. Die Rolle der nonverbalen Kommunikation wird weiterhin unterschätzt. Unterschiedliche Gestik, Mimik oder ein unterschiedlicher Habitus, jedoch auch – und das erweist sich als besonders irritierend – eine unterschiedliche Bedeutung gleicher oder ähnlicher Ausdrucksformen – erschweren die Kommunikation. Die weg-schickende Handbewegung wird zum irritierenden Komm-Zeichen, das Nicken zur Verneinung, der abgewendete Blick zum Ausdruck des Respekts statt eines Zeichens für Unehrlichkeit und vieles mehr, was Gewissheiten zunächst in Frage stellt. Anregungen zu geben, Irritationen zu klären, dem Empfinden, etwas passt nicht zusammen, nachzugehen, Neugier auf anderes zu wecken, sind deshalb wesentliche Ziele interkultureller Bildungsarbeit, die Anregung zur Übernahme von Verantwortung für eigenes Verhalten und betriebliche Interessen ein weiteres.

### Ziele der Fortbildungseinheit:

- für die Interkulturalität der Gesellschaft zu sensibilisieren
- für kulturelle Werte, Bedürfnisse und Besonderheiten zu sensibilisieren
- Fremdenfeindlichkeit abzubauen
- Regeln Interkultureller Kommunikation zu klären und einzuüben
- kulturelle Normen bei sich selbst und anderen zu be- und hinterfragen
- Klären von eigenen und fremden Interessen
- Bewusstwerden des Nutzens von Zuweisungen und Vorurteilen

<sup>21</sup> Fundamentalistische Auseinandersetzungen sollen hier nicht thematisiert werden. Wilhelm Heitmeyer/Rainer Dollase (Hg.): Die bedrängte Toleranz. Ethnisch-kulturelle Konflikte, religiöse Differenzen und die Gefahren politisierter Gewalt. Frankfurt a.M. 1996.

- Blickwechsel anzuregen
- Interkulturelle Konflikte zu analysieren bzw. zu decodieren
- den Umgang mit (interkulturellen) Konflikten zu üben
- Aggressionen abzubauen
- die Motivation zur verstärkten Kommunikation und Zusammenarbeit stärken
- Sensibilisieren für individuelle und übergreifende Interessen
- die Akzeptanz von Unterschieden zu erhöhen
- praxisrelevante Wissensvermittlung, ‚Grenzüberschreitungen‘ zu initiieren und bewusst wahrzunehmen
- vorhandene interkulturelle Kompetenz bewusst zu machen und weiterzuentwickeln
- Interkulturelle Kompetenz als Norm zu etablieren
- kompetent und empathisch auf Konflikte zu reagieren
- Parteilichkeit zu erkennen und neutrale Position (z.B. in der Mediation) anzustreben
- Mediationsbesonderheiten bei interkulturellen Konflikten zu verstehen

Während des Workshops erfolgt ein ständiger Wechsel von Input (Thesen, Kurzvorträge zugespielt auf die jeweilige Gruppe, kurze Filmbeiträge etc.), Diskussion und Bearbeitung von in der Alltagspraxis der Teilnehmenden vorhandenen interkulturellen Kommunikationsstörungen und Konflikten (diskursiv oder im Rollenspiel). Es entsteht eine Basis zum Austausch über Erfahrungen von Verschiedenheit. Die dichte Atmosphäre der Anregung und Beteiligung schafft den Rahmen, der Lernbemühungen unterstützt und wach hält, die Sichtbarwerdung und Wahrnehmung des Individuums ebenso sichert wie Gemeinschaftserlebnisse des Gestaltens und Erfahrens. Humor, jenseits von Häme und Herablassung, ist ein gutes Bindemittel. Alle sind in diesen Prozess gestaltend eingebunden. Neugierde hat Raum und wird als positives Element jeder (persönlichen) Weiterentwicklung erkannt. Es ist also weniger wichtig, kulturelles Wissen anzuhäufen, als sich der ‚möglichen‘ Unterschiedlichkeit kultureller Orientierung bewusst zu sein, und kulturelle Zuschreibungen zugunsten individueller Veränderungsfähig- und Veränderungswilligkeit weder festzuschreiben noch außer acht zu lassen. (Eigen-)Kulturelle Sensibilität und Erfahrung kann erworben und trainiert werden.

Neuere Entwicklungen im bundesdeutschen Wirtschaftsgemeinde lassen Ansätze erkennen, die Idee der starken und homogenen Unternehmenskultur zu Gunsten der Beachtung und positiven Beurteilung kultureller Pluralität im Betrieb aufzugeben. Die MitarbeiterInnen werden gleichwertig, aber nicht gleich behandelt, dafür tragen sie mit ihren kulturellen Fähigkeiten zum Unternehmenserfolg bei, dadurch wächst Arbeitszufriedenheit – ein Ansatz, den auch laient wirtschaftskritische KulturwissenschaftlerInnen positiv bewerten werden, und der unserer Zunft neue forschende und praktische Aufgaben und Möglichkeiten zuweist.

## LITERATUR

- Aydin, Hayrettin: Das ethnische und religiöse Mosaik der Türkei und seine Reflexionen auf Deutschland. Hg. vom Zentrum für Türkeistudien. Münster 1998.
- Bericht der Beauftragten der Bundesregierung für Ausländerfragen über die Lage der Ausländer in der Bundesrepublik Deutschland. Berlin 2000.
- Besamusca-Janssen, Mieke/Sigrun Scheve: Interkulturelles Management in Beruf und Betrieb. Hg. vom Anti-Rassismus Informations-Centrum NRW e.V. Frankfurt a. M. 1999.
- Breitenstein, Lothar/Kiesel, Doron/Walther, Jörg (Hg.): Migration, Konflikt und Mediation. Zum interkulturellen Diskurs in der Jugendarbeit (= Arnoldshainer Texte, Bd 99). Frankfurt a.M. 1998.
- Dietrich, Anne: Deutschsein in Istanbul. Nationalisierung und Orientierung in der deutschsprachigen Community von 1843 bis 1956. Opladen 1998.
- Dies.: Einwanderung(sland). In: Horst Heinemann (Hg.): Stadtentwicklung und Gesundheit. Frankfurt 1998, S.151-177.
- Dies.: Ethnisches Mobbing. In: Projekt Gesunde Stadt Essen im Gesunde Städte-Büro des Gesundheitsamts Essen/Horst Heinemann (Hg.): Mobbing – Prävention, Auswege, Hilfen. Essen 2001, S. 63-67.
- Dies.: Interkulturelle Konflikte am Arbeitsplatz. In: Personalführung 5 (2000), S. 26-35.
- Dies.: Zusammenleben – eine Frage des Trainings. Interkulturelle und soziale Kompetenz in Behörden und Betrieben. In: Projekt Gesunde Stadt Essen im Gesunde Städte-Büro des Gesundheitsamts Essen: Grenzenlos – neue Aufgaben. Migration und öffentliche Gesundheit. Hg. von Horst Heinemann. Essen 2000, S. 25-30.
- Dies./Hildegart Krautwald/Antje Recksiek (Hg.): Im Labyrinth der Bilder – eingewanderte und deutsche Frauen im interkulturellen Dialog. Essen 1996.
- Gloger, Axel: Interkulturelle Trainings. In: ManagerSeminare. Das Weiterbildungsmagazin. 44 (September/Oktober 2000), S. 97-102.
- Götz, Klaus (Hg.): Interkulturelles Lernen/Interkulturelles Training. München und Mering 2000.
- Hahn, Heinz (Hg.): Kulturunterschiede. Interdisziplinäre Konzepte zu kollektiven Identitäten und Mentalitäten (= Beiträge zur sozialwissenschaftlichen Analyse interkultureller Beziehungen, Bd. 3). Frankfurt a.M. 1999.
- Haumersen, Petra/Frank Liebe: Multikulti: Konflikte konstruktiv. Trainingshandbuch Mediation in der interkulturellen Arbeit. Mülheim an der Ruhr 1999.
- Heinemann, Horst (Hg.): Grenzenlos – neue Aufgaben. Migration und öffentliche Gesundheit. Essen 2000, S. 25-30.
- Heitmeyer, Wilhelm/Rainer Dollase (Hg.): Die bedrängte Toleranz. Ethnisch-kulturelle Konflikte, religiöse Differenzen und die Gefahren politisierter Gewalt. Frankfurt a.M. 1996.
- Kartari, Asker: Deutsch-türkische Kommunikation am Arbeitsplatz. Zur interkulturellen Kommunikation zwischen türkischen Mitarbeitern und deutschen Vorgesetzten in einem deutschen Industriebetrieb (= Münchner Beiträge zur Interkulturellen Kommunikation, Bd. 2). Münster/New York/München/Berlin 1997.
- Krummacher, Michael: Agenda Interkulturelle Stadtpolitik. Das ‚Essener Modell‘ zur Konzeptentwicklung und Empfehlungen zur Übertragung (= Beiträge zur Entwicklung der sozialen Arbeit, Bd. 7). Bochum 1999.
- Projektgruppe „Fremde Arbeiter in Tübingen“ am Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft, Universität Tübingen: Fremde Arbeiter in Tübingen 1939 – 1945. Tübingen 1985.

## Museum als Feld der Transformation von Erfahrungen

„Museums seem to be about objects, but they are really about people.“

The Manual of Museum Planning, London 1991

Gegenwärtig steht das Museum vor neuen Herausforderungen. Als Sammel- und Zeigeort der materiellen Kultur hat es sich gegenüber den neuen Medien in Beziehung zu setzen und zu behaupten. Im Rahmen einer expandierenden Kulturindustrie scheint seine Leistungsfähigkeit weniger in seinen angestammten Aufgaben des Sammelns, Konservierens, Forschens und Präsentierens zu liegen als vielmehr in der Schaffung von ‚Events‘. Kleinere Museen mit ihren immer geringer werdenden Etats und den dort zu verzeichnenden Personaleinsparungen geraten durch immer perfekter werdende Großausstellungen unter Druck, obwohl diese nicht Maßstab für sie sein müssten und auch nicht sein können.<sup>1</sup>

Behauptungskämpfe im Kulturbetrieb – Besucherzahlen im Museum sind leicht rückläufig – und ein verschärfter Wettbewerb mit der Freizeit- und Medienindustrie bestimmen so gegenwärtig das Museumswesen. Inhaltliche Profilierungen und neuartige Konzeptionen, die das Spezifische des Erlebnisraumes Museum als „Sacharchiv“ „ausloten, sind außerhalb der Großprojekte zunehmend zu Randerscheinungen geworden. War vor Jahren die Einbeziehung alltagskultureller Themen und ihre bildliche Inszenierung das A und O auch der kleineren historischen Museen, wodurch auch subjektive und kollektive Erfahrungen ernst genommen wurden,<sup>2</sup> ist gegenwärtig wieder eine verstärkte thematische Ausrichtung an den Sammlungsbeständen, ein Trend ‚zurück zu den Objekten‘ in zweierlei Richtung zu beobachten: in einer stärkeren Besinnung auf die Authentizität des Originalobjektes einerseits, einer Ästhetisierung des Einzelobjektes und der Ausstellungssituation insgesamt andererseits.

<sup>1</sup> Großausstellungen wie „Feuer und Flamme“ im Gasometer Oberhausen (1995 f.), „mittendrin. Sachsen-Anhalt in der Geschichte“ im Kraftwerk Vockerode (1997), „7 Hügel – Bilder und Zeichen des 21. Jahrhunderts“ im Martin-Gropius-Bau in Berlin (2000) und der Themenpark der Expo 2000 in Hannover sind in ästhetischer (Gestaltung durch Szenographen) und konzeptueller Hinsicht (z.B. Verbindung von interessanten Objekten, neuen Medien und Kunst) wichtige Impulsgeber in ästhetischer wie inhaltlicher Hinsicht. Ihr finanzieller und personeller Rahmen sprengt jedoch jegliche Vorstellungskraft kleinerer Museen.

In einer gänzlich anderen Situation, 1982, zu einer Zeit, in der ein regelrechter Museumsboom mit Neugründungen von Museen, Großausstellungen und zahlreicher Umgestaltungen verstaubter Heimatmuseen einsetzte, reflektierte Utz Jeggle vor Museumspädagogen das Verhältnis von „Subjektiver Heimat – musealer Objektivität“.<sup>3</sup> Ausgangspunkt seiner Überlegungen zur Art und Weise der Vermittlungsprozesse im Museum waren ihm seine eigene „Museumsbiographie“, seine Erfahrungen mit dem Museum:

„In meiner Jugend lebte ich in Heidenheim auf der Ostalb. Dort gab es im Schloß Hellenstein ein klassisches Heimatmuseum, in dem neben allerlei Verstaubtem und mehr oder weniger Interessantem ein Zigarrenstummel Napoleons aufbewahrt war. Ich erinnere mich, daß ich vor diesem zerkauten braunen Tabakstück großen Auges stehenblieb, obwohl der Lehrer schon damals dieses historische Überbleibsel mit Ironie aus dem Museum wies. Für mich war es ein Zeichen bewunderns- und wahrscheinlich auch beneidenswerter Größe: daß von einem Menschen noch der Abfall aufgehoben wurde, daß einer eine Sache zum geschichtlichen Gut machte, nur durch den Vorgang, es im Mund gehabt und zerkaut zu haben. Es war für mich Abglanz historischen Glanzes.“<sup>4</sup>

Eine zweite Vignette aus seiner Erinnerung betraf

„ein Tableau, in dem Zinnsoldaten die Schlacht von Oberelchingen (1805) [...] veranschaulichten. [...] Es gab Reiter, große Gruppen von Infanterie, bleierne Büsche, und es gab, für mich Anziehung und Abschreckung zugleich, den bleiernen Tod, als Pendant zu den einschlagenden und krepierenden Kanonengranaten [...]. Überall da, wo so eine Detonation aufgestellt war, hatte der Arrangeur die benachbarten Kämpfer [...] umgelegt. Das Sterben war spielerisch und mecha-

<sup>2</sup> Vgl. z.B. Alltagskultur der letzten 100 Jahre. Überlegungen zur Sammel-konzeption kulturgeschichtlicher und volkskundlicher Museen (Arbeits-tagung der Arbeitsgruppe „Kulturgeschichtliche Museen“ in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde vom 29. Mai bis 1. Juni 1978 in Berlin). Berlin 1980; kritisch zu dieser Entwicklung einer banalisierten Uniformität der Regionalmuseen vgl. Gottfried Korff: Die Popularisierung des Musealen und die Musealisierung des Popularen. Anmerkungen zu den Sammlungs- und Ausstellungstendenzen in den frühen Achtzigern. In: Gottfried Fliedl (Hg.): Museum als soziales Gedächtnis. Klagenfurt 1988, S. 9-23.

<sup>3</sup> Utz Jeggle: Subjektive Heimat – objektive Musealität: Zum Verhältnis von subjektiver Erlebnisfähigkeit und objektiven Ereignissen. In: Udo Liebelt/Ulrich Löber (Hg.): Heimat im Museum. ICOM/CECA. Koblenz 1982, S. 11-30.

<sup>4</sup> Ebd., S. 13.

nisch zugleich. Es transportierte anschaulich den Begriff von ‚gefallen‘, der sich mir als Kind sehr tief eingepägt hat, weil mein Vater in Rußland gefallen war“<sup>5</sup>.

Selten wird die Entstehung der Aura eines Exponats und das Begreifen von Geschichte so anschaulich beschrieben. Der Rückgriff auf die eigene Museumsbiographie, auf den subjektiven Bezug zu Ausstellungsobjekten war für Utz Jeggle Ausgangspunkt, um die museale Vermittlung von Geschichte genauer zu fassen. Im Museum – in Heimatmuseen allemal – werde Geschichte erfahren „durch eine je spezifische Verbindung von individueller Erinnerung und kollektiver Geschichte“, das Museum sei „gewissermaßen ein Kreuzpunkt [...] zwischen subjektiver Erlebnisfähigkeit und objektivem Ereignis“<sup>6</sup>. Was sich einprägen seien Bilder, nicht Begriffe, weshalb das Museum die „ästhetischen Möglichkeiten, Gegenstände lebendig in der Phantasie werden zu lassen“ nutzen müsse<sup>7</sup>. Es müsse explosive Bilder schaffen, die neue Fragen evozieren und eine „Chance der emotionalen Berührung“ eröffnen. „Wissenschaftliche Genauigkeit, inszenatorische Präsentation und anekdotische Zugänglichkeit wären die drei Grundprinzipien, deren es allesamt bedarf, damit das Heimatmuseum nicht dogmatisch, nicht ästhetisch belanglos oder nur anekdotisch wird.“<sup>8</sup>

Damit hat Utz Jeggle vorausschauend wichtige Entwicklungslinien des Museums der folgenden Jahrzehnte aufgezeigt: Professionalisierung, Inszenierung und Narrativierung, die auch heute noch Gültigkeit besitzen. Zugleich hat er darauf hingewiesen, daß das Museum ein Feld der Transformation von Erfahrungen ist, das lohnt, genauer betrachtet zu werden. Denn das Museum ist ein Ort geschichtlicher Erfahrungen – ein Ort des kollektiven Gedächtnisses –, das bei den Besuchern biographische Erfahrungen anspricht und eine spezifische Sicht auf Geschichte und Gegenwart ausstellt, in die die persönlichen Erfahrungen der Museumswissenschaftler wie auch die mitgeteilten oder untersuchten Erfahrungen der erforschten Gruppen, Individuen und Akteure einfließen.

Man könnte also das Museum durchaus als ein ‚Feld‘ betrachten, das mit Hilfe der Methoden der Feldforschung beackert werden könnte: Die Museumsleute gehen vielfach zur Bearbeitung eines Ausstellungsthemas in das von ihnen untersuchte Feld. Sie nehmen teil an einer „Introspektion sozialer Situationen“<sup>9</sup>, suchen den persönlichen Kontakt und bringen sich als Personen ein, sie sammeln vielfältige Dokumente (Artefakte, Schriftstücke, Interviews, Bildmaterial

<sup>5</sup> Ebd., S. 14.

<sup>6</sup> Ebd., S. 12ff.

<sup>7</sup> Ebd., S. 26.

<sup>8</sup> Ebd., S. 27.

<sup>9</sup> Stefan Hirschauer/Klaus Amann: Die Befremdung der eigenen Kultur: Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie. Frankfurt/M. 1997; hier: S. 24.

etc.) und sie textualisieren und visualisieren ihre Erfahrungen und Beobachtungen in der Ausstellung. Museumsarbeit hat so gesehen viel mit ‚Poesie‘ zu tun: sie vermittelt anschaulich, sinnlich und narrativ, sie besticht durch authentische „Originale“ und durch „Originalität“. All dies könnte im Sinne der Feldforschung kritisch reflektiert werden. Der Alltag der Museumsarbeit sieht jedoch vielfach anders aus: Neben der primär themen- und objektbezogenen Arbeit des Sammelns, Forschens, Dokumentierens dominiert die ergebnisorientierte Arbeit des Präsentierens den Museumsalltag. Gewöhnlich bleibt so nicht viel Zeit, die ‚Fallen‘ des Feldes genauer zu analysieren, z.B. „Fehlschläge beim Feldzugang, Auflaufen auf Mitteilungswiderstände, Mißlingen von Verstehensversuchen“<sup>10</sup> bis hin zum Problem der historischen Repräsentation. Zeit- und Sparzwänge richten die Arbeit in erster Linie auf vorweisbare Ergebnisse und Umsetzungen, weniger auf spielerische und kritische Reflexion. Die langen Zeit- und Erhebungsstrecken, derer die Feldforschung bedarf, sind so im derzeitigen Rahmen von Museumsarbeit kaum zufriedenstellend umsetzbar. Überlegenswert ist es aber, ob eine vermehrte Integration von Methoden der Feldforschung in die Museumsarbeit nicht hilfreich sein könnte, um den gegenwärtigen Popularisierungs- und Ästhetisierungstendenzen besser begegnen zu können. Vielleicht muß das Museum zukünftig als Ort der Transformation von Erfahrungen ernst genommen werden.

Dazu zwei Beispiele aus meiner Museumspraxis, aus dem zuletzt von mir in Zusammenarbeit mit einer Biologin bearbeiteten expobegleitenden Projekt der Museen des Landkreises Gifhorn – „Moore, Sumpf und Klosterland. Lebensraum im Wandel“ –, das die Veränderung einer Naturlandschaft zu einer Kulturlandschaft und damit die räumliche Beheimatung durch menschliche Eingriffe in die Natur mit allen Vor- und Nachteilen zum Thema hatte. Der Geschichte der Kolonisation eines Hochmoores und der Entwässerung eines Sumpfes wurde jeweils eine eigene Ausstellung in Verbindung mit einem Lehrpfad in der Landschaft selbst gewidmet; die Idee des französischen *écomusée*-Konzeptes – Aufarbeitung der Erfahrungen in einem regionalen Raum, Verbindung von Museum und Natur- bzw. Kulturzeugnissen vor Ort – stand im Vordergrund.<sup>11</sup> Dazu führten meine Kollegin und ich – neben der grundlegenden Literatur- und Archivarbeit – Landschafts- und Ortserkundungen durch, führten Interviews mit Bewohnern des Moores und starteten Sammlungsaufrufe. Genau ein dreiviertel Jahr stand uns für die Konzeption und Vorbereitung der Umset-

<sup>10</sup> Ebd., S. 19f.

<sup>11</sup> Vgl. Andrea Hauser/Dorit Koepe: Das Große Moor und der Torf; Dies.: Der Drömling und das Wasser. In: Moore, Sumpf und Klosterland. Lebensraum im Wandel. Hg. von den Museen des Landkreises Gifhorn. Gifhorn 2000, S. 9-72. Zur Projekt-, Ausstellungs- und Lehrpfadkonzeption vgl. Jürgen Conrad/Andrea Hauser u.a.: Moore, Sumpf und Klosterland. Ein expobegleitendes Projekt der Museen des Landkreises Gifhorn. In: Mitteilungsblatt des Museumsverbandes Niedersachsen-Bremen, 1 (2001) (im Druck).

zung der beiden recht umfangreichen Ausstellungen und Lehrpfade zur Verfügung, was einen immensen Zeit- und Arbeitsdruck mit sich brachte.

Die Moorkolonisation des 18. Jahrhunderts war in dem moorreichen Nordwestdeutschland eine grundlegende aber ambivalente geschichtliche Erfahrung: Es wurde durch sie neuer Lebensraum für die anwachsende, landlose Landbevölkerung geschaffen, zugleich bedeutete sie für mehrere Generationen vorprogrammierte Armut. Nicht umsonst heißt es heute noch: „Dem Ersten den Tod, dem Zweiten die Not, dem Dritten das Brot“. Die Bewohner der neugegründeten Moorkolonie Neudorf-Platendorf bei Gifhorn waren deswegen von ihrer Nachbarschaft beargwöhnt. Gerüchte, daß im Moor ursprünglich hauptsächlich Kriminelle angesiedelt worden seien, halten sich bis heute. Bei unseren Recherchen stießen wir deshalb an starke Barrieren, wenn wir nach den früheren Arbeits- und Lebensbedingungen im Moor fragten. Die Schilderung der harten, krankmachenden Arbeit im Torfabbau bis in unser Jahrhundert hinein mußte in den Augen der Moorbevölkerung den Mythos der Armut und des Verbrechens wiederbeleben, eine Geschichte, mit der man nicht bereit war, sich zu identifizieren.<sup>12</sup> Nur wenige Bewohner der ehemaligen Moorkolonie waren bereit, uns ein Interview zu geben. Umso erstaunlicher war es für uns von daher, daß die Ausstellungen und Lehrpfade von ihnen dann begeistert aufgenommen wurden. Ein großer Teil der Bewohner und Bewohnerinnen des Großen Moores kam in den ersten Wochen nach der Eröffnung in die Ausstellung, brachte Verwandte und Freunde mit und erklärte ihnen das Präsentierte. Leider hatten wir nicht die Zeit, diesen Vorgang genauer zu analysieren, was insofern bedauerlich ist, als wir auf eine kritische Evaluierung unserer eigenen Arbeit verzichten mußten. Denn die Akzeptanz des Feldes, das oft in der Ausstellung zu hörende „Genau so war es“, ist zwar einerseits wünschenswert, kann aber auch eine Problemanzeige sein: Interessant wäre es zu wissen, welche Basis dieser angebliche Authentizitätsbeweis hat. Fühlten sich die Moorbewohner durch die Ausstellung in ihrer Geschichte aufgewertet? Brachte ihnen die Ausstellung neue Erkenntnisse? War sie gar eine Entsorgung der Vergangenheit, indem das Museum diese ästhetisch stillstellte? Daß unterschwellig die Akzeptanz nicht so einhellig war, dies zeigt mein zweites Beispiel, ein Konflikt um die von uns erstellte Videodokumentation „Torfabbau im Großen Moor bei Gifhorn“, die wir in Zusammenarbeit mit einer Jugendfilmwerkstatt und Bewohnern und Bewohnerinnen der ehemaligen Moorkolonie angefertigt hatten.<sup>13</sup>

<sup>12</sup> Ähnliche Erfahrungen wurden beim Aufbau des Freilichtmuseums Moordorf in Ostfriesland gemacht: Er erfolgte durch Außenstehende, nicht durch Bewohner Moordorfs, deren Vorfahren die Not am eigenen Leib erlebt hatten, da „bei den Betroffenen das Gefühl der Armut noch zu unmittelbar“ sei. (Hedwig Hangen: Heimat im Museum. Bericht aus der Praxis des museumspädagogischen Modellversuchs MOBILE. In: Udo Liebelt/Ulrich Löber (Hg.): Heimat im Museum. ICOM/CECA. Koblenz 1982, S. 31-37; hier: S. 36.)

Zur Vorführung des Handtorfstiches und einer Preßtorfmaschine erschienen die Neudorf-Platendorfer unabgesprochen folkloristisch verkleidet – die Frauen pikanterweise mit alten Hauben, sogenannten Flusterhüten, Sackschürzen, Jeans (!) und Holzschuhen, die Männer in Cordhosen, weißen Hemden, Westen und Holzschuhen, Kleidung, die für die 100-Jahr-Feier des Ortes neu angefertigt worden war und wovon Einzelteile – wie z.B. die Flusterhüte – tatsächlich früher typische Kleidungsstücke der Region waren. Zunächst irritiert, werteten wir später diese Verkleidung positiv, denn sie hat unweigerlich dem Film die nötige historische Distanz verliehen: relativ unprofessionell produziert – die Jugendlichen sind mit ihren Videokameras immer wieder im Bild zu sehen – zeigte auch die Kombination von Jeans und Flusterhut, daß es früher so auf keinen Fall war. Wir hatten darum gebeten, daß ein versierter Kenner der Torfarbeit die vorgeführten Arbeiten kommentieren sollte. Außerdem schilderte eine ehemalige Torfarbeiterin die harten Arbeitsbedingungen, die das Brechen der Torfstücke und ihr Aufschichten zum Trocknen bedeuteten: Die „Hände waren nie heile“.



*Vorführung einer Preßtorfmaschine zur Herstellung von Brenntorf durch Bewohner der ehemaligen Moorkolonie.*

<sup>13</sup> Museen des Landkreises Gifhorn/Jugendfilmwerkstatt Hankensbüttel: Torfabbau im Großen Moor bei Gifhorn. Gifhorn 2000.

Selbst fügten wir historische Kommentare und Fotografien ein und brachten das gefilmte Material in eine uns „vernünftig“ erscheinende Reihenfolge (Gang des Arbeitsprozesses, Aussagen zur Arbeits- und Lebensweise, Produkte).

Bei einer Führung von mir durch die Ausstellung, an der viele Bewohner des Moores teilnahmen, eskalierte anhand dieses Filmes ein Konflikt. Es entwickelten sich eine harte Kontroversen darüber, ob das Gezeigte und Gesagte der Wahrheit entspräche. Was war geschehen? Zwar stammte ein großer Teil der Mitwirkenden aus alteingesessenen Familien der Moorkolonien, sie waren zum Teil Nachkommen der ersten Siedler, doch die Eingeherratenen und insbesondere der Kommentator des Arbeitsprozesses waren erst nach dem Zweiten Weltkrieg nach Neudorf-Platendorf gekommen. Er hatte sich sein Wissen aus Büchern angeeignet indem er nach seiner Pensionierung selbst Torf abbaute. Seine Geschichtskompetenz wurde offensichtlich angezweifelt. Besonders angegriffen fühlte sich der selbstberufene Heimatforscher des Ortes, ebenfalls kein Alteingesessener, ein Gifhorner, der Teile seines Arbeitslebens in der Torf-industrie zubrachte. Ich stellte mich soweit wie möglich der Diskussion – es nahmen an der Führung auch Außenstehende teil – aber eine Einigung darüber, was am Film „richtig“ oder „falsch“ sei und eine Aufklärung darüber, warum der Film diese Abwehr auslöste, konnte nicht erzielt werden. Der Heimatforscher zog danach die meisten seiner Exponate aus der Ausstellung ab, die Mitwirkenden am Film – später nach möglichen Unstimmigkeiten befragt – wehrten ab. Auch hier konnten wir aus Zeitgründen den Konflikt nicht weiter bearbeiten. Es handelte sich offensichtlich um einen Kampf um das Recht auf Authentizität – wer „darf“ die Geschichte erzählen – die Einheimischen, die zugezogenen Experten, die Museumsleute? Eine kritische Befragung der durch uns geschaffenen Repräsentation des Feldes in Form des Videos hätte möglicherweise zur Folge gehabt, daß die historische Rekonstruktion deutlicher sichtbar gemacht worden wäre. Die Untersuchung der Wirkungsgeschichte des Films im Ort selbst hätte sicherlich tiefere Einblicke in die ambivalenten Prozesse der Aneignung von Geschichte geben können.

Die beiden Beispiele verdeutlichen, mit welchen sensiblen Bereichen es Museumsarbeit tagtäglich zu tun hat, besonders wenn sie Zeitzeugen und Betroffene integriert, was ja mittlerweile ein gängiges Verfahren im Museum geworden ist. In einem breiten Feld der Interaktion werden Erfahrungen abgefragt, ausgetauscht, dargestellt und angesprochen. So ist das Berufsbild des Museumswissenschaftlers komplex geworden.<sup>14</sup> Nicht nur die herkömmlichen Gebiete des Sammelns, Bewahrens, Forschens und Präsentierens hat er zu bewältigen, auch verstärkte gesellschaftliche Anforderungen wie die, das Museum als Kommu-

<sup>14</sup> Neben der eigenen Forschungstätigkeit ist der/die MuseumsarbeiterIn heute KulturmanagerIn, KreativbrokerIn, ÖffentlichkeitsarbeiterIn, VerwaltungsleiterIn, Mediator/in und kulturelle/r Dienstleister/in der Region.

nikationsort und Erlebniswelt zu gestalten, kamen in den letzten Jahren hinzu. Auf der inhaltlichen Ebene ist besonders das regionale Museum in starkem Maße immer noch Identitätsagentur und Ort der Transformation von Erfahrungen, indem es Vermittlungsprozesse von Erfahrungen organisiert und inhaltlich füllt. Die allgemeinen Ausstellungsfragen – wer forscht, wer stellt wen oder was wie aus und für wen? – stellen sich hier mehr denn je in besonderer Zuspitzung. Welche Fallen im ‚Feld‘ Museum vorhanden sind, soll im folgenden noch einmal systematisch reflektiert werden.

### *Museumsdinge*

In den letzten Jahren findet eine verstärkte Auseinandersetzung mit den Museumsdingen statt. Nicht nur ihre polyphonen Bedeutungsebenen treten ins Blickfeld, auch der spezifische Vorgang des Sammelns und seine Konsequenzen für die Objekte, nämlich ihre Fragmentierung und Herauslösung aus ihren ursprünglichen Gebrauchs-Kontexten. Damit stellt sich die Frage nach der Musealisierung der kulturellen Artefakte, nach der Transformation von Artefakten zu Repräsentanten einer fremden oder zumindest anderen Kultur: Im Museum sind sie in erster Linie Semiophoren, Bedeutungsträger und werden damit weniger in ihrer „materiellen Dimension – als Leib –, sondern in ihrer symbolischen – als Kommunikatoren aus einer anderen Welt – ausgestellt und wahrgenommen<sup>15</sup>.

Um sie in angemessener Weise im Museum verständlich machen zu können, bedarf es genauer Informationen über das Exponat, nicht nur über seine zeitliche Einordnung, über Form und Material und seine Gebrauchskontexte, sondern auch über die Geschichte des Erwerbs und der dahinterstehenden Sammlungsstrategie mit ihren sich wandelnden Auswahlkriterien. Als ebenso wichtig hat man mittlerweile das Festhalten der Geschichte des Spenders erkannt, der ‚Biographie der Dinge‘ unter Einbeziehung der Lebenserfahrungen des ehemaligen Besitzers und seiner damit verbundenen Interpretationen des Objektes. Die Museumsdinge können dann als Bedeutungsträger exponiert werden; dadurch werden sie zu ‚Erinnerungsstücken‘, die das soziale Gedächtnis des Museums über die Exponate zum Sprechen bringen können, wie es vor nicht allzulanger Zeit das Berliner Heimatmuseum Neukölln in der gleichnamigen Ausstellung vorgeführt hat. Durch die Darbietung ihrer individuellen Geschichte werden die Objekte zugleich Ausdruck „kollektiver historischer

<sup>15</sup> Vgl. auch allgemein zum Prozeß der Musealisierung der Objekte und der damit verbundenen Krise der Repräsentation Hilke Doering/Stefan Hirschauer: Die Biographie der Dinge. Eine Ethnographie musealer Repräsentation. In: Hirschauer/Amann 1997: Befremdung, S. 267-297, hier: S. 290.

Erfahrungen und ihrer Interpretationen“, was den Besuchern ermöglicht, ihre eigene Situation ins Verhältnis zu den vermittelten historischen Erfahrungen zu setzen<sup>16</sup>. Wie fruchtbar ein solcher Erfahrungsaustausch über Objekte sein kann, zeigt auch das Ergänzungsprojekt zur Ausstellung „Erinnerungsstücke“: „Fluchtpunkt Berlin-Neukölln“: Bewohner eines Flüchtlingsheimes ergänzten die ausgestellten Exponate der „Erinnerungsstücke- Ausstellung“ aus dem Museumsbestand mit eigenen Objekten, die für ihre Flucht oder ihr Ankommen in der neuen Heimat wichtig gewesen waren und erläuterten, warum. Die Lebenssituation der Flüchtlinge wurde dadurch für viele verständlicher und es kam über die Exponate zum Dialog zwischen verschiedenen Kulturen.



Inszenierung ‚Saisonarbeiterschaft im Torfabbau‘ in der Ausstellung „Das Große Moor und der Torf“ im Historischen Museum Schloß Gifhorn.

Die durch Objekte rekonstruierbaren individuellen und kollektiven Geschichten zum Sprechen zu bringen, bleibt somit eine wichtige Aufgabe des Museums. In der Gifhorer Ausstellung taten wir dies z.B. durch eine Inszenierung, die die Besucher zum Hinschauen anregen sollte: Wir stellten katholische Heiligenfi-

<sup>16</sup> Vgl. Udo Gößwald: In einem anderen Licht. Heimatbegriff und Erinnerungsarbeit. In: Joachim Meynert/Volker Rodekamp (Hg.): Heimatmuseum 2000. Ausgangspunkte und Perspektiven. Bielefeld 1993, S. 27-34; hier: S. 28.

guren aus der Kapelle, die eigens für die zahlreiche, im Moor arbeitende katholische Saisonarbeiterschaft aus dem heutigen Polen im Moor errichtet wurde, hinter ein Eisenbett aus einer ihrer Wohnbaracken, unter dem Zeitungsartikel über die erste Ankunft von Saisonarbeitern in Gifhorn und über spätere gemeinsame Abschiedsfeiern zusammen mit den einheimischen Torfarbeitern berichteten. Diese Inszenierung sollte zugleich für die Fremdheit des katholischen Glaubens im protestantischen Gebiet, aber auch für gelungene Akkulturationsprozesse in den Anfängen der industriellen Arbeitsmigration stehen.

Gerade die Erforschung aktueller Dingbedeutsamkeiten ist – wie das Berliner Projekt bezeugt – ein Gang ins Feld, das Methoden der Feldforschung erforderlich macht. Im Prinzip handelt es sich bei diesen persönlichen Kontaktaufnahmen zur Vorbereitung von Ausstellungen oder zur Erforschung der Objektgeschichten um eine andauernde teilnehmende Beobachtung, deren Ergebnisse im Museum durch Vertextung und Arrangements der Exponate im Zuge einer analytischen Arbeit der Museumswissenschaftler dann präsentiert werden. Die dabei gemachten Erfahrungen und Beobachtungen kritisch im Sinne einer Feldforschung auszuwerten, könnte zur Aufspürung relevanter Fragestellungen beitragen.

#### *Lebensweltliche Bezüge*

In vielen Ausstellungsprojekten spielen Erinnerungen von Zeitzeugen eine große Rolle.<sup>17</sup> Subjektive Erinnerungszeugnisse und Zeitzeugenaussagen versprechen eine Vermittlung der sinnlichen, subjektiven Erfahrbarkeit von Geschichte und eine Verbindung von persönlicher und ‚großer‘ Geschichte.

Die Arbeit des Museums gewinnt durch die organisatorische Anbindung von interessierten Laien eine andere Gewichtung, sowohl in zeitlicher Hinsicht – Oral-History-Projekte sind sehr zeitintensiv – als auch durch die Schaffung ei-

<sup>17</sup> Mit der demokratischen Öffnung der Museen seit den 1970er Jahren wurden vermehrt Zeitzeugen in die Museumsarbeit integriert. Federführend war hier das Historische Museum in Frankfurt, das beginnend mit der Ausstellung „Arbeiterjugendbewegung in Frankfurt 1904-1945“ (29. Oktober 1978-15. Juli 1979) in Zusammenarbeit mit Zeitzeugen Ausstellungen erarbeitete. 1980 folgte „Frauenalltag und Frauenbewegung 1890-1980“, die neben Inszenierungen und Karikaturen auch erfolgreich lebensgeschichtliche Erinnerungen in Form von Tonbildschauen integrierte. Eine andere Form der Biographisierung von Gegenständen wurde in der Ausstellung „Walter, 1926 + 1945 an der Ostfront. Leben und Lebensbedingungen eines Frankfurter Jungen im III. Reich“, 1983 umgesetzt, indem anhand seines Nachlasses dessen Leben beschrieben wurde. Obwohl Oral History nicht gleichzusetzen ist mit Feldforschung, sind hier doch im Bereich des Museums die größten Annäherungen an deren Methoden.



nes Kommunikationsortes. Die Museumsmitarbeiter müssen sich auf Diskussionen und fremde Lebenserfahrungen einlassen, was auch bedeuten kann, daß sie sich selbst hinterfragen und ihre Geschichtsbilder revidieren müssen. Die Zeitzeugen bringen Erfahrungen – zum Teil auch sehr persönliche – ein, auf deren Verwertung in der Ausstellung sie dann meist wenig Einfluß haben. Anders wird dies in den letzten Jahren in den USA vermehrt durchgeführten Community-Ausstellungen gehandhabt.<sup>18</sup> Es handelt sich dabei um Ausstellungen über eine kommunale Einheit, religiöse oder ethnische Gruppen, sexuelle Orientierungen etc., die unter aktiver Beteiligung von Angehörigen dieser Gruppen verfaßt und präsentiert werden. Community-bezogene Ausstellungen verstehen sich als gemeinwesenbezogene Museumsarbeit, die das Museum auch für bisher museumsferne Schichten öffnen möchte. So wurden z.B. für die Ausstellung „Porque Brooklyn: Our Borough's Latino Voices“ der Brooklyn Historical Society Rechercheure, Fotografen und wissenschaftliche Berater, die eine persönliche Beziehung zur untersuchten Community hatten, eingestellt. Letztere ebneten den Weg zu den Informanten. Die Rechercheure zeichneten in der Tradition der Oral History mit Angehörigen der Communities deren Lebensgeschichten auf, trugen Ausstellungsgegenstände zusammen und machten in Zusammenarbeit mit dem Fotografen Dokumentarfotos. Dadurch wurde nicht nur die Sammlung thematisch erweitert und aktualisiert, die gesammelten Gegenstände wurden auch biographisiert. Allerdings ist eine solche Museumsarbeit sehr zeitaufwendig und verlangt allen Beteiligten großes Engagement ab. In die Umsetzung und Gestaltung der Ausstellungen sind die Informanten jedoch letztlich wieder nicht einbezogen, dies wird von den Museumsmitarbeitern unabhängig von ihnen realisiert.<sup>19</sup>

Dabei bleibt ein Problem, wie die im Zuge der Hinwendung zur Geschichte der Akteure in Form von Oral History mitgeteilten Erfahrungen im Museum überhaupt adäquat präsentiert werden können.<sup>20</sup> Vielfach wird die biographische Dimension rein illustrativ eingesetzt. Zeitzeugenaussagen werden dann als ‚Expertenaussagen‘ gehandhabt ohne die dahinterstehenden subjektiven Erfahrungen und Verarbeitungen sichtbar zu machen. Problematisch bleibt auch die Auswahl der subjektiven Aussagen; meist siegt hier die Attraktivität über die Repräsentativität einer Allgemeinaussage – eine Darstellung verschie-

dener Aussagen zum gleichen Thema könnte hier zumindest das Problem sichtbar machen.

Nötig scheinen hier Formen der Distanzierung oder des Kommentars zu sein, um die Relativität subjektiver Aussagen zu kennzeichnen. Denn der wissenschaftliche Umgang mit den biographischen Erinnerungen, die ja immer auch eine wertende Geschichtsrezeption darstellen,<sup>21</sup> gebietet den Museumsmitarbeitern, diese in größere historische Zusammenhänge einzuordnen und zu relativieren, ein biographisches mit einem historischen Ordnungsprinzip zu verbinden. Bei der Darstellung der dadurch sichtbar werdenden unterschiedlichen individuellen Möglichkeiten des Handelns könnten die Neuen Medien hilfreich sein, wie es Alexander von Plato in einem Projekt an der Fernuniversität Hagen anhand verschiedener Filme über Biographien von Arbeitern, die Arbeitsunfälle hatten, versucht hat. Vielleicht ist auch das in den amerikanischen Community-Ausstellungen eingesetzte „object theater“ – „eine Art Ton- und Licht-Show, computergesteuert, in der die Aufmerksamkeit des Publikums auf verschiedene Gegenstände und Requisiten in einem bühenbildartigen Environment gelenkt wird“<sup>22</sup>, verbunden mit Aussagen von verschiedenen Zeitzeugen, die zusammen eine Art kollektive Biographie darstellen, – eine Möglichkeit, Distanzierung und Empathie zugleich zu ermöglichen. Lebensweltliche Bezüge sind so nach wie vor ein Garant dafür, daß subjektive Geschichte und museale Objektivität zusammen kommen. Doch was ist museale Objektivität?

### *Konzeptionen und Präsentationen*

Jede Präsentation ist – das ist mittlerweile eine Binsenwahrheit – Interpretation, eine Verbindung der *res factae* mit den *res fictae*.<sup>23</sup> „Ihres Gebrauchskontextes beraubt, werden die Dinge semantisch hilfsbedürftig. Sie brauchen Sinn-Prothesen.“<sup>24</sup> Bildliche oder gegenständliche, sprachliche oder dramaturgische Kommentare und räumliche Gesamtarrangements rekontextualisieren die Gegenstände. Hier stellt sich die Frage nach dem konstruktiven Tun von Ausstellungs-

<sup>18</sup> Auch die „Geschichtswerkstätten-Bewegung“ in Europa hat bei der Einbeziehung der Betroffenen wichtige Ergebnisse, auch in Form von Ausstellungen, erzielt.

<sup>19</sup> Vgl. dazu genauer David M. Kahn: Community-bezogene Ausstellungen. In: *Museumskunde* 62 (1997) 1, S. 48-53.

<sup>20</sup> Vgl. dazu genauer Alexander von Plato: Lebensgeschichtliche Erinnerungszeugnisse in Museen und Ausstellungen. In: *BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History*, (1992) 2, S. 213-228; hier: S. 221ff. Üblich sind hier Tonbildschauen, Videos, Kurzzitate aus Interviews als Überschriften oder Motto, biographische Kommentierung von Erinnerungsgegenständen etc.

<sup>21</sup> Vgl. dazu Detlef Hoffmann: Kann persönliche Erfahrung von Geschichte eine Rolle in historischen Ausstellungen einnehmen? In: *Lebenslauf und Lebenszusammenhang. Autobiographische Materialien in der volkskundlichen Forschung*. Hg. v. Rolf W. Brednich u.a. Freiburg 1982, S. 255-268; hier: S. 259; von Plato 1992, *Lebensgeschichtliche Erinnerungszeugnisse in Museen und Ausstellungen*, S. 213-228.

<sup>22</sup> Kahn 1997, *Ausstellungen*.

<sup>23</sup> Gottfried Korff/Martin Roth (Hg.): *Das historische Museum. Labor, Schaubühne, Identitätsfabrik*. Frankfurt/M. u.a. 1990, S. 26.

<sup>24</sup> Doering/Hirschauer 1997, *Biographie der Dinge*, S. 275.

machern und des Umgangs damit. „Wer hat die Fähigkeit, die Berechtigung und die Autorität, Geschichte zu erzählen?“, fragte kürzlich Dieter Kramer.

„Jede Erinnerung ist eine Version, ein Bild davon, wie ein Individuum, eine Gruppe sich sehen will. Historisch orientierte Museen schlagen in ihrer eigenen Verantwortung solche Bilder vor. Sie beteiligen sich damit an dem Versuch der Gesellschaft, sich diskursiv Rechenschaft abzulegen über ihren Weg in der Geschichte und darüber zu diskutieren, wie dieser Weg fortgesetzt wird.“<sup>25</sup>

Gefordert wird in diesem Zusammenhang, die Autorenschaft von Ausstellungen und die ihnen zugrundeliegenden Perspektivierungen und Deutungen kenntlich zu machen. Eine solche Signierung des Museums wurde z.B. im Museum für Stadtgeschichte der Stadt Luxemburg realisiert:

„Die verantwortlichen Autoren haben jeweils ihre Aussagen unterzeichnet, um auf ihre Subjektivität hinzuweisen und zwischen dem Besucher, den Exponaten und den historischen Stellungnahmen ein Spannungsfeld aufzubauen, das dem Besucher einen eigenen Zugang zum Geschichtsverständnis ebnet.“<sup>26</sup>

Eine weitere Möglichkeit stellt die multiperspektivische und kontroverse Präsentation selbst dar. Die Ausstellung formuliert in ihren Texten Fragen, läßt Antworten offen, benennt Kontroversen und Lücken und irritiert durch Brüche in ihren Inszenierungen. Kustoden und Museumsleiter zeichnen dann nicht nur verantwortlich für ihre Interpretationen von Geschichte, Kultur und Kunst und stellen sich der öffentlichen Diskussion, sondern verzichten auch bewußt auf einen Anspruch von „Wahrheit“.<sup>27</sup>

Vielschichtigkeit, Mehrdeutigkeit und interpretative Offenheit des Museums sind daher Bestandteile pädagogischer und didaktischer Modernität. Verfremdungen, Irritationen, Verweisungen und suggestive Imaginationen werden dagegen in den letzten Jahren immer mehr zum Metier der Gestalter, folgerichtig, denn neben der inhaltlichen Auseinandersetzung spielt die sinnliche Wahrnehmung des Dargebotenen im Museum eine wesentliche Rolle. So beschreibt der Gestalter Jürg Steiner die Wirkung der zwölf begehbar gemachten Kessel des

<sup>25</sup> Dieter Kramer: Über die Autorität des Museums. In: Wolfgang Kaschuba u.a. (Hg.): Alltagskultur im Umbruch. Weimar u.a. 1996, S. 233-246; hier S. 233ff.

<sup>26</sup> Marie-Paule Jungblut: Der Standort der Exponate für Stadtgeschichte der Stadt Luxemburg. In: *Museumskunde* 62 (1997) 1, S. 40-42; hier: S. 42. Wobei in den meisten Fällen über den Katalog die inhaltliche Verantwortlichkeit für die Ausstellung festzustellen ist. Eine direkte namentliche Kennzeichnung in der Ausstellung selbst mag auch verwirrend wirken.

<sup>27</sup> Dieter Kramer 1996, Über die Autorität des Museums, S. 236.

Kraftwerkes Vockerode für die Ausstellung „mittendrin. Sachsen-Anhalt in der Geschichte“ im Jahre 1998 wie folgt: „Je nach Lichtstimmung wirken die Räume bedrohlich, heimelig oder fremd, immer aber wecken sie Neugierde. Ihre Ästhetik ist allgegenwärtig und raumbestimmend.“<sup>28</sup> Die konzeptuelle und ästhetische Nutzung der Raumsituation und der Raumorientierung spricht die Besucher indirekt, über ihre Wahrnehmung, an und kann dabei zugleich wichtige Inhalte vermitteln.



*Rauminszenierung in der Ausstellung „Das Große Moor und der Torf“ im Historischen Museum Schloß Gifhorn. Die Siedlungsstruktur des auf dem Reißbrett entworfenen Moorhufendorfes diente als grundlegende Ausstellungsarchitektur.*

Im Kraftwerk Vockerode in Sachsen-Anhalt wurden „Teile der Architekturüberlieferung zum Gehäuse für Deponier- und Exponiervorhaben, die sich auf das historische Erbe in toto beziehen“ und es wurde dort – so Gottfried Korff – „mit Mitteln einer musealen, besser sollte man sagen: einer expositorischen Versuchsanordnung in einem ehemaligen Industriegiganten eine historische und auf Probleme der Gegenwart bezogene Standortbestimmung einer Region

<sup>28</sup> Jürg Steiner: Transformation. In: mittendrin. Sachsen-Anhalt in der Geschichte. Dokumente zur Ausstellung im stillgelegten Kraftwerk Elbe, Vockerode 15. Mai bis 13. September 1998. Hg. v. Franz-Josef Brüggemeier, Gottfried Korff und Jürg Steiner. Lutherstadt Wittenberg 1999, S. 25-27; hier: S. 26.

vorgenommen.“ Im ehemaligen Kesselhaus „hatte sie ihre Schatz-, Schau- und Studierkammern eingerichtet, um im Labyrinth der Kessel und Maschinen die Eindrucks- und Anmutungsqualitäten der Objekte in einer für diese ungewohnten Umgebung zur Geltung zu bringen, aber auch um die Schwierigkeiten einer Annäherung an die Geschichte in der Gegenwart selbst zum Thema zu machen.“ Gerade der „Staub und Schmutz“ – Überbleibsel des kurz vor der Ausstellung „mittendrin“ stillgelegten Kraftwerkes Vockerode – hätten im Kontrast zwischen den Sachzeugen in den ehemaligen Brennkammern dem Parcours Aura und Würde gegeben.<sup>29</sup> „Diese Kulisse stellt jedes moderne Museum in den Schatten,“<sup>30</sup> war eine enthusiastische Besuchermeinung zu dieser Ausstellung. Dagegen bedauert eine Ausstellungsrezension der Großausstellung „Sonne, Mond und Sterne“ im Zollverein Essen<sup>31</sup>, daß, obwohl es zentral um den Kohleabbau in der Region ging, dieser und die damit verbundenen Arbeits- und Lebensbedingungen der Kohlearbeiter kaum thematisiert worden seien, die Menschen in der Geschichte nicht mehr sichtbar würden. Und dies stellt in der Tat ein zentrales Problem der Mega-Shows dar: Die dort stattfindende Auratisierung des Ästhetischen durch Lichtführung, durch Kontraste von Objekten der ‚hohen‘ Kultur und der Alltagskultur, von Kunst und Objekten aus der Wissenschaft sowie durch den räumlichen Gesamteindruck etc. bedient in erster Linie die in der Konsumkultur vorgeprägten Wahrnehmungsweisen der Besucher. Zu fragen bleibt, ob das, was die Stärke der alten Wunderkammern war, auf die sich die Großprojekte vielfach berufen<sup>32</sup> – nämlich Staunen auszulösen –, in den Wunderkammern der neuen Museologie nicht dazu führt, daß Konsumentenidentitäten kulturell überhöht und affirmativ bestätigt werden. Kleinere Museen und kontinuierliche Museumsarbeit könnten diese Defizite der Großausstellungen – Verschwinden der Menschen und Bedienung vorgegebener Wahrnehmungsweisen – durchaus als Chance begreifen, indem sie sich verstärkt der Präsentation der subjektiven Erfahrungen der Menschen in Geschichte und Gegenwart widmen und versuchen, visuelle Brücken zu bauen zur kreativen Erneuerung der Wahrnehmung. Als Orte der „Konstruktion der Erinnerung“, in

<sup>29</sup> Gottfried Korff: mittendrin im Rückblick. In: mittendrin. Sachsen-Anhalt in der Geschichte. Dokumente zur Ausstellung im stillgelegten Kraftwerk Elbe, Vockerode 15. Mai bis 13. September 1998. Hg. v. Franz-Josef Brüggemeier, Gottfried Korff und Jürg Steiner. Lutherstadt Wittenberg 1999, S. 9-13; hier: S. 9f.

<sup>30</sup> mittendrin 2000. Sachsen-Anhalt in der Geschichte. Dokumente, S. 88.

<sup>31</sup> Holger Flick: Ausstellungsbesprechung: Sonne, Mond und Sterne. Kultur und Natur der Energie. URL: <http://www.hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensio/ausstell/1999fho0799.htm> [25.2.01]. Ähnliche Meinungen finden sich auch in den Kommentaren der Besucher in den Gästebüchern der Ausstellung „Feuer und Flamme“: „[...] Gerade in einer Industrieausstellung sind die Arbeiter, die die Sanierungsarbeiten durchgeführt haben, nicht zu finden.“ Und „Postmodern-ästhetisch (auf Kosten der Geschichte)“. In: Feuer und Flamme. Eindrücke einer Ausstellung im Gasometer Oberhausen 1994/95. Eine Dokumentation Hg. von Ulrich Borsdorf et al. Essen 1995, S. 72ff.

denen die eigene Situation ins Verhältnis zu einer vermittelten historischen Erfahrung gesetzt wird, und als eine „Schule der differenzierten Wahrnehmung“, in der aus einer kritischen Auseinandersetzung mit heutigen Wahrnehmungsweisen heraus, neue Präsentationsformen entwickelt werden, die gängige Muster durchbrechen und die Neugier auf das Andere, Fremd(geworden)e wecken<sup>33</sup>, könnte der „Erlebnisraum Museum“ neue Konturen gewinnen.

### Rezeptionen

Überhaupt sind die Besucher/innen vielfach noch das unbekannte Wesen. Meist werden sie und ihr Verhalten rein quantitativ erfaßt. Dies wird dadurch befördert, daß mittlerweile die Höhe der Besucherzahlen zum allgemeinen Maßstab der Leistungsfähigkeit der Museen geworden ist, eine Tendenz, die nicht unproblematisch ist. Sie fördert den „Eventcharakter“ und vernachlässigt die wichtigere Frage danach, was die Besucher/innen von einem Museumsbesuch mitnehmen. So weiß man zwar inzwischen viel über Besucherzahlen, die Verweildauer und das Leseverhalten, wenig über Bewertungen und Wünsche der Besucher. Eine rühmliche Ausnahme stellt die recht differenzierte Besucherbefragung während der Ausstellung „Feuer und Flamme“ im Gasometer Oberhausen aus dem Jahre 1994 dar.<sup>34</sup> Diese Befragung belegt zwar, daß die Medien nicht unerheblich zum Erfolg der Ausstellung beigetragen haben, daß jedoch 90% der Besucher/innen aus Nordrhein-Westfalen, besonders aus Oberhausen und Essen stammten, die Ausstellung also von den ‚Einheimischen‘ angenommen wurde. Dabei handelte es sich um ein recht junges Publikum, rund zwei Drittel waren unter 40 Jahren alt, und obwohl höhere Bildungsabschlüsse dominierten, war es dennoch „in hohem Maß gelungen, Bevölkerungsteile zu einem Ausstellungsbesuch zu animieren, die nicht zum „klassischen“ Museumspublikum gehören.“ Dabei bildeten das „Gesamterlebnis, die Verbindung zwischen

<sup>32</sup> Es ist m.E. bezeichnend, daß sich zahlreiche neuere Ausstellungsprojekte auf das „theatrum mundi“, die Wunderkammer berufen. So z.B. Detlef Hoffmann für die neue Moorausstellung im Staatlichen Museum für Natur- und Völkerkunde in Oldenburg; so „mittendrin“ mit dem Auftakt eines „Theatrum“ als Versuch, „ein umfassendes und zugleich offenes Bild der Welt im Ganzen“ im „ineinander von systematischer Information und objektbezogener Anekdote“ zu zeigen (mittendrin 2000, Sachsen-Anhalt in der Geschichte. Dokumente, S. 29), so die Ausstellung „7 Hügel – Bilder und Zeichen des 21. Jahrhunderts“ im Martin-Gropius-Bau in Berlin, zu der es heißt: „Wie in einer großen Wunderkammer werden wissenschaftliche Erkenntnisse den Visionen der Künste gegenübergestellt.“ (Katalog 7 Hügel – Bilder und Zeichen des 21. Jahrhunderts. Bd. 1: Kern. Hg. v. Gereon Sievernich und Peter Bexte. Berlin 2000, S. 10.)

<sup>33</sup> Gößwald 1993, In einem anderen Licht, S. 33.

<sup>34</sup> Vgl. dazu ausführlich Feuer und Flamme 1995, Dokumentation, S. 67-71.

dem Gasometer als Ausstellungsort und der Ausstellung selbst [...] den Hauptanziehungspunkt“. Die Ausstellung wurde von zwei Dritteln der Befragten als „sowohl anregend als auch informativ“ empfunden. Diejenigen, die spezielle Erwartungen mitbrachten, verließen die Ausstellung mit einem Erkenntnisgewinn.<sup>35</sup> Interessant wäre natürlich gewesen, wenn auch Lob und Kritik abgefragt und in Verbindung mit den erhobenen Sozialdaten ausgewertet worden wären, die sich z.B. in Kommentaren der ausgelegten Gästebücher finden lassen.<sup>36</sup> Vielleicht müßten Museen vermehrt Instrumentarien entwickeln, durch die die Besucher als Subjekte akzeptiert „und nicht nur als Objekte, die mit Kultur ‚versorgt‘ werden oder denen ‚Bildung‘ zuteil wird“<sup>37</sup> betrachtet werden.

### *Feldforschung und Museum?*

Die Beleuchtung der Eckpfeiler heutiger Museumsarbeit hat m. E. deutlich gemacht, daß die Museen gegenwärtig vor der Aufgabe stehen, die subjektive Dimension der Museumsarbeit in vielerlei Hinsicht weiterzuentwickeln und kritisch zu reflektieren. Wenngleich es bisher nur in ausgewählten Projekten zum Einsatz von Methoden der Feldforschung kam, müßte in Zukunft verstärkt darüber nachgedacht werden, ob diese, z.B. in Form einer Supervision der Beteiligten am Museum, nicht neue Dimensionen von Museumsarbeit erschließen könnten. Gegenwärtig scheint es angesichts der immer restriktiver werdenden Kulturpolitik eher unwahrscheinlich, daß die Museen finanzielle und personelle Spielräume erhalten werden, um der ‚Poesie des Feldes Museum‘ und seinen Fallen als Feld der Transformation von Erfahrungen vermehrt nachgehen zu können.

<sup>35</sup> Ebd., S. 68ff.

<sup>36</sup> Ebd., S. 72ff.

<sup>37</sup> Kramer 1996, Autorität, S. 243.

### LITERATUR

- 7 Hügel – Bilder und Zeichen des 21. Jahrhunderts. Bd. 1: Kern. Hg. v. Gereon Sievernich und Peter Bexte. Berlin 2000.
- Alltagskultur der letzten 100 Jahre. Überlegungen zur Sammelkonzeption kulturgeschichtlicher und volkskundlicher Museen (Arbeitstagung der Arbeitsgruppe „Kulturgeschichtliche Museen“ in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde vom 29. Mai bis 1. Juni 1978 in Berlin). Berlin 1980.
- Borries, Bodo von: Präsentation und Rezeption von Geschichte im Museum. In: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht, Bd. 48 (1997), 5-6, S. 337-343.
- Conrad, Jürgen/Andrea Hauser, u.a.: Moore, Sumpf und Klosterland. Ein expobegleitendes Ausstellungsprojekt der Museen des Landkreises Gifhorn. In: Mitteilungsblatt des Museumsverbandes Niedersachsen-Bremen, 1 (2001) (im Druck).
- Doering, Hilke/ Stefan Hirschauer: Die Biographie der Dinge. Eine Ethnographie musealer Repräsentation. In: Stefan Hirschauer/Klaus Amann: Die Befremdung der eigenen Kultur: Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie. Frankfurt/M. 1997, S. 267-297.
- Feuer und Flamme. Eindrücke einer Ausstellung im Gasometer Oberhausen 1994/95. Eine Dokumentation u. Hg. v. Ulrich Borsdorf u.a.. Essen 1995.
- Fliedl, Gottfried (Hg.): Museum als soziales Gedächtnis. Klagenfurt 1988.
- Gößwald, Udo: In einem anderen Licht. Heimatbegriff und Erinnerungsarbeit. In: Joachim Meynert/Volker Rodekamp (Hg.): Heimatmuseum 2000. Ausgangspunkte und Perspektiven. Bielefeld 1993, S. 27-34.
- Hagen, Hedwig: Heimat im Museum. Bericht aus der Praxis des museumspädagogischen Modellversuchs MOBILE. In: Udo Liebelt/Ulrich Löber (Hg.): Heimat im Museum. ICOM/CECA. Koblenz 1982, S. 31-37.
- Hauser, Andrea/ Dorit Koepe: Das Große Moor und der Torf und Der Drömling und das Wasser. In: Moore, Sumpf und Klosterland. Lebensraum im Wandel. Hg. von den Museen des Landkreises Gifhorn. Gifhorn 2000, S. 9-72.
- Hirschauer, Stefan/Amann, Klaus: Die Befremdung der eigenen Kultur: Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie. Frankfurt am Main 1997.
- Hoffmann, Detlef: Kann persönliche Erfahrung von Geschichte eine Rolle in historischen Ausstellungen einnehmen? In: Lebenslauf und Lebenszusammenhang. Autobiographische Materialien in der volkskundlichen Forschung. Hg. v. Rolf W. Brednich u.a. Freiburg 1982, S. 255-268.
- Jeggle, Utz: Subjektive Heimat – objektive Musealität: Zum Verhältnis von subjektiver Erlebnisfähigkeit und objektiven Ereignissen. In: Udo Liebelt/Ulrich Löber (Hg.): Heimat im Museum. ICOM/CECA. Koblenz 1982, S. 11-30.
- Jungblut, Marie-Paule: Der Standort der Exponate für Stadtgeschichte der Stadt Luxemburg. In: Museumskunde, 62 (1997) 1, S. 40-42.
- Kaschuba, Wolfgang u.a. (Hg.): Alltagskultur im Umbruch. Weimar u.a. 1996.
- Kahn, David M.: Community-bezogene Ausstellungen. In: Museumskunde, 62 (1997) 1, S. 48-53.
- Korff, Gottfried/Martin Roth (Hg.): Das historische Museum. Labor, Schaubühne, Identitätsfabrik. Frankfurt/M. u.a. 1990.
- Korff, Gottfried: Die Popularisierung des Musealen und die Musealisierung des Populären. Anmerkungen zu den Sammlungs- und Ausstellungstendenzen in den frühen Achtzigern. In: Gottfried Fliedl (Hg.): Museum als soziales Gedächtnis. Klagenfurt 1988, S. 9-23.
- Ders.: mittendrin im Rückblick. In: mittendrin. Sachsen-Anhalt in der Geschichte. Dokumente zur Ausstellung im stillgelegten Kraftwerk Elbe, Vockerode 15. Mai bis

13. September 1998. Hg. v. Franz-Josef Brüggemeier, Gottfried Korff und Jürg Steiner. Lutherstadt Wittenberg 1999, S. 9-13.
- Kramer, Dieter: Über die Autorität des Museums. In: Wolfgang Kaschuba u.a. (Hg.): Alltagskultur im Umbruch. Weimar u.a. 1996, S. 233-246.
- Lebenslauf und Lebenszusammenhang. Autobiographische Materialien in der volkswissenschaftlichen Forschung. Hg. v. Rolf Brednich u.a. Freiburg 1982.
- Liebelt, Udo/Ulrich Löber (Hg.): Heimat im Museum. ICOM/CECA. Koblenz 1982.
- Meier, Thomas Domik/Hans Rudolf Reust (Hg.): Medium Museum. Kommunikation und Vermittlung in Museen für Kunst und Geschichte. Bern u.a. 2000.
- Meynert, Joachim/Volker Rodekamp (Hg.): Heimatmuseum 2000. Ausgangspunkte und Perspektiven. Bielefeld 1993.
- mittendrin. Sachsen-Anhalt in der Geschichte. Dokumente zur Ausstellung im stillgelegten Kraftwerk Elbe, Vockerode 15. Mai bis 13. September 1998. Hg. v. Franz-Josef Brüggemeier, Gottfried Korff und Jürg Steiner. Lutherstadt Wittenberg 1999.
- Plato, Alexander von: Lebensgeschichtliche Erinnerungszeugnisse in Museen und Ausstellungen. In: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, (1992) 2, S. 213-228.
- Steiner, Jürg: Transformation. In: mittendrin. Sachsen-Anhalt in der Geschichte. Dokumente zur Ausstellung im stillgelegten Kraftwerk Elbe, Vockerode 15. Mai bis 13. September 1998. Hg. v. Franz-Josef Brüggemeier, Gottfried Korff und Jürg Steiner. Lutherstadt Wittenberg 1999, S. 25-27.

FOTOS

Andrea Hauser

WOLFGANG ALBER

## Erregende Wahrheit

### Journalismus als Feldforschung

#### Hinter dem Komma

Die Sonne brennt aufs staubige Pflaster, bei jedem Schluck aus der Zwei-Liter-„Bombe“ schäumt der Rotwein. Stoppeliger Bart, abgerissene Klamotten, ein Obdachloser macht „Platte“ in der Fußgängerzone von Rottenburg am Neckar – und daraus eine Geschichte fürs „Schwäbische Tagblatt“. Niemand hat's gemerkt: Der Kollege, heute volksnaher Landtagsabgeordneter, vollzieht den Rollenwechsel perfekt. Ein Journalist verlässt den schützenden Schreibtisch, an dem das Telefon meist die einzige Nabelschnur nach draußen ist. Er überwindet die Angst vor den Dingen, nähert sich den Subjekten, die er als Objekte zu schildern pflegt. Er betritt er ein Forschungsfeld, das er gern auf Distanz hält und nähert sich dabei auch den Soziologen, deren Ahnherr Emile Durkheim 1894 fordert: „Die Erscheinungen wie Dinge zu behandeln bedeutet also, sie in ihrer Eigenschaft als data zu behandeln, die den Ausgangspunkt der Wissenschaft darstellen.“ Freilich postuliert Durkheim auch, die Dinge sollten nur in sich selbst, losgelöst von den Subjekten gesehen werden: „Wir müssen sie von außen, als Dinge der Außenwelt betrachten.“<sup>1</sup>

Damit befindet sich der Reporter, der wie der Fisch im Wasser der Wirklichkeit zu schwimmen versucht, mitten im Netz des alten Positivismusstreits. Denn Subjektivität galt und gilt in der Wissenschaft wie im Journalismus noch immer als unberechenbare Größe, als „weiche“ Erfahrung steht sie im Verdacht ideologischer Verfälschung. Objektivität dagegen scheint das präzise Maß der Wahrheit, der „harten“ und intersubjektiv überprüfbareren Daten zu sein.

In den Medienwissenschaften schlägt sich dieser Streit im Paradigmenwechsel vom nachrichtlichen Informationsjournalismus (Objective Reporting) zum recherchierenden Investigationsjournalismus (Investigative Reporting) oder zum literarischen Neuen Journalismus (New Journalism) nieder<sup>2</sup>. Recherche als Spurensuche und Spurensicherung ist das journalistische Gegenstück zur wissenschaftlichen Datenerhebung und Datenanalyse: Beschaffung und Überprü-

<sup>1</sup> Emile Durkheim: Die Regeln der soziologischen Methode. Herausgegeben und eingeleitet von René König. Neuwied und Berlin 1961, S. 125.

fung möglichst vieler Einzelinformationen, die eine Darstellung und Interpretation des gesamten Sachverhalts erlauben. Journalismus wie Wissenschaft geht es also um Erklärung sozialer Phänomene mit dem Anspruch auf Gültigkeit, Zuverlässigkeit und Glaubwürdigkeit – um „Wahrheit“.

Für beide gilt, Hypothesen sind vorläufig, sie müssen geprüft, verworfen, erhardt werden. Hans Leyendecker, der beim „Spiegel“ den Flick-Skandal aufgedeckt hat, definiert das Studium zugänglicher Akten, das Anzapfen nicht-öffentlicher Quellen, die Kooperation mit Fachleuten außerhalb und Informanten innerhalb des Apparats als Basis des investigativen Journalismus. Und: „Der Journalist muss wissen, dass er nicht die Welt verändern, sondern die dritte und vierte Stelle hinter dem Komma korrigieren kann, und er sollte einsehen, dass das schon eine ganze Menge ist.“<sup>3</sup>

## Wahre Soziologen

„Fliegenbeinzählerei“ schätzen Wissenschaftler an Journalisten. Der Soziologe Hans Braun hat aber auch auf die Rolle von bildender Kunst, Literatur und Massenmedien bei der Aufdeckung und Benennung gesellschaftlicher Probleme hingewiesen:

„Auch wenn hier keine umfassende und methodisch abgesicherte Datensammlung betrieben wird und die gemachten Aussagen keiner durchgängigen theoretischen Disziplinierung unterliegen, so waren und sind die gefundenen Einsichten doch oftmals nicht weniger tief und weniger folgenreich als diejenigen, die aus großangelegten sozialwissenschaftlichen oder administrativen Enquêtes herauspringen.“<sup>4</sup>

Auch zwischen Journalismus und Literatur gibt es Verflechtungen. Schriftsteller wie Emile Zola und Gabriel García Márquez, Honoré de Balzac und Fjodor Dostojewski, Jonathan Swift und Karl Marx, Bettina von Arnim und Rosa Luxemburg, Heinrich von Kleist und Joseph Roth, Kurt Tucholsky und Karl Kraus, Gabriele Tergit und Djuna Barnes, Isaak Babel und George Orwell, Er-

<sup>2</sup> Vgl. Wolfgang R. Langenbucher (Hg.): Journalismus und Journalismus. Plädoyers für Recherche und Zivilcourage. München 1980. Siegfried Weischenberg: Investigativer Journalismus und „kapitalistischer Realismus“. Zu den Strukturbedingungen eines anderen Paradigmas der Berichterstattung. In: Rundfunk und Fernsehen I (1983), S. 349-369.

<sup>3</sup> Hans Leyendecker: Auf Kuschelton mit der Macht. In: Message 2 (1999), S. 10-12; hier: S. 11.

<sup>4</sup> Hans Braun: Soziales Handeln und soziale Sicherheit. Alltagstechniken und gesellschaftliche Strategien. Frankfurt/M., New York 1978, S. 82.

nest Hemingway und John Steinbeck, Truman Capote und Tom Wolfe haben journalistisch gearbeitet. Und Journalisten halten sich gern für „Tagesschriftsteller“ (Joseph Roth). Beide eint Bert Brechts Anspruch, wer Lüge und Unwissenheit bekämpfen wolle,

„muß den Mut haben, die Wahrheit zu schreiben, obwohl sie allenthalben unterdrückt wird; die Klugheit, sie zu erkennen, obwohl sie allenthalben verhüllt wird; die Kunst, sie handhabbar zu machen wie eine Waffe; das Urteil, jene auszuwählen, in deren Händen sie wirksam wird; die List, sie unter diesen zu verbreiten“<sup>5</sup>.

Ein Glücksfall ist Egon Erwin Kisch, bei dem soziales und politisches Engagement, journalistische Fähigkeit und literarische Qualität, funkelnde Prosa und kristalline Analyse zusammen kommen nach dem Motto: „Nichts ist erregender als die Wahrheit“.

Journalisten als vorgeschobene Beobachter im alltäglichen Überlebenskampf. „Die wahren Soziologen unserer Gesellschaft“, wie sie der verstorbene „Zeit“-Verleger Gerd Bucerus genannt hat?<sup>6</sup> Der Kulturwissenschaftler Hermann Bausinger, der in seiner Habilitationsschrift „Volkskultur in der technischen Welt“ nicht nur Brecht, oh volkskundlicher Graus, sondern auch Zeitungen zitiert hat, sieht Medien als Seismographen, die ohne Zeitverzögerung soziale Entwicklungen und diskursive Tendenzen erfassen:

„Bei vielen Untersuchungen – natürlich nicht bei allen! – scheint mir das nach wie vor ein wichtiger Zugang zu sein, und in gut recherchierten Zeitungsberichten steckt ja auch schon Forschung. Wissenschaft fängt nicht erst dort an, wo man sich in einer Unzahl von Anmerkungen verirrt.“<sup>7</sup>

Freilich gibt es gewichtige Unterschiede. Wenn Wissenschaftler von den Medien die Erfüllung eines öffentlichen Auftrags einklagen, verkennen sie, dass noch immer die Neigung zur willfährigen Hofberichterstattung und täglichen Desinformation dominieren: „Die Macht der Recherche zeigt sich – paradoxerweise – gerade an jenen Widerständen, die verhindern, daß über etwas anderes

<sup>5</sup> Bertolt Brecht: Fünf Schwierigkeiten beim Schreiben der Wahrheit. In: Ders. Gesammelte Werke, Bd. 18: Schriften zur Literatur und Kunst I. Frankfurt/M. 1967, S. 222-239; hier: S. 222.

<sup>6</sup> Zit. nach Eckart Frahm: Lokalzeitungen: kleine heile Welt? In: Medium 10 (1976), S. 7-13; hier: S. 9.

<sup>7</sup> „...statt großen Büchern eher kleine Aufsätze“. Ein Werkstattgespräch über Kulturschreiben zwischen Hermann Bausinger, Eckart Frahm und Wolfgang Alber. In: Hermann Bausinger: Der blinde Hund. Anmerkungen zur Alltagskultur. Tübingen 1991, S. 281-288; hier: S. 288.

als üblich geschrieben wird.<sup>8</sup> Meist genügt der Anruf des CDU-Bundestagsabgeordneten beim Chef der Lokalzeitung, um kritische Journalisten mundtot zu machen. Eine Einflussnahme, mit der Wissenschaft zumindest auf direktem Weg selten konfrontiert ist.

Daneben stehen die Medien unter dem Diktat der Effizienz:

„Es geht darum, mit knappen Ressourcen an Personal, Geld und Zeit Aussagen an ein möglichst großes, heterogenes Publikum zu liefern. Dabei wird bewußt in Kauf genommen, daß Schreiber/innen in wesentlichen Bereichen ein unzureichendes Wissen besitzen und daß für die meisten Probleme keine Erklärungen geliefert werden.“<sup>9</sup>

Sprich: Journalist(inn)en droht der Redaktionsschluss, Unruhe und Hektik bestimmen den Arbeitsablauf, ihre Arbeitsmittel sind unzureichend. Sie sollen eine Sache nicht ‚Tot-Recherchieren‘, sondern sich mit wesentlichen Tatsachen begnügen, sie werden aus Gründen des Informantenschutzes nicht alle Tatsachen offen legen und Reaktionen abwarten, ihre Recherche ‚fließend‘ anlegen. Vor allem aber müssen sie Laien häufig komplizierte Sachverhalte anschaulich machen.

## Anschmiegsame Sprache

In den letzten Jahren wurde die Reportage als „Gegenmittel gegen den Info-Konfektionismus“<sup>10</sup> wieder entdeckt. Der subjektive wird als komplementäre Form des ‚objektiven Journalismus‘ gesehen. Der Reporter soll den Leser nicht nur informieren, sondern ihm als Augenzeuge Erlebnisse vermitteln, die dieser auf Grund sozialer oder räumlicher Hindernisse nicht selber machen kann. Dabei entwickelt er eine Handlungs-dramaturgie, die es dem Leser erlaubt, sich in die Sicht des Schreibers und die Perspektive der Beschriebenen zu versetzen<sup>11</sup>.

Das erinnert an die Diskussion um Erzählen als kulturwissenschaftliche Methode, die auch als „narrative Wende“<sup>12</sup> bezeichnet wird. Dabei werden der kritischen Theorie oder dem Poststrukturalismus „programmatische Erzähl-

<sup>8</sup> Eckart Frahm: Lokalredakteure – Blinde als Anwälte? Anmerkungen zur täglichen (De-)Information des Zeitungsinhalts. In: Wolfgang R. Langenbucher (Hg.): Lokal-Kommunikation. Analysen, Beispiele, Alternativen. München 1980, S. 83-104; hier: S. 91.

<sup>9</sup> Weischenberg 1983, Investigativer Journalismus, S. 357.

<sup>10</sup> Michael Haller: Lob der Subjektivität. In: Sage & Schreibe 4 (1995), S. 8-9; hier: S. 8.

<sup>11</sup> Vgl. Gert Ueding: Rhetorik des Schreibens. Eine Einführung. Meisenheim <sup>3</sup>1991, S.145-156.

phobie“<sup>13</sup> bescheinigt, und Erzählen wird zum Schlüsselbegriff von Identität: Ich erzähle, also bin ich. Zugleich: Ich erinnere mich, also lebe ich. Utz Jeggle kommt hier eine Pionierrolle zu. Im Gespräch mit Hermann Bausinger, Martin Scharfe, Eberhard Knödler-Bunte und Rolf Lindner hat er bereits 1980 seine Position umrissen:

„Meine Stärke ist es eher, am geschichtlichen Material etwas zu erzählen als etwas kategorial zu rekonstruieren. Man ist daran nur nicht mehr gewöhnt. Das Lob, das die Kiebinger Studie gefunden hat, bezog sich oft auf die erzählerische Darstellung, aber in den 20er Jahren gab es noch viel mehr Erzähltalente auch in der soziologischen Wissenschaft.“<sup>14</sup>

Die Leichtigkeit des Erzählens, die bei Jeggle auch mit dessen früherer journalistischer Praxis zu tun hat, rührt in der Kulturwissenschaft nicht zuletzt daher, dass sie im Unterschied zu anderen Disziplinen alltagsnäher ist, dass sich ihre Gegenstände und Wissensbestände ohne komplizierten Fachwortschatz beschreiben lassen. Damit sind Kulturwissenschaftler/innen näher an der Umgangssprache. Die selten simpel, eher vieldeutig ist und sich oft nur aus dem Kontext erschließt: Sprache als Zugangsweg, Stil als Mittel zum Zweck. Noch einmal Jeggle:

„Sprache hat in unseren Arbeiten noch eine andere Funktion, als wissenschaftlich-abstrakte Erkenntnis zu liefern. Sprache ist für uns auch ein Instrument des Begreifens, des Verstehenkönnens; sie muß klar und schön sein, damit sie sich anschmiegt und die Leute zum Mitdenken verführt.“<sup>15</sup>

Die Schreibweise ist Ausdruck dessen, der schreibt, und sie hat eine kommunikative Intention. Schreiben hat eine Nähe zum Gesprochenen, zum Erzählen, und die Verfertigung der Gedanken beim Schreiben sollte sich im Idealfall auf die Lebendigkeit des Mündlichen beziehen. Kriterien, die ebenso für den Reportagestil kennzeichnend sind, der wiederum viel gemein hat mit dem Erzähl-dukus des Films: Montage und Zeitraffer, Wechsel der Perspektive zwischen Naheinstellung und Totale, Montage von Sequenzen wie Rückblick und Augenblick, Tempo, Ausleuchtung, Musik, Dramatisierung, Wechsel im Tempus

<sup>12</sup> Wolfgang Müller-Funk: Die Invasion des Selbst. Wie das Erzählen in die Geschichte kommt. In: Süddeutsche Zeitung Nr. 48, 27./28.2.1999.

<sup>13</sup> Ebd.

<sup>14</sup> Zugangsweisen: Kultur und Gesellschaft. In: Ästhetik und Kommunikation 42 (1980), S. 99-105; hier: S. 101.

<sup>15</sup> Ebd.

zur Verdeutlichung von Historie und Gegenwart, zur Hervorhebung von Personen und Untermauerung von Stimmungen, zur Steigerung von Spannung. Und während manche journalistische Reportage heute mit der Perfektion eines Hollywood-Streifens daher kommt, wirken wissenschaftliche Reports häufig wie ruckelige Dia-Shows.

Noch immer wird wissenschaftliches Schreiben eher als Qual der Selbsteräußerung denn als Chance der Selbsterfahrung gesehen<sup>16</sup>. Im Unterschied zur anglo-amerikanischen Scientific-Community, wo selbst komplexe Sachverhalte mit einladender Sprache und transparenter Gedankenführung erörtert werden, sind wissenschaftliche Diskurse hierzulande oft durch unklare Argumente und raunende Beweise geprägt:

„Dem Neuling und Laien kommt es meist vor, als führe die Wissenschaft methodisch und absichtsvoll Orientierungsschwierigkeiten herbei, statt sie zu beseitigen. Ihre Sprache erscheint ihm meist derart kompliziert, trocken und unverständlich, daß sie ihm ohne Anleitung kaum zu vermitteln ist – unklare Texte bluffen ihre Leser, statt sie zu verblüffen.“<sup>17</sup>

Andererseits ist der Erfolg des Studiums und des wissenschaftlichen Arbeitens an die Fähigkeit geknüpft, Texte zu verfassen. So wenden Studierende 30 Prozent, wissenschaftliche Mitarbeiter 50 Prozent und Professoren 60 Prozent ihrer Arbeitszeit fürs Schreiben auf. Und wenn es stimmt, dass die Hälfte aller Schul- und Studienabbrecher an Schreibschwierigkeiten scheitert<sup>18</sup>, dann muss Schreiben mehr denn je zum Bestandteil der Ausbildung werden.

## Blick ins Leben

Schreiben ist ein Handwerk, also erlernbar. Lernen lässt sich von Vorbildern in Wissenschaft wie Journalismus gleichermaßen. Und lernen lässt sich aus der Geschichte. Der Mensch, das Augentier, erkundete das Panorama der Zeit, um seinen Horizont zu erweitern; Tatsachen-, Schatzsucher-, Merkwürdigkeits- und Sammelblick prägen die Optik<sup>19</sup>. Da kraxelt Francesco Petrarca auf den Mont Ventoux, um die provenzalische Landschaft zu erkunden, zugleich aber

<sup>16</sup> Vgl. Wolf-Dieter Narr/Joachim Stary: Lust und Last des wissenschaftlichen Schreibens. Hochschullehrerinnen und Hochschullehrer geben Studierenden Tips. Frankfurt/M. 1999.

<sup>17</sup> Klaus Laermann: Fiat nox! In: Die Zeit 32 (1991).

<sup>18</sup> Vgl. Lutz von Werder: Kreatives Schreiben in den Wissenschaften. Für Schule, Hochschule und Erwachsenenbildung. Berlin, Milow 1992, S. 11.

auch um sein „inneres Auge“ zu entdecken. Da gibt sich Johann Wolfgang Goethe auf dem Straßburger Münster der Sehnsucht hin und schreibt im „Swager Kronos“: „Weit, hoch herrlich, der Blick/Rings ins Leben hinein!“ Auch die Geschichte des Fliegens, von der Montgolfière über den Zeppelin bis zum Düsenjet ist geprägt vom Drang, sich über die Erde zu erheben, um sie zu entdecken.

Den irdischen Gesichtskreis vermessen romantische, aufklärerische und bürgerliche Fußreisende, wobei sie der Aussichtsturm bisweilen in die höhere Warte versetzt. Der Wanderer schlägt zivilisatorische Schneisen ins Dickicht der bis dahin feindlich empfundenen Natur, sucht neue Weltsicht: und konkrete Anschauung<sup>20</sup>.

„Die höchsten und niedrigsten, die ernstesten und lustigsten Dinge sind ihm gleichermaßen lieb und schön und wert. Keinerlei empfindsamliche Eigenliebe und Leichtverletzlichkeit darf er mit sich tragen. Uneigennützig und unegoistisch muß er seinen sorgsamsten Blick überallhin schweifen und herumstreifen lassen; ganz nur im Anschauen und Merken der Dinge muß er stets fähig sein aufzugehen und sich selber, seine eigenen Klagen, Bedürfnisse, Mängel, Entbehrungen hat er, gleich dem wackeren, dienstbereiten und aufopferungsfreudigen erprobten Feldsoldaten, hinanzustellen, gering zu achten und zu vergessen.“<sup>21</sup>

Das liest sich als Gebrauchsanweisung für empirische Sozialforschung wie journalistische Recherche.

Robert Walser und Friedrich Hölderlin, Jean-Jaques Rousseau und Johann Gottfried Seume, Mark Twain und Theodor Fontane, Friedrich August Köhler und Gustav Schwab, wandernde Handwerksgesellen und Wandervögel, Albvereinler und Volksläufer haben aber auch im Sinn, was der Stammvater der Volkskunde Wilhelm Heinrich Riehl unterwegs notiert: „Die tiefste Wanderpoesie ist Selbstsuchen, Selbstfinden, Selbstverfehlen.“<sup>22</sup> Riehl (er)findet zugleich in seinem Wanderbuch von 1869 jenen „Ordnungsblick“, der die

<sup>19</sup> Vgl. Stephan Oettermann: Das Panorama. Die Geschichte eines Massenmediums. Frankfurt/M. 1980. Utz Jeggle: Zur Geschichte der Feldforschung in der Volkskunde. In: ders. (Hg.): Feldforschung. Qualitative Methoden in der Kulturanalyse (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 62). Tübingen 1984, S. 11-46.

<sup>20</sup> Vgl. Gudrun M. König: Eine Kulturgeschichte des Spaziergangs. Spuren einer bürgerlichen Praktik 1780-1850. Wien, Köln, Weimar 1996.

<sup>21</sup> Robert Walser: Der Spaziergang (1917). In: ders.: Sämtliche Werke in Einzelausgaben. Herausgegeben von Jochen Greven. Bd. 5, Zürich und Frankfurt/M. 1985, S. 7-76; hier: S. 51f.

<sup>22</sup> Zit. nach Eckart Frahm: Aufbrechen, um heimzukehren. Kulturgeschichtliche Notizen zur Fußreise. In: Merian 5 (1982), S. 70-82.



„Handwerksgeheimnisses des Volkstudiums“ eröffnen sollte. Und bei aller Kritik an seiner Methode ist er doch der erste Feldforscher, der die Schwächen des forschenden Subjekts bei der Suche nach den wissenschaftlichen Objekten gesehen hat.

Beobachtung war aber nicht nur bei denen, die volkskundig Land und Leute erkundeten, Voraussetzung des Schreibens. Da gibt es akribische Aufzeichnungen wie Samuel Pepys Tagebuch aus dem London des 17. Jahrhunderts, Miscellen der Zeitgeschichte in den von Heinrich von Kleist 1810/11 herausgegebenen „Berliner Abendblättern“, Alltagsskizzen wie Justus Möser's „Patriotische Phantasien“ oder Johann Peter Hebel's „Kalendergeschichten“, feine Miniaturen und aufschlussreiche Sittengemälde allesamt. Auch das Genre der Beschreibung großer Städte und der einsamen Masse lebt von der Wahrnehmung des Alltags, einer nun kaleidoskopischen Bilderfülle. In Paris und London, Berlin und Rom wird der gewohnte Blick irritiert, die Gefühle des Flaneurs irrlirchtern durch die Nacht, die zum Tag wird. Eugène Sues „Geheimnisse von Paris“, Louis Aragon's „Pariser Landleben“, Charles Dickens' „Londoner Skizzen“, Walter Benjamins „Einbahnstraßen“ oder Franz Hessels „Spazieren in Berlin“ zeigen die Beschleunigung der Sinne, die Melodie der Metropole wird zum Moven der Moderne, die urbane Lebenswelt zum Schmelzriegel des Fortschritts.

Eine überwältigende Herausforderung spricht aus dieser Notiz Heinrich Heines:

„Ich habe das Merkwürdigste gesehen, was die Welt dem staunenden Geiste zeigen kann, ich habe es gesehen und staune noch immer – noch immer starrt in meinem Gedächtnis dieser steinerne Wald von Häusern und dazwischen der drängende Strom lebendiger Menschengesichter mit all ihren bunten Leidenschaften, mit all ihrer grauenhaften Hast der Liebe, des Hungers und des Hasses – ich spreche von London.“

Und er ruft aus: „Aber schickt keinen Poeten nach London! Dieser bare Ernst aller Dinge, diese kolossale Einförmigkeit, diese maschinenhafte Bewegung, diese Verdrießlichkeit der Freude selbst, dieses übertriebene London erdrückt die Phantasie und zerreißt das Herz.“ Neue Erkenntnisformen, so Heine, seien gefordert: „Schickt einen Philosophen hin und stellt ihn an die Ecke hin von Cheapside, er wird hier mehr lernen, als aus allen Büchern der letzten Leipziger Messe.“<sup>23</sup>

<sup>23</sup> Zit. nach Heinz Brüggemann: „Aber schickt keinen Poeten nach London!“ Großstadt und literarische Wahrnehmung im 18. und 19. Jahrhundert. Texte und Interpretation. Reinbek bei Hamburg 1985, S. 114 und S. 119.

## Schnüffler und Schmutzaufwühler

Es kommen Journalisten – und Soziologen. Rolf Lindner hat die Symbiose von Großstadt und Massenpresse und die Entstehung der Soziologie aus der Reportage beschrieben.<sup>24</sup> Am Beispiel von Robert Ezra Park, dem Begründer der Chicagoer Schule für Stadtsoziologie, zeigt er, wie die in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts aufkommende Milieu- und Rollenreportage nicht nur zur Methode des investigativen Journalismus wurde, sondern zugleich in Form der direkten Beobachtung die Sozialwissenschaften inspiriert. Park, selber elf Jahre lang Reporter und Redakteur, versteht sich als eine Art wissenschaftlicher Chefredakteur. Er schickt Studierende wie Reporter ins urbane Experimentierfeld, wo sie mit anderen Augen sehen lernen, herum schnüffeln, vertraut mit Leuten werden sollen.

Die angehenden Soziologen streifen wie Flaneure durch die Distrikte, kundschaffen wie Detektive die Arbeitsplätze der Barkeeper, Bettler, Ladenmädchen und Wahrsagerinnen aus. Die Großstadt wird zum Spiegel der Gesamtgesellschaft, zum Laboratorium menschlichen Verhaltens. Parks Leitmotiv:

„Die Entdeckung der Welt ist abgeschlossen, dieses Abenteuer ist beendet. Aber noch immer ist die Welt jung und auf Abenteuer aus. Was mag kommen? Andere Welten sind zu entdecken, vielleicht noch interessantere: die Welt der Großstädte, die Kolonien der Einwanderer, die Ghettos und all die vielen Chinatowns.“<sup>25</sup>

So forschen Parks Schüler über Hobos, Slums und Gangs, was ihnen bei Fachkollegen den Vorwurf des ‚verkappten Journalismus‘ einträgt. Lindner indes hat gezeigt, wie sich beide Seiten befruchten und ergänzen. Wie einerseits die als „Muckrakers“ (Schmutzaufwirbler) beschimpften Journalisten in den 20er Jahren Korruptionsfälle enthüllen und damit politische Wirkung erzielen. Wie andererseits William I. Thomas' und Florian Znanieckis Studie „The Polish Peasant in Europe and America“ (1918-1922) mit Hilfe biografischer Verfahren Lebensgeschichte und Einlebensprozesse polnischer Einwanderer rekonstruiert. Thomas und Znaniecki betonen den subjektiven Faktor, und ein Großteil des Buches besteht aus wörtlichen Wiedergaben von Briefen, Zeitungsberichten, Gerichtsreportagen, Leserbriefen, Kirchenchroniken, Vereinsakten, Fallberichten von Wohlfahrtsorganisationen sowie der kompletten Autobiografie eines Einwanderers. So wird aus dem Puzzle ein Gesamtbild: „Die Lebensgeschichte leistet also zweierlei: Sie gibt Einblick in die innere Welt des handelnden Subjekts, und sie gibt Auskunft über die Entwicklung der sozialen Persönlich-

<sup>24</sup> Rolf Lindner: Die Entdeckung der Stadtkultur. Soziologie aus der Erfahrung der Reportage. Frankfurt/M. 1990.

<sup>25</sup> Zit. nach Lindner, ebd., S. 98.

keit.“<sup>26</sup> Einblicke, die auch der Journalist Studs Terkel in „Der große Krach“ gibt. Hier wird die große Depression an Einzelschicksalen verdeutlicht, wobei Terkel die Methode der ‚Oral History‘ anwendet, lange bevor die Wissenschaft sie als Königsweg für sich reklamierte.

In der Folge bildet sich das Genre der Sozialreportage und Sozialstudie heraus. Das in den USA bald durch die sozialdokumentarische Fotografie ergänzt wird. Im Auftrag der Farm Security Administration bilden Walker Evans, Dorothea Lange oder Jacob A. Riis die erbarmungswürdigen Zustände in Armenhäusern und Hinterhöfen ab, sie zeigen die Schinderei der Stahlarbeiter und das Elend der Kinderarbeit, die hoffnungsvollen Gesichter der Einwanderer und das ausgelaugte Antlitz des Bergmannes, verlassene Farmen und unendliche Straßen – die Kamera kommentiert soziale Zustände. Einer der Initiatoren, Roy E. Stryker, nennt das Projekt 1938 „außerordentlich bedeutungsvoll für das Studium der amerikanischen Soziologie“<sup>27</sup> – was Wunder, dass Kritiker von „Abfallkübel-Fotografie“ sprechen, die nur die Schattenseite des Lebens abbilde.

## Nähe zu den Dingen

In Deutschland reichen die Wurzeln der Arbeiterreportage bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts zurück. So schildert etwa Friedrich Engels in „Zion der Obkuranten“ (1839) am Beispiel seiner Heimatstadt Elberfeld die Lage der Fabrikarbeiter, die sich abseits des „frischen, tüchtigen Volksleben“ dem Branntwein ergeben oder an Schwindsucht sterben. Bettina von Arnims Text „Aus einer Berliner Armen-Kolonie“ (1843) führt Hunger und Verzweiflung der Ärmsten vor Augen. Gottlieb Schnapper-Arndt beklagt: „Kinderarbeit ist eine Blutsteuer“ (1883).<sup>28</sup> Und neben den Zuständen beschreiben sie das System der Ausbeutung, das besitzende Klasse und herrschende Politik aufrecht erhalten.

Damit wird eine Tradition der Sozialreportage begründet, deren radikale Vertreter sie durchaus als Instrument der Aufklärung und Agitation verstehen und auf gesellschaftliche Veränderung zielen. Dabei bedienen sie sich heute noch gängiger Recherchemethoden: Aufsuchen der Orte, Beobachtung des Geschehens, Befragung von Informanten, Beschaffung von Dokumenten. Da ih-

<sup>26</sup> Ebd., S. 182.

<sup>27</sup> Zit. nach Robert J. Doherty: Sozialdokumentarische Photographie in den USA. Luzern und Frankfurt/M 1974, S. 16.

<sup>28</sup> Dazu die Sammelbände von Friedrich H. Kürbisch (Hg.): Der Arbeitsmann, er stirbt, verdirbt, wann steht er auf? Sozialreportagen 1880 bis 1918. Berlin und Bonn 1982. Ders.: Dieses Land schläft einen unruhigen Schlaf. Sozialreportagen 1918-45. Berlin und Bonn 1981. Ders.: Erkundungen in einem unbekanntem Land. Sozialreportagen von 1945 bis heute. Bonn und Berlin 1981.

nen meist Misstrauen entgegen schlägt, schmuggeln sie sich als Mitarbeiter in Firmen ein oder ziehen als verkleidete Vagabunden ins Nachtsyl.

1928 schreibt Johannes R. Becher: „Die Reportage ist die Avantgarde einer kommenden Dichtung in ein neues Diesseits. [...] Wer diesseitsgläubig ist, wer wirklichkeitsbesessen ist, muß Sozialist sein. Denn was heißt soziale Revolution? Eroberung der Wirklichkeit.“<sup>29</sup> Aber so einseitig lassen sich die wenigsten in den Dienst der politische Sache nehmen. Denn sie agitieren nicht nur, sondern versuchen, die Fülle des Lebens einzufangen, die Poesie des Alltags zum Sprechen zu bringen. Zu verlockend ist der „Marktplatz der Sensationen“ im Vergleich zum Grundsatzprogramm der Partei. Welch ein Reportage-Anfang, den Kisch über „Die Hinrichtung“ (1933) eines Mörders in China zu Papier bringt: „Da starb einer von des Henkers Hand, Blut stieß in langem und breitem Strahl aus seinem Nacken, das Leben spritzte hoch aus einem, der tot gewesen schien vorher.“ Ein Satz, der mehr sagt als flammende Appelle gegen die Todesstrafe, der die Essenz des Lebens wie des Sterbens enthält. Welch melancholische Melodie durchweht Joseph Roths Befund „So traurig ist keine Straße der Welt“ (1927), die Hirtenstraße, Wohnquartier der Berliner Juden:

„Ich höre das alte Lied, das Jerusalem die Stadt singt, so wehmütig, daß ihr Schmerz über ganz Europa hinein nach dem Osten weht, über Spanien, Deutschland, Frankreich, Holland, den ganzen bitteren Weg der Juden entlang. Jerusalem singt: ‚Nach Hause, in dein teures Land.‘“

Und welcher aufregenden Alltag schildert Ernest Hemingway in seinen frühen Reportagen aus den 20er Jahren, wenn er Zähneziehen und Hochzeitsgeschenke zum Thema macht. Oder „Die Taschen der Reporter“ (1920):

„Bei einer Umfrage, die ein Fabrikbesitzer neulich unter seinen Beschäftigten anstellte, kam heraus, daß jeder von ihnen im Durchschnitt 28,50 Dollar in der Tasche hatte. [...] Die Taschen eines Jungreporters enthalten: Eine große Sammlung von Zeitungsausschnitten. [...] Einen Stadtplan [...] Eine Spesengutschrift, die er zum Abendessen einlösen möchte.“

Um „Lebensganzheit“ (Utz Jeggle) geht es auch frühen ethnografischen Untersuchungen. Nur zwei Beispiele: Der oberschwäbische Arzt und Dichter Michel Buck gibt in seinen Erinnerungen, Erzählungen und insbesondere in der Studie „Medizinischer Volksglauben und Volksaberglauben aus Schwaben“ (1864) Szenen um Leiden und Tod wieder – Ausdruck einer umfassenden Lebenswei-

<sup>29</sup> Kürbisch 1982, Der Arbeitsmann, S. 17.

se. Und er zeigt als aufklärerischer Gesundheitserzieher mit „photographischer Treue bis an die Grenzen des Schicklichen“ Vorstellungen und Verhaltensweisen des „Volkes“ in Bezug auf Krankheit und Gesundheit auf – samt der sozialen und kulturellen Bedingungsbeziehungen. In ihrem heute noch muster-gültigen „soziographischen Versuch“ über „Die Arbeitslosen von Marienthal“ (1938) beschreiben Marie Jahoda, Paul F. Lazarsfeld und Hans Zeisel, wie der Lebensrhythmus in einem niederösterreichischen Dorf durch Arbeitslosigkeit verändert wird: Wieder sind es Interviews, Tagebuchnotizen, Briefe, Beobachtungsprotokolle, statistische Daten, die ein Gesamtbild der sozialen und psychischen Auswirkungen ergeben: Wie in einer „müden Gemeinschaft“ die Zeitstruktur zerfließt, die menschlichen Beziehungen zerbröseln, die überkommene Ordnung aus den Fugen gerät.

## Weites Blickfeld

Aber auch Journalisten erweitern das Blickfeld: Selten habe ich einen aufschlussreicheren Sozialreport gelesen als George Orwells „Der Weg nach Wigan Pier“ (1936), in dem der Autor in den nordenglischen Gruben den deprimierenden Alltag der Bergleute zu Tage fördert. Orwells „Mein Katalonien“ (1938) beinhaltet mehr Aufschlüsse über den spanischen Bürgerkrieg als jede politische Analyse. John Reeds „Zehn Tage die die Welt erschütterten“ (1919) ist eine erste, ungeschminkte Darstellung der Oktoberrevolution. John Steinbecks Tagebuch „An den Pforten der Hölle“ (1943) bringt uns den 2. Weltkrieg an Episoden und Einzelschicksalen eindrücklich nahe. Der Feldforschung im Fegefeuer Vietnams unterzog sich Michael Herr, der in dem Buch „An die Hölle verraten“ (1968) als teilnehmender Beobachter die Irrationalismen einer durchrationalisierten Kriegsmaschinerie reflektiert: Tötungsrituale und Todesphantasien, alte Mythen und neuen Namenszauber, Drogenexzesse, Erinnerungssplitter, Sprachfetzen.

Ähnlichen irritierenden Erfahrungen setzt sich Bill Buford unter englischen Hooligans aus und stellt fest, dass er selber „Geil auf Gewalt“ (1991) ist. Er beschreibt Männlichkeitsrituale und Ausrüstung, Hackordnung und Organisation der Fußballrowdies. Ein Buch, das ohne die Arbeiten des „Centre für Contemporary Cultural Studies“ in Birmingham über die Gegenkultur von Arbeiterjugendlichen oder die subversiven Stile von Rockern und Hippies, Skins und Mods nicht denkbar wäre. Und wissenschaftliche Studien über die Arbeitsgesellschaft düften auch Günter Wallraff bei seinen „Industriereportagen“ (1970) im Hinterkopf gehabt haben. Später vollzieht er den Rollenwechsel noch radikaler, die Metamorphose reicht vom Büroboten über den Türken schließlich zum „Bild“-Reporter.

In den Gerichtsreportagen und Feuilletons „Blüten der Zwanziger Jahre“ (1923-33) fängt Gabriele Tergit kongenial die Stimmung der Weimarer Republik ein. Hunter Thompson, einer der wichtigsten Vertreter des „New Journalism“ (mehr Intensität, mehr Involvement, näher am Schauplatz) entlarvt „Die Richard Nixon Puppe“ (1968), indem er sich auf eine Reise ins Herz des amerikanischen Traums begibt. Und „Ein amerikanischer Alptraum“ (1976) wird wahr, als Bob Woodward und Carl Bernstein den Watergate-Skandal aufdecken – und zugleich wird der recherchierenden Reporter zum Medienstar.

Wie eine Ethnologin richtet Jane Kramer ihren Blick auf „Sonderbare Europäer“ (1993), auf „Balkan-Schweden“, „Pieds Noirs“ in Frankreich, den Szene-„Krach in Kreuzberg“. Gabriele Goettle beobachtet in „Deutsche Sitten“ (1993) auch die Unsitten in Ost und West – „das vielleicht wichtigste ethnographische Werk über die deutschen Völker und Klassen“ urteilte „Die Zeit“. Jennifer Toth steigt zu den „Tunnel-Menschen“ (1993) in New York hinab, wo sie unter U-Bahn-Röhren und in Leitungsschächten eine Spezies menschlicher Maulwürfe mit eigenen Lebensregeln entdeckt. Joan Didion geht akribisch dem „Überfall im Central Park“ (1991) nach, bei dem eine junge Frau vergewaltigt und beinahe getötet wird. Ihr Psychogramm einer von Gewalt, Korruption und Rassenpannungen zerrissenen Stadt ist aussagekräftiger als jede kriminologische Untersuchung. Die „Spiegel“-Autorin Barbara Supp nähert sich sensibel Alzheimer-Kranken und BSE-Opfern (1996,1998), deren Angehörigen und Pflegern und macht so politisches Versagen deutlicher als viele Untersuchungskommissionen.

Überhaupt fällt auf, dass in dem als typisch männlich geltenden Beruf des „rasenden Reporters“ viele Frauen tätig waren und sind. Und es sind weniger stereotype Zuschreibungen wie weibliches „Einfühlungsvermögen“, die ihre Stücke kennzeichnen, als vielmehr eigene Sichtweisen und Stilformen: Djuna Barnes setzt sich der Zwangsernährung aus, um britische Frauen zu verstehen, die für ihr Wahlrecht streiten. Janet Flanner berichtet aus Nazi-Deutschland, von der Kriegsfront und den Nürnberger Prozessen mit der Einstellung: „Schreiben bedeutet mehr, als nur Wörter auszuspucken.“ Milena Jesenská, die lange im Schatten des Freundes Franz Kafka steht, erkennt schonungslos: „Das Tagewerk des Reporters ähnelt häufig dem einer Hyäne. Mit dem Notizbuch in der Hand zieht er umher und notiert sich menschliches Elende.“ Und die uner-schrockene Oriana Fallaci bekennt: „Ein Interview ist für mich eine Liebesgeschichte, ein Kampf, ein Coitus.“

Wie überhaupt das Interview und das Porträt nicht nur eine Darstellungsform, sondern gleichfalls eine wichtige Recherchemethode darstellen. Sie dienen der Datenerhebung bei Informanten, die eine den Gewährsleuten in der Wissenschaft vergleichbare Funktion haben. Das Porträt ist Momentaufnahme und Persönlichkeitszeichnung aus der subjektiven Sicht des Autors/der Autorin, belegt durch Zitate und Szenen. Das Frage- und Antwortspiel des Interviews

gibt dem Leser/Zuhörer/Zuschauer einen authentischen Einblick in einen zielgerichteten Dialog. Beides setzt Recherche und Vorkenntnisse voraus. Die Fragenden sollten keinen Fragebogen abspulen, sondern sich in ihre Gegenüber versetzen, den Interviewten die Chance geben, sich zu öffnen. Da scheint mir, haben Sozialforscher mit ihrem Anspruch des Fremdverstehens und der Herlockung von Wahrheit wiederum von Journalisten gelernt: Das „qualitative“ Interview ist explorativ und alltagsnah, offen für Narration und Themenzentrierung – und damit dem Feld und seinen Akteuren angemessen<sup>30</sup>.

## Aus zweiter Hand

Gemeinsamkeiten zwischen wissenschaftlicher Erhebung und journalistischer Recherche gibt es auch im Erkenntnisanspruch: „Recherchieren ist im engeren Sinne ein Verfahren zur Beschaffung und Beurteilung von Aussagen, die ohne dieses Verfahren nicht preisgegeben, also nicht publik würden. Im weiteren Sinne ist es ein Verfahren zur adäquaten Abbildung realer Wirklichkeiten mit dem Mittel der Sprache.“<sup>31</sup>

Zur Grundhaltung des Rechercheurs gehört die Skepsis, nichts zu glauben, aber alles für möglich zu halten. Und es gehört ein Maß an öffentlicher Verantwortung dazu, presserechtlich wie ethisch. Der Journalist sollte wie der Wissenschaftler die Folgen seines Handelns ständig überprüfen. Dient ein Interview mit verummten Hooligans, das eine Kollegin und ich geführt haben, der Aufklärung über eine Subkultur oder ist es Propaganda für diese Gruppe? Wenn ein Kollege bei einer Theateraufführung aus Mitleid den Namen eines miserablen Mimen weg lässt, ist das Verfälschung des Geschehens oder eine zu vernachlässigende Größe? Wenn ein Kollege bei einem Lawinenunglück draußen vor Galtür bleibt, ist dann seine Berichterstattung nicht ebenso aufschlussreich wie die der Kollegen vor Ort? Fragen, die sich in der Praxis täglich stellen und schnell beantwortet werden müssen.

Zunächst aber müssen bei jeder Recherche Fakten, Fakten, Fakten geschaffen (Überprüfungsrecherche), muss nach Motiv und Hintergrund gefragt (Ereignisdeutung), der Sachverhalt eingekreist werden (von außen nach innen), ohne Informanten preiszugeben (verdeckte Recherche). Dies setzt Neugier und

<sup>30</sup> Einen neuen Typus des evozierenden Interviews entwickelt hat Arno Luik: Die Sports Interviews. Reinbek bei Hamburg 1991. Zu Erfahrungen mit qualitativen Interviews vgl. Wolfgang Alber: Feldforschung als Textproduktion? Rollenhandeln zwischen sozialwissenschaftlichem Erkenntnisanspruch und alltäglichen Bedürfniskonzepten. In: Jeggel 1984, Feldforschung, S. 113-128.

<sup>31</sup> Michael Haller: Recherchieren. Ein Handbuch für Journalisten. München 1983, S. 215.

das Ziel voraus: mehr wissen zu wollen, als man weiß, das Geschehen immer präziser beschreiben zu können, Kontroversen nicht zu vermeiden. Erst so werden Zusammenhänge hergestellt, Widersprüche aufgelöst, Argumente nachvollziehbar.

Aus Lehrbüchern können Anfänger die Schritte methodischen Recherchierens samt den nötigen Hilfsmitteln lernen, wobei auch hier eine Nähe von journalistischem Rechercheprotokoll und wissenschaftlichem Feldtagebuch festzustellen ist. Ausgangspunkt: Informationen über Ereignisse (Mitteilungen, Berichte, Gerüchte, Erzählungen); Relevanz einschätzen (Nachdenken); Überprüfen der Informationen (Quellen- und Faktenkontrolle in Archiven und Bibliotheken, Gespräche mit Sachverständigen); Erweiterung des Sachverhalts zur Erhöhung der Informationsdichte und zur Beschaffung des Umfeldes (Archive, Bibliotheken, Experten, Augenschein, Befragung von Augenzeugen und Beobachtern); Hypothesenbildung über Ursachen und Folgen, Verantwortliche, Urteile und Beurteilungen von Vorgängen (eigener Kopf); Hypothesenüberprüfung zur Bestätigung, Widerlegung oder Modifizierung des Ausgangsthese (Materialsichtung, Befragung der Beteiligten und Betroffenen, Auswertung); Abfassen des Textes als Meldung, Bericht, Hintergrund, Feature, Report (Recherchierertrag als „News“, publizistische Eigenleistung hervorheben).<sup>32</sup>

Soweit die Theorie. Die journalistische Praxis sieht anders aus. Ein Viertel aller Journalisten hierzulande recherchiert pro Tag nicht mehr als eine Stunde, der Rest der Arbeitszeit geht für Termine, Organisation, Redigieren und Schreiben drauf<sup>33</sup>. Im Vergleich zu angelsächsischen Kollegen schneiden deutsche Journalisten schlecht ab: Nur 21 Prozent gaben an, „sehr viel Zeit“ mit Berichten auf der Grundlage persönlicher Recherche zu verbringen, in Großbritannien und den USA sind es 48 beziehungsweise 44 Prozent. Auch bei den Informationsquellen zeigt sich, dass die Deutschen seltener Gespräche mit Experten, Augenzeugen und Organisatoren führen oder Straßeninterviews und Umfragedaten nutzen. Dagegen gaben 57 Prozent an, sich auf Agenturmeldungen und Pressemitteilungen zu verlassen, bei den Briten waren es nur 24, bei den US-Amerikanern 29 Prozent<sup>34</sup>. Dabei ist aber zu berücksichtigen, dass es in den USA durch die traditionelle Arbeitsteilung zwischen Redakteur und Reporter viele hauptberufliche Informationsbeschaffer gibt.

Second-Hand-Journalismus kann also aus den Arbeitsbedingungen resultieren, weist aber auch auf Theoriefeindlichkeit und mangelnde Ausbildung hin. So wird etwa an US-Universitäten versucht, Journalismus und Sozialwissenschaften zu einer Art „Präzisionsjournalismus“ zu verknüpfen. Aus der Medienwissenschaft wiederum kommt die Forderung, ethische Werte stärker zur

<sup>32</sup> Haller 1983, Recherchieren, S. 36.

<sup>33</sup> Cordt Schnibben: Wir Journalisten-Schweine. In: MediumMagazin 10 (1994), S.40-43; hier: S. 40.

<sup>34</sup> Frank Esser: Gehemmter Investigativgeist. In: Message 2 (1999), S. 26-31.

reflektieren, die Berichterstattung nach Verstehbarkeit und Anwendbarkeit zu qualifizieren. Journalisten sollten nicht nur Themen zur öffentlichen Kommunikation bereitstellen, sondern Möglichkeiten zur Teilhabe an der Welt schaffen – Mediatoren und Moderatoren in einem<sup>35</sup>.

## Ohne Gewähr

Ein emphatischer Anspruch, der mit gängigen Rollenvorstellungen von Journalisten als Wachhunden, Anwälten, Vierter Gewalt und Vermittlern korrespondiert. Aber längst hat der Investigativjournalismus Konkurrenz durch den Investitionsjournalismus bekommen, sind Journalisten auch zu Unterhaltern, Wegelagerern, Scheckausstellern und Betrügern verkommen, die Nähe zu den Dingen schlägt um in Komplizenschaft, Subjektivität wird zur hemmungslosen Selbstdarstellung, Schönschreiberei und Schönfärberei ersetzen Nachrichtenwert und Sorgfaltspflicht. Journalisten machen sich zu handelnden Personen bei Geiselführungen wie in Gladbeck oder auf den Philippinen, sie fälschen Interviews wie Tom Kummer oder Fernsehfilme wie Michael Born. Freilich: Auch in den Wissenschaften wurden und werden Daten manipuliert oder fehlinterpretiert, etwa von skrupellosen Krebsforschern in Ulm und Würzburg.

Im Mediengewerbe werden Schwindel, Ente und Fake gern als ästhetisches Mittel stilisiert oder als „Borderline-Journalismus“ titulierte – hatte nicht auch der große Orson Welles zu Aufklärungszwecken im Radio eine Invasion der Marsmenschen inszeniert? Andere berufen sich gern auf Kisch, der in seiner Reportage „Debüt beim Mühlenfeuer“ beschreibt, wie er zu Beginn seiner journalistischen Karriere Tatsachen durch Phantasie ersetzt, eine Geschichte erdichtet: „Offenbar ist die direkte Beschreibung der Wirklichkeit weit schwieriger. [...] der Stein der Wahrheit, der nur um hohen Preis zu erwerben ist, ist von der billigen Imitation nicht zu unterscheiden.“ Allerdings ist auch dieses Stück erdichtet – ein Lehrstück.

Heute entsteht im Internet eine neue Informationskultur, die Quellenunsicherheit wächst global. Hinzu kommt der Vorwurf, dass Journalisten nicht nur Wirklichkeit abbilden, sondern selber schaffen: indem sie willkürlich Realitätsausschnitte wiedergeben, durch die aufgebaute Fernsehkamera die Sprache von Politikern oder den Verlauf von Ereignissen beeinflussen. Aber konstruiert nicht auch Wissenschaft Wirklichkeit, indem sie Erfahrungen aus Kontexten löst und als Erkenntnis abstrahiert? Werden nicht Forschende im Feld zu Akteuren oder induzieren Dinge, indem sie ein Tonband anstellen?

<sup>35</sup> Vgl. Weischenberg 1983, Investigativer Journalismus, S. 354-356.

Während indes an der Kompetenz von Wissenschaftlern kaum gezweifelt wird, genießen Journalisten wenig Vertrauen: Professoren stehen auf Prestigeskalen der Allensbacher Demoskopie hinter Ärzten, Rechtsanwälten und Pfarrern auf Platz vier, Journalisten rangieren unter 19 Berufen auf Platz 14 – immerhin noch vor Studienräten, Politikern und Gewerkschaftsführern. Problematischer aber ist der Verfall des Vertrauens, das Menschen in den Journalismus als öffentliche Institution setzen: Selbst in den USA, ermittelte die „Columbia Journalism Review“, liegt er mit 14 Prozent hinter der Kirche (22 Prozent) oder dem Kongress (20 Prozent).

Das hat damit zu tun, dass sich auch im Nahbereich, den der/die Einzelne leichter überschauen und überprüfen kann, Fehlleistungen häufen. So hat eine Projektgruppe des Ludwig-Uhland-Instituts die Tübinger Lokalzeitung „Schwäbisches Tagblatt“ auf die Exaktheit der Artikel hin untersucht und dabei zahlreiche Fehler entdeckt: Sie reichen von Rechtschreibfehlern und falscher Namensnennung bis hin zu nicht korrekt wiedergegebenen Fakten und Sachverhalten. Informant(inn)en beanstandeten, dass Artikel falsch gewichtet oder Angaben entstellt worden seien. Dennoch: Bei den Lesern überwog die positive Einstellung zur Berichterstattung. Und auch die Forscher erkannten den Zwang zur Abwägung zwischen Exaktheit und Aktualität: „In diesem Arbeitsprozess muß daher manchmal eine effektive Arbeitsweise an die Stelle minutiöser Genauigkeit gesetzt werden.“<sup>36</sup>

Aber Effizienz und Qualität müssen sich selbst angesichts Personalknappheit und Zeitmangel, angesichts Umsatzrendite und Wettbewerbsdruck nicht ausschließen. Und Qualitätskontrolle braucht neben der Sorgfaltspflicht des Einzelnen die Kontrolle durch ein Redaktionsmanagement. Der Journalist ist Generalist, er muss sich schnell in ungewohnten Zusammenhängen zurecht finden. Seine Methoden erheben keinen Anspruch auf formale Reliabilität, sie sind eher Ad-hoc-Plausibilitätsprüfungen. Aber die Ergebnisse sollten inhaltliche Validität beanspruchen können. Das journalistische Wissen stammt meist aus zweiter Hand, von Informanten, Gesprächspartnern und Experten, die Berichterstattung kann deshalb oft nur so seriös sein wie ihre Quellen<sup>37</sup>. Wie Gewährsleute in der Wissenschaft sind Informanten im Journalismus der größte Unsicherheitsfaktor: Sie erinnern sich schlecht, erzählen die halbe Wahrheit, lügen gar. Gewähr bietet also nur die genaue Überprüfung aller Quellen.

<sup>36</sup> Projektgruppe des Ludwig-Uhland-Instituts: Medienwirklichkeit am Beispiel Lokalpresse. In: Tübinger Korrespondenzblatt 48 (1997), S. 3-34.

<sup>37</sup> Vgl. Uwe Vorkötter: Die Rolle der Medien. In: Ulrich Müller (Hg.): Umwelt und Verkehr. Anstöße – vor Ort. Stuttgart 2000, S.60-77; hier: S. 70 f.

## Vermittler und Übersetzer

Medien sind fehlbar – und immer fehlt etwas. Die Suche nach der Objektivität ist oft vergeblich – und immer subjektiv:

„Alles Geschriebene, das über pure Orts- und Zeitangaben hinausgeht, ist eine Verkürzung oder Zuspitzung durch die Berichterstattung. Schon die schlichte Schilderung eines so einfachen, klaren Handlungsablaufs wie es der eines Autounfalls oder einer Gemeinderatssitzung zu sein verspricht, reibt sich wund an den Gesetzen und Grenzen der ‚Objektivität‘.“<sup>38</sup>

Aber tut das letztlich nicht auch Wissenschaft? Journalisten sind weder heroische Kreuzritter noch notorische Miesmacher, Wissenschaftler sind weder entfremdete Elite noch vergeistigte Elfenbeinturmbewohner. Beider Arbeit lässt sich nicht auf reinen Faktenrapport reduzieren, sondern hat den aufklärerischen Anspruch, Frühwarnsystem für Fehlentwicklungen zu sein, Übersetzungsarbeit für komplexe Zusammenhänge zu leisten<sup>39</sup>. Eine Übersetzungsarbeit, die aber allzu oft nur als Einbahnstraße gesehen wird: So wird beklagt, dass Journalisten sozialwissenschaftliche Ergebnisse zu selten verwenden und die Medienpräsenz der Sozialwissenschaft mangelhaft ist<sup>40</sup>. Das hat gewiss mit der zunehmenden „Veralltäglichung“ sozialwissenschaftlichen Wissens zu tun. Und auf Grund ihrer Nähe zu den Deutungsmustern und der Sprache des Alltags reklamieren Journalisten für sich einen eigenen Expertenstatus.

„Sozialwissenschaftliches Wissen wird also mit der scheinbaren Evidenz des eindeutig Beobachtbaren, Gegebenen, Unhinterfragbaren konfrontiert. Es wird der ‚tatsachenbezogenen-aufdeckenden Rede-weise‘ des journalistischen Textes untergeordnet. Es erscheint dabei als eine ‚Stimme‘ unter anderen, als Informationsquelle, die [...] gerade deshalb genutzt wird, weil sie anderen Informationsquellen prinzipiell gleichgestellt ist.“<sup>41</sup>

<sup>38</sup> Christoph Müller: Immer fehlt etwas. Das Dilemma des Journalisten/Vergebliche Suche nach der absoluten Wahrheit. In: Für die Zeitung von morgen. Sonderbeilage „Schwäbisches Tagblatt“ vom 1. 7. 1980, S. 17.

<sup>39</sup> Vgl. Harald Weinrich: Deutsch von Journalisten lernen? In: ders.: Wege der Sprachkultur. München 1988, S. 19-26.

<sup>40</sup> Hartmut Weßler: Die journalistische Verwendung sozialwissenschaftlichen Wissens und ihre Bedeutung für gesellschaftliche Diskurse. Empirische Ergebnisse, theoretische Konzepte und Forschungsperspektiven. In: Publizistik 17 (1995), S. 20-38.

<sup>41</sup> Ebd., S. 34.

Die eigentlich positive Tatsache der Popularisierung von Wissen empfinden viele Wissenschaftler als Bedrohung ihres Deutungsmonopols. Journalismus aber ist keine „verlängerte Werkbank“ (Weßler) der Wissenschaft, sondern eine eigene Werkstatt, die Alltagsbewusstsein prägt: Journalistische Eindrücke, beobachtetes Verhalten, erfragte Geschichten können wiederum als Material für wissenschaftliche Erkenntnisse dienen. So lassen sich beispielsweise Sprachbilder in Berichten als Hinweise auf einen breiten Diskurs interpretieren, auf ein Kommunikationssystem, das Schreibende und ihr Publikum gemeinsam zur Darstellung und Erklärung von Wirklichkeit benutzen<sup>42</sup>.

## Reise ins Ich

Auch die von Wissenschaftlern kritisch beäugte journalistische Dramaturgie der Darstellung hat Modellcharakter. Die ‚Verschriftlichung‘ von Feldforschung allein reicht nicht aus. Erst die narrative Aufbereitung von Daten und Beobachtungen, die Spannung im Wechselspiel von Authentizität und Gestaltung, die Offenlegung von Subjektivität als mitteilbarer Erfahrung machen Zusammenhänge versteh- und erlebbar<sup>43</sup>.

„Das Problem, um es in so prosaischen Worten wie möglich wiederzugeben, besteht darin, den Prozeß der Forschung im Produkt der Forschung zu repräsentieren; Ethnographie auf solche Weise zu schreiben, daß man die eigenen Interpretationen einer Gesellschaft, Kultur und Lebensweise oder was sonst und die eigenen Begegnungen mit einigen seiner Mitglieder, Trägern, Vertretern oder wem sonst in einen intellegiblen Zusammenhang bringt. Oder, um es schnell wieder umzuformen, bevor Psychologismus einsetzen kann, es besteht darin, wie man einen Autor, der als ‚Ich-Zeuge‘ fungiert, in eine Geschichte bringt, die von Leuten in der dritten Person handelt.“<sup>44</sup>

Die Sprache ist zwar nicht die Sache, aber sie formt die Sache. Also weg mit Adjektiven und Präpositionen, Nominalkonstruktionen zerschlagen, Verben hofieren, kurze Sätze. Kein akademischer oder bürokratischer Blähstil, Fremdwörter meiden, Metaphern pflegen, mit Wörtern und Bewegung spielen, Stauen und Schmunzeln machen<sup>45</sup>. Gewiss, nicht jede/r ist ein „Schriftsteller-

<sup>42</sup> Vgl. Marion Hamm: Rostock als Bild: zur Repräsentation rechtsextremer Gewalt in überregionalen deutschen Zeitungen. Magisterarbeit Tübingen 1994.

<sup>43</sup> Vgl. Hannes Haas: Dichtung als Wahrheit. In: Sage & Schreibe 6 (1996), S. 19.

<sup>44</sup> Clifford Geertz: Augenzeuge sein. Malinowskis Kinder. In: ders.: Die künstlichen Wilden. Der Anthropologe als Schriftsteller. Frankfurt/M. 1993, S. 77-99; hier: S. 85.

Schreiber“ (Roland Barthes) wie Claude Lévi-Strauss, dessen „Traurige Tropen“ (1955) für mich einer der schönsten wissenschaftlichen Essays darstellen: spannender Reisebericht, analytische Feldstudie, philosophische Reflexion und literarischer Text, „eine Einladung zu Träumen von Abenteuer und Ausbrechen, und sogar selbst ein Traum“<sup>46</sup>.

Und es ist ein selbstreflexiver Text, eine Reise ins eigene Ich, von dem sich lernen lässt. Ist denn nicht alle Beschreibung der Verhältnisse Selbstbeschreibung, nicht jede Suche nach Wahrheit Suche nach uns selbst, die Angst des Forschers vor dem Feld Angst vor verstörender Wahrheit? So wäre im Sinne Martin Walsers ein wissenschaftlicher Schriftsteller, wer schreibend sich verändert. Und Journalisten versuchen ebenso, sich Welt und damit Selbst anzueignen. Beide wollen als Spezialisten für Orientierung Wege im gesellschaftlichen Feld weisen. Ein steiniger Acker. Voller Um- und Irrwege.

<sup>45</sup> Wolf Schneider: *Deutsch fürs Leben. Was die Schule zu lehren vergaß*. Reinbek bei Hamburg 1994.

<sup>46</sup> Clifford Geertz: *Die Welt in einem Text. Wie die Traurigen Tropen zu lesen sind*. In: ders. 1983, *Die künstlichen Wilden*, S. 33-51; hier: S. 40.

## LITERATUR

- „...statt großen Büchern eher kleine Aufsätze“. Ein Werkstattgespräch über Kulturschreiben zwischen Hermann Bausinger, Eckart Frahm und Wolfgang Alber. In: Hermann Bausinger: *Der blinde Hund. Anmerkungen zur Alltagskultur*. Tübingen 1991, S. 281-288.
- Zugangsweisen: *Kultur und Gesellschaft. Diskussion zwischen Hermann Bausinger, Utz Jeggle, Martin Scharfe (Ludwig-Uhland-Institut für empirische Kulturwissenschaft) und Eberhard Knödler-Bunte, Rolf Lindner (Ästhetik und Kommunikation)* am 12.9.80 in Tübingen. In: *Ästhetik und Kommunikation* 42 (1980), S. 99-105.
- Alber, Wolfgang: *Feldforschung als Textproduktion? Rollenhandeln zwischen sozialwissenschaftlichem Erkenntnisanspruch und alltäglichen Bedürfniskonzepten*. In: Utz Jeggle (Hg.): *Feldforschung. Qualitative Methoden in der Kulturanalyse (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 62)*. Tübingen 1984, S. 113-128.
- Bausinger, Hermann: *Der blinde Hund. Anmerkungen zur Alltagskultur*. Tübingen 1991.
- Braun, Hans: *Soziales Handeln und soziale Sicherheit. Alltagstechniken und gesellschaftliche Strategien*. Frankfurt/M., New York 1978.
- Brecht, Bertolt: *Fünf Schwierigkeiten beim Schreiben der Wahrheit*. In: ders. *Gesammelte Werke*, Bd. 18: *Schriften zur Literatur und Kunst I*. Frankfurt/M. 1967, S. 223-239.
- Brüggemann, Heinz: *„Aber schickt keinen Poeten nach London!“ Großstadt und literarische Wahrnehmung im 18. und 19. Jahrhundert. Texte und Interpretation*. Reinbek bei Hamburg 1985.
- Doherty, Robert J.: *Sozialdokumentarische Photographie in den USA*. Luzern und Frankfurt/M 1974.
- Durkheim, Emile: *Die Regeln der soziologischen Methode*. Herausgegeben und eingeleitet von René König. Neuwied und Berlin 1961.
- Esser, Frank: *Gehemmter Investigativgeist*. In: *Message 2* (1999), S. 26-31.
- Frahm, Eckart: *Aufbrechen, um heimzukehren. Kulturgeschichtliche Notizen zur Fußreise*. In: *Merian 5* (1982), S. 70-82.
- Ders.: *Lokalredakteure – Blinde als Anwälte? Anmerkungen zur täglichen (De-)Information des Zeitungsinhalts*. In: Wolfgang R. Langenbacher (Hg.): *Lokal-Kommunikation. Analysen, Beispiele, Alternativen*. München 1980, S. 83-104.
- Geertz, Clifford: *Augenzeuge sein. Malinowskis Kinder*. In: ders.: *Die künstlichen Wilden. Der Anthropologe als Schriftsteller*. Frankfurt/M. 1993, S. 77-99.
- Ders.: *Die künstlichen Wilden. Der Anthropologe als Schriftsteller*. Frankfurt/M. 1993.
- Ders.: *Die Welt in einem Text. Wie die Traurigen Tropen zu lesen sind*. In: ders.: *Die künstlichen Wilden. Der Anthropologe als Schriftsteller*. Frankfurt/M. 1993, S.33-51.
- Haas, Hannes: *Dichtung als Wahrheit*. In: *Sage & Schreibe 6* (1996), S. 19.
- Haller, Michael: *Lob der Subjektivität*. In: *Sage & Schreibe 4* (1995), S. 8-9.
- Ders.: *Recherchieren. Ein Handbuch für Journalisten*. München 1983.
- Hamm, Marion: *Rostock als Bild: zur Repräsentation rechtsextremer Gewalt in überregionalen deutschen Zeitungen*. Magisterarbeit Tübingen 1994.
- Jeggle, Utz (Hg.): *Feldforschung. Qualitative Methoden in der Kulturanalyse (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 62)*. Tübingen 1984.
- Ders.: *Zur Geschichte der Feldforschung in der Volkskunde*. In: ders. (Hg.): *Feldforschung. Qualitative Methoden in der Kulturanalyse (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 62)*. Tübingen 1984, S. 11-46.

- König, Gudrun M.: Eine Kulturgeschichte des Spaziergangs. Spuren einer bürgerlichen Praktik 1780-1850. Wien, Köln, Weimar 1996.
- Kürbisch, Friedrich H. (Hg.): Der Arbeitsmann, er stirbt, verdirbt, wann steht er auf? Sozialreportagen 1880 bis 1918. Berlin und Bonn 1982.
- Ders.: Dieses Land schläft einen unruhigen Schlaf. Sozialreportagen 1918-45. Berlin und Bonn 1981.
- Ders.: Erkundungen in einem unbekanntem Land. Sozialreportagen von 1945 bis heute. Berlin und Bonn 1981.
- Laermann, Klaus: Fiat nox! In: Die Zeit 32 (1991).
- Langenbacher, Wolfgang R. (Hg.): Journalismus und Journalismus. Plädoyers für Recherche und Zivilcourage. München 1980.
- Leyendecker, Hans: Auf Kuschelton mit der Macht. In: Message 2 (1999), S. 10-12.
- Lindner, Rolf: Die Entdeckung der Stadtkultur. Soziologie aus der Erfahrung der Reportage. Frankfurt/M. 1990.
- Luik, Arno: Die Sports Interviews. Reinbek bei Hamburg 1991.
- Müller-Funk, Wolfgang: Die Invasion des Selbst. Wie das Erzählen in die Geschichte kommt. In: Süddeutsche Zeitung Nr. 48, 27./28.2.1999.
- Narr, Wolf-Dieter/Joachim Stary: Lust und Last des wissenschaftlichen Schreibens. Hochschullehrerinnen und Hochschullehrer geben Studierenden Tips. Frankfurt/M. 1999.
- Oettermann, Stephan: Das Panorama. Die Geschichte eines Massenmediums. Frankfurt/M. 1980.
- Projektgruppe des Ludwig-Uhland-Instituts: Medienwirklichkeit am Beispiel Lokalpresse. In: Tübinger Korrespondenzblatt 48 (1997), S. 3-34.
- Schneider, Wolf: Deutsch fürs Leben. Was die Schule zu lehren vergaß. Reinbek bei Hamburg 1994.
- Schnibben, Cordt: Wir Journalisten-Schweine. In: MediumMagazin 10 (1994), S. 40-43.
- Ueding, Gert: Rhetorik des Schreibens Eine Einführung. Meisenheim 1991, S.145-156.
- Walser, Robert: Der Spaziergang (1917). In: ders.: Sämtliche Werke in Einzelausgaben. Herausgegeben von Jochen Greven. Bd. 5. Zürich und Frankfurt/M. 1985, S. 7-76; hier: S. 51f.
- Weischenberg, Siegfried: Investigativer Journalismus und „kapitalistischer Realismus“. Zu den Strukturbedingungen eines anderen Paradigmas der Berichterstattung. In: Rundfunk und Fernsehen I (1983), S. 349-369.
- Werder, Lutz von: Kreatives Schreiben in den Wissenschaften. Für Schule, Hochschule und Erwachsenenbildung. Berlin, Milow 1992.
- Weßler, Hartmut: Die journalistische Verwendung sozialwissenschaftlichen Wissens und ihre Bedeutung für gesellschaftliche Diskurse. Empirische Ergebnisse, theoretische Konzepte und Forschungsperspektiven. In: Publizistik 17 (1995), S. 20-38.

## Das Archiv als Feld?

### Überlegungen zu einer historischen Ethnographie

„Wissenschaft ist eine Form der Erfahrungsordnung, die unsere Kultur zu höchster Blüte befähigte – auch wenn man noch nicht genau weiß, was die Früchte sein werden.“<sup>1</sup> Ein schöner, mit Witz nachdenklich stimmender Satz, ein wenig valentinesk – ein Satz von Utz Jeggle. Im Blick auf die Gesellschaft wünscht man sich, er träfe immer noch zu, denn mittlerweile zeichnet sich das Bild der neuen Welt ab, die da heranreift. Über eine Frucht allerdings könnten wir Genaueres wissen: den Wissenschaftler (den mit „Herr“ wie den mit „Frau“ angesprochen). Denn der Mensch ist, was er tut, auch der Wissenschaftler ist die Frucht seiner Praxis der Erfahrungsordnung. Anlass also, ein wenig Rechenschaft zu geben.

Keine Angst! Niemand darf genötigt werden, der vorgeblich therapeutischen Selbstentblößung eines anderen beizuwohnen – dieses Grundrecht bleibt unangetastet. Hier wird nur versucht, einige Motive und Probleme volkskundlich-kulturhistorischer Arbeit zu formulieren; zum Teil handelt es sich vermutlich um Rechtfertigungsanstrengungen dessen, der keine ‚richtige‘ Feldforschung betreibt.

Es geht um Vergangenheiten, über die keine Zeitzeugen mehr befragt werden können. Laut Utz Jeggle will der Kulturforscher „nicht nur wissen, was der Mund sagt, sondern auch wie der Mundwinkel ein Fragezeichen setzt und das Auge die Aussage kommentiert“.<sup>2</sup> Auch Archivalien und gedruckte Quellen wollen nicht immer ganz ernstgenommen werden, doch sie zwinkern nicht. Welchen Sinn kann da der Anspruch historischer *Ethnographie* haben? Ich möchte das erörtern anhand meiner Beschäftigung mit der Auseinandersetzung um „Schmutz und Schund“ im deutschen Kaiserreich.<sup>3</sup> Es geht zunächst um das

<sup>1</sup> Utz Jeggle: Geheimnisse der Feldforschung. In: Heide Nixdorff/Thomas Hauschild (Hg.): Europäische Ethnologie. Berlin 1982, S. 188.

<sup>2</sup> Ders.: Verständigungsschwierigkeiten im Feld. In: Ders. (Hg.): Feldforschung. Qualitative Methoden in der Kulturanalyse (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 62). Tübingen 1984, S. 93-112; hier S. 93.

<sup>3</sup> Als Einstieg ins Thema könnte dienen Verf.: „Wilde Eindrucksvermittler“ und „Verschwinden der Kindheit“. In: Olaf Bockhorn/Gunter Dimt/Editha Hörandner (Hg.): Urbane Welten. Wien 1999, S. 297-317.



Problem, Vergangenheit systematisch zu ‚verfremden‘. Einige Forschungsergebnisse sollen dann verdeutlichen, wohin eine Strategie führt, die die überlieferten Praxen als Schlüssel zu den überlieferten Deutungen versteht. Schließlich wird gefragt: Wen geht die Selbstreflexion des Forschers etwas an?

## Das Münchhausen-Projekt

Ethnographie ist „Feldforschung in menschlichen Gruppen samt deren Beschreibung und Analyse [...] mit dem Ziel einer möglichst getreuen Rekonstruktion der verschiedenen Aspekte [...] des Lebens dieser Gruppen“.<sup>4</sup> Die Metapher ‚historische Ethnographie‘ drückt das Anliegen aus, Methoden und interpretative Grundannahmen der um Feldstudien herum organisierten gegenwartsbezogenen Kulturforschung auf historisches Material anzuwenden. Das ist längst kein origineller Impuls mehr; seit den 1980ern haben sich Historiker unter dem Etikett „Historische Anthropologie“ ähnliche Ziele gestellt. So geht es hier auch nicht darum, ein neues Modell gegen bisherige zu setzen.

War der Versuch nicht schlicht Hybris, Selbstüberhebung? Wie kann ich den ‚fremden Blick‘ gewinnen für eine Wirklichkeit, die gerade ein Jahrhundert zurückliegt und deren Sinnhorizonte uns noch mühelos zugänglich erscheinen? Die enge Verknüpfung mit der Gegenwartsmentalität war sogar Teil der zentralen Hypothese. Danach wurden in der Auseinandersetzung um „Schmutz und Schund“ Wahrnehmungs-, Deutungs- und Handlungsmuster gegenüber dem neuen Phänomen der modernen Massenkultur geprägt und eingepreßt, die seit her – teilweise bis heute – zum fraglosen Alltagswissen zählen. Der Anspruch war also, kulturellen Selbstverständlichkeiten, die bis ins lebensweltliche Wissen des Forschers fortwirken, ihre Selbstverständlichkeit zu nehmen. Mittel dazu sollte ein systematisches Als-ob sein: ein Blick auf die Handlungen, auf die Praxen des sogenannten Schundkampfes, wie ihn der in eine ‚unbekannte Kultur‘ Hereingeschneite haben müsste. Absehen von den schriftlich vorliegenden Deutungen; stattdessen zunächst – um den Magnetberg komme ich nicht herum – „dichte Beschreibung“, d.h. „der Versuch, den Bogen eines sozialen Diskurses [der auch für Geertz im Wesentlichen aus Handlungen besteht; K.M.] nachzuzeichnen“ und dazu „Vermutungen über Bedeutungen anzustellen, diese Vermutungen zu bewerten und aus den besseren Vermutungen erklärende Schlüsse zu ziehen“.<sup>5</sup>

<sup>4</sup> Stw. „Ethnographie“ in: Michel Panoff/Michel Perrin: Taschenwörterbuch der Ethnologie. 2., verb. u. erw. Aufl. Berlin 1982, S. 92.

<sup>5</sup> Clifford Geertz: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt/M. 1983, S. 28, 30.

Die damaligen Halbwüchsigen waren kaum älter als mein Vater, Jg. 1903, und ihre erwachsenen Kontrahenten gehörten zur Generation meines Großvaters. Da ist das Vertrauen in die Fähigkeit, eine ethnographische Interpretation erarbeiten zu können, die über die Selbstdeutungen der Akteure substanzial hinausgeht und ‚tieferliegende‘ Zusammenhänge offenlegt, erstaunlich. Es trägt Züge des Münchhausenschen Unterfangens, sich kraft eigenen Willens an den Haaren aus dem Sumpf (der geteilten Anschauungen) zu ziehen.

Woher rührte die Kühnheit? Bekanntlich ist die beste Voraussetzung für Kühnheit Unkenntnis darüber, worauf man sich einlässt. Hinzu traten emotional aufgeladene Überzeugungen. Aus der Beschäftigung mit der „amerikanisierten“ Jugendkultur der 1950er brachte ich tiefes Misstrauen mit gegen den bildungsbürgerlichen Umgang mit Populärkultur und ihren Nutzern; alles, was aus dieser sozialen Ecke geäußert wurde, stand unter dem Verdacht, nur Deckideologie zu sein für Machtansprüche und Distinktionsstrategien. War ich nicht gefeit gegen die Sirenentöne aus den Texten zum Schundkampf, die mich zum Komplizen machen wollten? Verfügte ich nicht über genügend Distanz zum Quellenmaterial? Es konnte Aufschluss geben über Habitusformen, Muster der sozialen Wahrnehmung und Legitimationsfiguren, nicht aber Deutungen von Schund, Schundkonsum, Motiven der Rezipienten usw. liefern, die als Aussagen über reale Sachverhalte ernstzunehmen waren. Die Tafel, auf die meine Interpretation zu schreiben war, schien völlig leer.

Gegenstück zum antibildungsbürgerlichen Apriori war die Bereitschaft zu Empathie, ja Identifikation mit den ‚Opfern des Schundkampfes‘: Kindern und Jugendlichen, die wegen Groschenheftlektüre und Kinobesuch eingeschüchert, beschämt und bestraft wurden. Im gesamten Korpus der Schundkampfschriften hatten sie keine eigene Stimme. Wohl aber gaben die Texte ausführliche und, wie andere Quellen bestätigten, in der Beschreibung weithin verlässliche Darstellungen der Praxen Halbwüchsiger. Da bot sich die Rolle dessen an, der den zum Schweigen Gebrachten eine Stimme gab, indem er subjektiven Sinn und symbolische Botschaften ihres Handelns formulierte.

Dahinter stand eine Grundannahme, die schon den Zuschnitt des Projekts bestimmte: Kultur als „soziales Theater“.<sup>6</sup> Die Nutzer von Schund gelten als ihren Gegnern gleichrangig; der Schundkampf wird nicht als autonom geführte Kampagne verstanden, sondern als interaktive Auseinandersetzung, in der beide Seiten ständig aufeinander reagierten. Für die dabei eingesetzten Praktiken gilt wie für sämtliche Handlungen des Alltags: Sie sind stets doppelt bestimmt. Sie dienen der Lösung praktischer Aufgaben, gehören zum Repertoire der Lebensbewältigung, und sie dienen zugleich der symbolischen Positionierung im Verhältnis zu anderen.

<sup>6</sup> Vgl. Rhys Isaac: Der entlaufene Sklave. In: Rebekka Habermas/Nils Minkmar (Hg.): Das Schwein des Häuptlings. Berlin 1992, S. 147-185.

„Soziales Theater“ heißt: Über ihre pragmatische Funktion hinaus fungieren Handlungen und Güter als Elemente eines symbolischen Beziehungsgeflechts; sie werden Teil von Inszenierungen auf der Bühne alltäglicher Interaktion. Die ‚Botschaft‘ der Aufführungen entzieht sich zwar letztlich einer erschöpfenden, fixierten Interpretation, sie bleibt mehrdeutig und situationsgebunden. Dennoch ist es eine zentrale Aufgabe historischer Ethnographie, den subjektiven Sinn der Schauspiele zu erschließen. Dazu muss man den Rahmen rekonstruieren, in den die Akteure ihre Handlungen plazierten – den umfassenden sozialen Kontext und die symbolischen Ordnungen des Legitimen und Illegitimen ebenso wie das bedeutungsvolle Arrangement der konkreten Theateraktionen.

Die Grundlage dafür bildet die möglichst detailgenaue und nuancenreiche Rekonstruktion der Praktiken aus den Quellen. Vor der Kontextualisierung hat quasi die Dekontextualisierung zu stehen, die systematische Distanzierung des Vorwissens darüber, was die im Streit um Groschenhefte und Kino *relevanten Tätigkeiten* waren. Der Forscher, der einen Fremdling imitiert, dem die kulturellen Codes der Handelnden unbekannt sind, muss im Prinzip eine symbolische Bedeutsamkeit *jeder* Praktik vermuten. Allerdings ist der Umfang der Tätigkeiten, die aus den sozialen Archiven zu erschließen wären, unendlich – zumindest, wenn man die individuelle Arbeitskapazität zum Maßstab nimmt. Der holistische Anspruch der Ethnologie ist also für moderne, industriegesellschaftliche, marktvermittelte Verhältnisse nicht einzulösen; zu ethnographieren sind nur eingegrenzte kulturelle Komplexe, und auch das im Bewusstsein der Willkür der Entscheidungen darüber, wie man ihren Kontext definiert.

„Soziales Theater“ meint allerdings, dass die Akteure, auch die antagonistischen, miteinander kommunizieren. Das heißt, A hat Annahmen darüber, welche Bedeutung B bestimmten Handlungen von A beimessen und wie er darauf reagieren wird, und er überprüft die Annahmen ständig anhand seiner Wahrnehmung der (Re-)Aktionen von B. Für die Ethnographie des kulturellen Komplexes „Schundkampf“ folgt daraus, dass die Selektion, die die Schundkämpfer (denen wir fast alle Quellen direkt oder indirekt verdanken) bei ihrer Darstellung der Praxen der ‚Gegenseite‘ vornahmen, durchaus im Sinne des Forschers war: Herausgefiltert wurden jene symbolisch aufgeladenen Aktionen, die bei den Schundkämpfern ‚ankamen‘, ihr Bild vom Interaktionspartner und dessen Problemen konstituierten. Was nicht ‚ankam‘, war für das soziale Theater per definitionem nicht relevant; allerdings ist auch eine Dimension von Praxen denkbar, deren symbolischer Effekt den Schundkämpfern selbst verborgen blieb, so dass er in ihren Berichten nicht erwähnt werden konnte.

Zu den theoretischen Vorannahmen zählte weiter die Bourdieusche Auffassung von Praktiken, „die das Sein im Modus der Evidenz aussprechen“.<sup>7</sup> An-

<sup>7</sup> Pierre Bourdieu: Die männliche Herrschaft. In: Irene Dölling/Beate Kraus (Hg.): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterinszenierung in der sozialen Praxis. Frankfurt/M. 1997, S. 153-217; hier: S. 158.

ders: Es geht um die symbolische Kraft, die in unserer Kultur dem Faktischen zugeschrieben wird, was Hegel philosophisch in die Formel fasste: „... was wirklich ist, das ist vernünftig“.<sup>8</sup> Am Schundkampf wird die überlegene Evidenz der Praxen im Vergleich zum Argument deutlich. Auch die Schundgegner gestanden ein, dass eine zwingende Definition und klare Abgrenzung von „Schund“ nicht möglich sei. Praktisch, gegenüber den Schulkindern etwa, funktionierte die Definition jedoch unmissverständlich: Schund war das, was der Lehrer bei der Durchsuchung der Schultaschen konfiszierte, die Lesestoffe, für deren Konsum man bestraft und als dumm abgekanzelt wurde. Und die Gefährlichkeit des Schundes bewies sich dem gesunden Menschenverstand durch den gewaltigen Aufwand zu seiner Bekämpfung. Immer wieder stößt man in den Quellen darauf, dass Eltern bei den Kindern entdeckte Heftchen mit größter Selbstverständlichkeit in den Ofen warfen. Die Symbolkraft des Ausbrennens, des Autodafé, prägte wirksamer als jedes Argument und ohne weitere Erläuterung ein, dass Schund Gift und Verderbnis sei.

Historische Ethnographie versucht, im Verhältnis zwischen überlieferten Selbstdeutungen und überlieferten Praxen letztere als Kompass der wissenschaftlichen Expedition zu nehmen. Die Handlungen dienen nicht einfach zur Überprüfung, ob die Akteure auch wirklich das taten, was sie behaupteten, und ob ihre Motive den Erklärungen entsprachen; bei dieser Methode geben die Texte die Struktur der Kritik vor. Aus ethnographischer Perspektive zieht man zeitgenössische Deutungen heran, um Auffälligkeiten in der Struktur der Handlungen und ihrer Wahrnehmung zu erhellen. Die Logik der Praxen gibt vor, wie die schriftlichen Quellen genutzt werden.

Das funktioniert so freilich nur für jene Akteure, die ihre Selbstdeutungen objektiviert haben, in unserem Fall: die Schundkämpfer. Wieso es in den Familien der einfachen Leute das Nächstliegende war, den von Lehrern, Pfarrern, Journalisten inkriminierten Lesestoff ins Feuer zu werfen, dafür liefern die Quellen keine ausdrückliche Erklärung. Dass Arbeitereltern, die den Vertretern von Kirchen und Staat häufig distanziert bis oppositionell gegenüberstanden, deren Schundkampfangen handgreiflich und bereitwillig an den eigenen Kindern exekutierten, das fanden die Schundkämpfer anscheinend ganz selbstverständlich.

Man kann aus der Forschung einige plausible Erklärungen herleiten. Eine unerwartete Dimension des Einverständnisses über die Klassenschranken hinweg eröffnet jedoch der Blick auf das Netz der Handlungen, mit denen das Verbrennen verknüpft war. Nicht nur für Jugendfürsorger und Staatsgewalt gehörte Schundkonsum zu einem ganzen Bündel von Praktiken: Rauchen und ‚Herum-

<sup>8</sup> Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Grundlinien der Philosophie des Rechts. Hg. v. H. Klenner. Berlin 1981, S. 25. Zit. n. Arseni Gulyga: Die klassische deutsche Philosophie. Leipzig 1990, S. 322; dort auch zu Hegels Differenzierung, wonach nicht alles faktisch Existente auch im philosophischen Sinne ‚wirklich‘ ist.

lungern' in der Öffentlichkeit, freches Auftreten gegenüber Erwachsenen, Besuch von Gaststätten, Eisdielen und Konditoreien, Beisammensein von Mädchen und Jungen nach Einbruch der Dunkelheit, Empfang postlagernder Briefe. Als gemeinsamen Nenner bezeichnen die Quellen die „Unbotmäßigkeit“ Halbwüchsiger. Leserbriefe deuten darauf hin, dass große Teile der Bevölkerung das Wahrnehmungsmuster teilten, wonach Schundkonsum nur – exemplarischer – Teil eines Syndroms jugendlicher Auflehnung war. Von hier aus gewinnen jene Passagen der Schundkampfschriften, die den Eltern strikte Überwachung und rücksichtsloses Durchgreifen gegen die eigenen Kinder anraten, plötzlich zentrale Bedeutung zum Verständnis des sozialen Theaters. Ich gehe darauf weiter unten ein.

Nun prägt das Misstrauen gegen die Rechtfertigungsdiskurse von Schundkämpfern und Jugendschützern einen ganzen Strang der Forschung, und mein Zugang zum Thema hat, wie erwähnt, davon profitiert. Wo gehen die Erkenntnisse historischer Ethnographie qualitativ über eine Kritik hinaus, die Widersprüche in den Argumentationen sowie zwischen Legitimationen und Handlungsempfehlungen herausarbeitet? Natürlich bin ich überzeugt, dass historische Ethnographie das Grundproblem der meisten Ideologiekritik vermeiden kann: geschichtliche Akteure an Maßstäben zu messen, die der heutige Forscher setzt, oder an Maßstäben zeitgleicher Gruppen, die für die Untersuchten jenseits des Denkmöglichen lagen. Dem Ethnographen geht es um die – wie immer prekäre, heterogene, vielleicht gar unerklärliche – Einheit, die das Gesamt der Handlungen eines Akteurs oder einer Gruppe bildet. Wie sie das für uns Widersprüchliche oder gar Unvereinbare zusammenbrachten und welche Bedingungen (materielle und mentale) ihnen das ermöglichten oder abnötigten, das ist elementares Erkenntnis Anliegen; hier stimmen übrigens ethnographische Kulturanalyse und vom Historismus beeinflusste Geschichtsschreibung weitgehend überein.

Das kann jedoch nicht der letzte Schritt der Analyse sein. Zu den Vorteilen des Konzepts „soziales Theater“ gehört es, durch den Blick auf den Interaktionspartner und dessen konfligierende Bestrebungen die innere Logik von Welt-sicht und Handlungsorientierungen einer Gruppe – jeder Gruppe – notwendig zu relativieren.

Es bleibt die Frage, ob die historische Ethnographie in der ‚eigenen‘ Kultur und über vergleichsweise geringe zeitliche Distanz wirklich mehr ‚Verfremdung‘ ermöglicht als die herkömmlichen Methoden historischer Sozialwissenschaft. Letztlich muss das der Leser beantworten. Nach meinen Erfahrungen wäre ich da zurückhaltend. Vielleicht dient, wie Maria Heidegger vermutet, das Unternehmen vor allem dazu, „Bilder von Vertrautheit oder Fremdheit als Pro-

jektionen des eigenen Standortes zu erkennen“.<sup>9</sup> Ethnographie also als Beitrag zur Selbsterkenntnis des Historikers.

Jedenfalls überwiegt der Eindruck, wie fragmentarisch die Einsichten bleiben, die man aus den Quellen über die Akteure und ihr soziales Theater gewinnt. Da lese ich:

„Achtung! Hierdurch teilen wir allen Bündlen, Leserinnen und Lesern mit, dass wir die Vertretung des Kriminalbundes ‚Durch Nacht zum Licht‘, Berlin, für Halberstadt und Umgebung übernommen haben. Wir halten uns zu Aufträgen aller Art, wie Auskunfterteilungen, Adressenvermittlungen usw. bestens empfohlen und zeichnen mit Gruß und Handschlag ‚Halberstädter Roland-Bund‘, Halberstadt, Schäfergasse 9.“

So lautete 1910 eine Anzeige in der Briefkastenecke der Groschenheftserie „Jugendwoche“,<sup>10</sup> und vergleichbare Aufrufe von „Detektiv“- und „Kriminalbünden“ finden sich dort zu Dutzenden. Sie geben Anhaltspunkte für die literarischen Vorbilder und, durch die Sprache, auch für den sozialen Hintergrund der Verfasser. Ich kann mir eine Vorstellung davon machen, wie ein fünfzehnjähriger Bürogehilfe aus mittelalterlicher Ritterfigur, zeitgenössischer Kriminallektüre, den Serienabenteuern des „Bundes der Sieben“ und dem Kolportagemotto von der Erhellung der Abgründe der Gesellschaft eine Rolle für den „Jugendbund“ und sich selbst bastelte. Aber was dann wirklich geschah, wen die Jungen wie ausspionierten und welche ‚Verbrechen‘ ihres Umfelds sie welcher ‚Gerechtigkeit‘ zuführten, vor allem: wie die Balance zwischen Spiel und Ernst aussah, welche Werte und Handlungsorientierungen man aneignete und welchen Einfluss die Geschichten aus der „Jugendwoche“ dabei hatten – das ist wohl nicht mehr zu klären.

Hier erfährt man, was historische Ethnographie in einer komplexen, sich schnell wandelnden Gesellschaft heißt. Gerade nicht holistische Erfassung einer Lebenswelt und Rekonstruktion ihrer tragenden Sinnstrukturen. Sondern punktuelle Korrektur gängiger Außendeutungen, eine Korrektur, die selbst wieder abhängig ist von Zufallsfunden in Archivbeständen, die außenstehende Institutionen und Diskurseliten erzeugt und ausgewählt haben. Jan Peters spricht vom „fruchtbaren Klima der Unbestimmtheit“, das „oft gerade am Ende von Archivarbeit steht, die auf Bestimmbarkeit zielt“.<sup>11</sup> Jenes ungreifbare Ineinander von Wünschen, Erinnerungen, Ängsten und und schlichtem Glück, da zu

<sup>9</sup> Maria Heidegger: Soziale Dramen und Beziehungen im Dorf. Innsbruck 1999, S. 35.  
<sup>10</sup> Zit. n. der Anlage zu einem vom Hamburger Volksschullehrer Hermann Münzel 1911 der Oberschulbehörde vorgelegten „Bericht über die ‚Jugendbünde‘ des M. Lehmann“ (Staatsarchiv Hamburg, Oberschulbehörde V, 480a Bd. I, Materialakte, Bl. A 4).

sein: das Leben entzieht sich der Historiographie, und das ist ganz in Ordnung für den, der nicht von wissenschaftlicher Hybris besessen ist. Aber es bleibt Unzufriedenheit bei jeder einzelnen Erfahrung, dass dem Wissenwollen Grenzen gesetzt sind. Dabei wäre es gar kein so schlechter Gedanke, die berufsmäßige Produktion von Vergangenheitsdarstellungen als unendlichen Prozess der Korrekturen, Zwischenrufe und Einsprüche zu verstehen.

Schließlich ist die Erzählung des Historikers kein Produkt erfinderischer Willkür und literarischer Beliebigkeit; sie unterliegt anerkannten und einforderebaren Regeln der Erzeugung wissenschaftlichen Wissens. Sie untersteht dem Anspruch der Wahrheit, der möglichst angemessenen Darstellung eines Vergangenen nach dessen Recht. Sie hat die Würde jeder abgeschlossenen Episode menschlichen Handelns zu achten, die Würde, die darin liegt, dass etwas nicht zu unserer intellektuellen Verfügung steht. Das Geschehene war, schon als es sich ereignete, weder eindeutig noch einsinnig. Aber das Wissen von der Mehrdeutigkeit aller Zeugnisse der Vergangenheit, von der unausschöpflichen Vielschichtigkeit alles Menschlichen ist für den schreibenden Historiker kein Freibrief, sondern Verpflichtung. Die Sinnkonstruktion, die er notwendig selbst in der scheinbar nüchternsten, objektiviertesten Darstellung vornimmt, hat zum Maßstab die historischen Sinnhorizonte, die sich noch in der bescheidensten Aktion kreuzten, die konkrete Mehrdeutigkeit, in der die Akteure der Vergangenheit sich bewegten. Aufgabe der historiographischen Erzählung ist, sprachlich eine kleine Welt zu erschaffen, die die Quellen zur Äußerung anregt, ihnen die Möglichkeit verschafft, von uns gehört zu werden – auch Widersprüchlichkeit und Misstöne der Stimmen, Schreie und Schweigen, Unverständliches und Unartikulierte.

Ein Münchhausensches Unternehmen, vielleicht. Aber wir sollten uns den Baron mit der Hand im eigenen Schopf nicht als jemand vorstellen, der allen Situationen gewachsen war und jede Lage beherrschte. Eher als jemand, der keine Wahl hat und das nahezu Aussichtslose versuchen muss, will er nicht im Sumpf versinken – im Sumpf, füge ich hinzu, eines Wissens, das seit je die Stimmen der meisten erstickt.

## Ambivalente Empfindungen gegenüber Kindern

Aber nun zu einigen Befunden, die ich dem ethnographischen Ansatz zuschreibe. Ich konzentriere mich auf Einsichten, die am Ausgangspunkt der Untersuchung gar nicht anvisiert waren. Nach mittlerweile (im Sommer 2000) acht

<sup>11</sup> Jan Peters: Gutsherrschaftsgeschichte in historisch-anthropologischer Perspektive. In: Ders. (Hg.): Gutsherrschaft als soziales Modell. München 1995, S. 6; zit. n. Heidegger 1999, Dramen, S. 297.

Jahren Beschäftigung mit dem Schundkampf fällt es allerdings schwer, die anfängliche Sicht zu rekonstruieren; es gibt wohl eine Neigung, die Abweichung von den Vorannahmen größer darzustellen, als sie letztendlich war. Das gilt vielleicht auch für meine Entdeckung, dass der Schundkampf in praxi eine erbitterte, facettenreiche Auseinandersetzung zwischen Halbwüchsigen und Erwachsenen war; bei den letzteren mischten sich Fürsorge und Misstrauen, programmatische Kinderfreundlichkeit und faktische Entmündigung, Einfühlung und offener Hass in unterschiedlicher Weise und mit teilweise irritierendem Effekt. Eine frühe Arbeitsnotiz jedenfalls lautete: „Hauptnenner: Schundkampf als sozialer Machtkampf, MK [Massenkultur] als ambivalentes Hilfsmittel der Unteren.“ Der zweifelhafte „Jugendschutz“, der den Schundkampf legitimierte, war hier noch verstanden als Strategie zur Durchsetzung bürgerlicher Normen gegen die (Kinder der) Unterschichten.

Doch die Akten von Schul- und Polizeibehörden belegten Praxen der Auseinandersetzung, die nicht ins (Bildungs-)Klassenmodell passten. Eine wurde schon angedeutet: Viele Eltern aus der Arbeiterschaft erklärten sich ausdrücklich einverstanden mit den Eingriffen der Volksschulen gegen ihre Kinder. Wie weit in den Familien systematisch kontrolliert wurde, ist schwer zu sagen; aber wo man die Halbwüchsigen mit Heftchen erwischte, war die Wahrscheinlichkeit von Drohungen oder Ohrfeigen groß, und mit „Schund“ wurde kurzer Prozess gemacht: Er wanderte ins Feuer.

Eine weitere Feststellung: Gemessen an rationalen Effektivitätskriterien, machten viele Maßnahmen der Schundkämpfer keinen Sinn. Angeblich ging es darum, Schundkonsum Halbwüchsiger zu verhindern. Doch war den Autoritäten meist bewusst, dass ihnen die Mittel dazu fehlten. Argumente, das wurde immer wieder beklagt, bewirkten wenig bis gar nichts. Deswegen waren Einschüchterung und Kontrolle, Strafen und Einzug von Heften sowie die Unterbindung des Vertriebs über Jahre praktisch in allen deutschen Volksschulen und vielen Fortbildungsschulen Praxis. Aber mochten bei der ersten Kontrolle der Schultaschen und Bänke noch Hefte ins Netz gehen – bei der regelmäßigen Wiederholung durfte man nur symbolische Wirkung erwarten. Man versuchte, den Vertrieb über die Schreibwarenläden zu verhindern. Doch in den Boykottdrohungen ist nur von Ausstellung und Angebot der Heftserien die Rede; was aus dem Lager und auf Nachfrage wirklich verkauft wurde, das klammerte man weitgehend aus. Auch im Blick auf die Kinos ist von der Vergeblichkeit der Jugendverbote die Rede. Um so heftiger schoss man sich – mit Polizeiverordnungen, die Größe und Charakter der Werbung minutiös festlegten – ein auf Plakate und Standfotos, die öffentlich für die Filme warben.

Überhaupt, die Schaufenster, Auslagen, Schaukästen. Sie spielten eine herausragende Rolle als Orte und Objekte des Schundkampfes – bis hin zu der merkwürdigen Konstruktion des geplanten Schundgesetzes. Unter Strafe gestellt werden sollte nicht der Verkauf, sondern die jugendgefährdende Präsen-

tation von Schund. War das Pragmatismus? Fand man sich damit ab, dass der Konsum nicht zu verhindern war, und wollte durch Verbot öffentlicher Anpreisung wenigstens demonstrativ die herrschenden Normen bekräftigen? Diese Sicht gab es zweifellos. Doch alle Überwachungs- und Strafmaßnahmen liefen unvermindert weiter. Zwölf- bis Vierzehnjährige, deren Namen die Polizei in Detektivbund-Anzeigen fand, wurden vorgeladen oder gar Gegenstand von Haussuchungen; wegen Bildung von „Geheimbünden“ drohte der Schulverweis. Man ließ nicht ab, die Eltern zu schärfster Kontrolle und Durchsuchung der Habseligkeiten ihrer Sprösslinge aufzufordern. „Ein äußerer Zwang, ein Eingriff, der rücksichtslos das Gift verbrennt, wird in vielen Fällen der Anfang sein müssen, von dem aus dem guten Neuen der Boden bereitet wird“ – so ein Inspektor der Hamburger Jugendbehörde.<sup>12</sup> Die Halbwüchsigen bekamen die Macht der Erzieher zu spüren, obwohl kaum jemand erwartete, damit das vorgebliche Ziel – Beseitigung des Schundkonsums – zu erreichen.

Schaufenster und Auslagen waren für die Schundkämpfer keineswegs nur Werbeträger, an denen, stellvertretend, die Missbilligung des Eigentlichen, des Schundkonsums demonstriert wurde. Vielmehr erwecken ihre Aktivitäten den Eindruck, dass es hier um das Eigentliche ging. Ständiger Anlass zu Klagen, zu entmenslichenden Kommentaren<sup>13</sup>, aber auch zum offenen Durchgreifen waren sogenannte „Versammlungen“ Halbwüchsiger dort. In Flensburg entfernte die Polizei gleich die Schaukästen aller „Schund“ führenden Geschäfte, und in Bonn wurden „die Namen der an den Schaufenstern betroffenen Schulkinder und jugendlichen Personen polizeilich festgestellt und den Eltern, Lehrern bzw. Lehrern mitgeteilt, und zwar wie berichtet wird, mit gutem Erfolg“.<sup>14</sup>

Die Versammlungen vor den Auslagen hatten, das ist meine Interpretation, für Erwachsene den Charakter einer Demonstration, eines „watch-in“. Peinlicherweise waren die Produkte, die die Kinder anzogen, meist unzweifelhaft für Erwachsene bestimmt: Prachtwerke zur Kulturgeschichte der Sexualität und Eheratgeber, Reproduktionen klassischer Akte und „Künstlerpostkarten“ mit Fotos mehr oder minder entblößter Frauen, frivole „Witzblätter“ und derbhumoristische Ansichtskarten. Hier wurde ein Stück der Triebwelt öffentlich, die man zu Hause vor den Sprösslingen verbarg. Schaufenster und Kioske machten peinlich offenbar, dass man (zumindest in den Städten) die Kontrolle über das Wissen der Kinder verloren hatte.

<sup>12</sup> „Folgen der Schund-Jugendlektüre“, in: Hamburger Fremdenblatt Nr. 137, 15. Juni 1909.

<sup>13</sup> „Man sehe sich einmal den Gesichtsausdruck der jungen Menschen an, die vor Läden und Zeitungsbuden die Titelbilder bewundern; hier ist die Grenze zwischen Mensch und Tier verwischt.“ (Hamburger Nachrichten, 13. 5. 1908.)

<sup>14</sup> Maßnahmen zur Bekämpfung der Schundliteratur. In: Mitteilungen der Zentralstelle des Deutschen Städtetages 2, 1909, S. 177.

Es wäre verwunderlich, wenn die Heranwachsenden nicht gemerkt hätten, wie einfach und vergnüglich sie die Autoritäten außer sich bringen konnten. Als kompetente und eigensinnige Nutzer städtischer Informationsangebote wussten sie die kitzligen Punkte einer zwischen Liberalisierung und angespannter Triebkontrolle zerrissenen Gesellschaft zu treffen. Es muss ein Mordsspaß gewesen sein, zu mehreren vor die Schaufenster zu ziehen, die interessanten Ausstellungsstücke zu diskutieren – und zu warten, dass Erwachsene sich empörten: soziales Theater.

Ich lernte, dass das Schaufensterthema schon lange vor 1900 erörtert wurde; allerdings galten in diesem Diskurs die Kinder als Opfer. Im Schundkampf dann erschienen sie auch als Täter – teilweise in den Kommentaren, vor allem aber in der aggressiven Reaktion der Erwachsenen. Ich erwähnte schon, dass in den Quellen Schundkonsum verknüpft ist mit anderen, gleichermaßen nach erzieherischer Korrektur und Unterdrückung schreienden jugendlichen Tätigkeiten. Ganz unerwartet gehörte dazu der Genuss von Schleckereien. Schul- und Gesundheitsbehörden engagierten sich, um Angebot und Konsum von Eis, kalten Getränken und Süßigkeiten aus Warenautomaten im Umkreis der Schulen einzuschränken. Man holte amtsärztliche Expertisen ein, die die Schädlichkeit jugendlichen Speiseeisverzehr bestätigten. Auf dem Spiel standen jedoch höhere Werte als die körperliche Gesundheit; es ging grundsätzlich gegen „Naschhaftigkeit und Genußsucht“<sup>15</sup> und um Selbständigkeit und Unkontrollierbarkeit der Halbwüchsigen als Konsumenten.

Besonders attackiert wurde der Verkauf seitens fliegender Händler und aus Automaten. Ich vermute, das Motiv war die Wahrnehmung eines weiteren Machtverlusts. Mussten die Leckereien im Laden gekauft werden, dann schien noch eine gewisse soziale Kontrolle gesichert, auch die Information der Eltern möglich. Der Automat aber, gar im Vorraum des Kinos, war ein stummer Verbündeter der Kinder beim Aufbau ihrer eigenen, dem erzieherischen Blick entzogenen Welt.

Doch vielleicht ist noch eine weitergehende Interpretation vertretbar. Hinter den Begründungen, warum Anspruchslosigkeit und Verzicht, Ertragen von Mangel und Härte gegen sich selbst möglichst früh zu lernen seien, scheidet eine grundlegende Ambivalenz in den Gefühlen der Erwachsenen auf. Kulturanthropologisch könnte man sie damit in Verbindung bringen, dass für jede Gesellschaft die Weitergabe ihrer Ordnung an die nachfolgende Generation unter der Drohung des Scheiterns (gemessen an Tradierungswünschen und Autoritätsinteressen der Älteren) steht. Kinder sind Hoffnung und Risiko ineins. Man hofft, dass sie letzten Endes doch den Eltern ähnlich werden. Dagegen steht in der Moderne die Angst, sie könnten sich vor unseren Augen in Fremde verwandeln,

<sup>15</sup> So der Medizinalreferent im Bayer. Innenministerium in einem Gutachten (Bayer. Staatsmin. d. Innern an Kriegsmin., 9. April 1917; Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, Kriegsarchiv, Stellv. Generalkommando I. Bayer. Armeekorps, Nr. 1002).

so „dass man Teenager, die sich an der Straßenecke versammeln, fürchten muss wie den Vortrupp einer Invasionsarmee“. <sup>16</sup> Das hat Margaret Mead für die Mitte des 20. Jahrhunderts formuliert, doch es charakterisiert treffend den Blick der Schundkämpfer auf die Ansammlungen Jugendlicher vor Schaufenstern und in Kinos.

Um 1900 intensivierte sich ein Wandel der generationellen Tradierung. Mit Meads Begriffen: Sie war im Übergang vom kofigurativen zum präfigurativen Modell. Kofigurativ: Es war klar, dass die Zukunft keine Wiederholung der Vergangenheit sein würde, und die Erwartungen an das Kommende waren erst noch in der Gegenwart zu formulieren. Dabei orientierte sich jede Gruppe vor allem an den Gleichaltrigen. Doch gab es schon Erfahrungsbereiche, in denen die Jüngeren unverkennbar Pioniere waren. *Aufzuwachsen* in einer städtischen Umgebung, an der die Älteren vor allem Reizüberflutung, überforderndes Tempo und krankmachende Nervenanspannung wahrnahmen, das war eine Erfahrung, die die Erwachsenen nicht kannten und die sie auch nicht nachholen konnten. Kompetenzen im Umgang mit Medien und insbesondere mit einer Medienkonstellation, die so alt war wie man selbst, machten die Halbwüchsigen zu der Gruppe, die für das Kommende am besten gerüstet war; präfigurativ entwickelten sie auf diesem Gebiet Modelle für die gesamte Gesellschaft.

Diese Konstellation erklärt mir einen Teil der Ambivalenz, der gespaltenen Empfindungen der Älteren nach 1900. Doch das Vorgehen gegen sinnliche wie ästhetische Freuden der Kinder signalisiert noch mehr. Aus der Perspektive der ‚Arbeitsgesellschaft‘, in der Genuss nur als Lohn für vorangegangene (Berufs) Arbeitsanstrengung legitim war, mussten Kinder herausfordernd privilegiert erscheinen. Süßigkeiten und selbstvergessene Verzauberung durch Literatur und Film fielen ihnen zu, ohne dass sie das im Schweiß ihres Angesichts hätten verdienen müssen. Natürlich gönnte man dem Nachwuchs die kurze Phase glücklicher Freiheit, als die sich Kindheit in romantischer Projektion den Älteren darstellte. Aber das änderte nichts daran, dass die Jungen hier etwas praktizierten, was ‚vernünftige‘ Erwachsene sich mit angestrebter Entsagung verboten. So verknöteten sich Abwehr und Verlangen schmerzlich angesichts der Gegenwelt zur Arbeitsgesellschaft, die die Repräsentanten von Pflicht, Fleiß und Selbstkontrolle in den Medien- und Konsumpraxen der Kinderkultur imaginierten. Sehnsüchtige Verklärung des Kindheitsparadieses und kaum gebändigte Aggression, wo Halbwüchsige sich Phantasien und sinnlichem Genuss hingaben – in dieser Spannung bewegte sich die wilhelminische Öffentlichkeit. Kinder erinnerten sie an das verlorene Glück der Nutzlosigkeit und drohten durch Nichteinhaltung herrschender Normen das ins Nichts stürzen zu lassen, was Erwachsene aller Klassen damals „die Kultur“ nannten.

<sup>16</sup> Margaret Mead: *Culture and Commitment. The New Relationships Between the Generations in the 1970s*. Revised and updated Edition. New York 1978, S. 63.

Für Ambivalenzempfindungen, für Misstrauen, Angst und bis zum Hass gehende Aggression gegen Kinder und Halbwüchsige als soziale Gruppe gibt es einige (wenige) Textbelege; doch sie machen die angedeutete Interpretation nicht zwingend. Für mich ist sie bisher die am ehesten einleuchtende Erklärung dafür, wieso eine Gesellschaft über Jahre aus nichtigen Anlässen die eigenen Kinder terrorisierte – Anlässen wie: Versammlung vor Schaufenstern und Kiosken; Vereinsmeierei in Jugendbünden, wo man Postkarten sammelte, wanderte, Sport trieb oder literarische Vorbilder nachahmte und sich über deren Abenteuer unterhielt; Lektüre und Tausch von Groschenheften, die sich weder ethisch noch ästhetisch grundsätzlich unterschieden von weiten Bereichen der legitimen Jugendliteratur.

Wie bin ich dazu gekommen, den Schundkampf als befremdlichen Feldzug gegen Kinder zu sehen? Immerhin ging man mit vergleichbarer Rigidität gegen die Betreiber von kleinen Schreibwarenläden und Zeitschriftenkiosken vor; man bedrohte ihre kümmerliche Existenz, indem man sie nötigte, gut verkäufliche Artikel – die gegen kein Gesetz verstießen! – aus dem Sortiment zu nehmen. Faktisch war es blanker Hohn, wenn man ihnen empfahl, doch „gute Jugendschriften“ anzubieten – für die eben die Jugendlichen keinen Groschen locker machten.

Das sachliche Argument lautet: Betroffen waren sehr viel mehr Halbwüchsige als Kleingewerbetreibende, und die Prägung des Schundkampfes ist bei den Heranwachsenden zweifellos stärker anzusetzen. Aber wer sich mit Kindern solidarisiert, als ihr wissenschaftlicher Verteidiger auftritt, der weiß in unserer Gesellschaft, dass ihm automatisch ein emotionaler Vorteil zufällt. Ein bisschen Populismus? Ein bisschen viel vielleicht? Und könnte man nicht geradezu wetten darauf, dass ein Volkskundler im Konflikt zwischen Schülern und Lehrern sich auf die Seite der Halbwüchsigen schlagen wird, auf die Seite der scheinbar Schwächeren, die keine Macht hatten, ihre Sicht in Quellen und Diskursen zu objektivieren?

So habe ich begonnen, das Verhältnis zu ‚meinen‘ Akteuren zu reflektieren und darüber auch Notizen zu machen, ebenso über meine Reaktion auf das Material und zum Umgang mit der darin repräsentierten Wirklichkeit – vielleicht eine entfernte Entsprechung zum Feldtagebuch.

„Warum will ich den ‚Schmutz‘ [die wegen ihrer Darstellung von Erotischem inkriminierte Populärkultur; K.M.] nicht einbeziehen? Nur wg. nicht zu bewältigenden Umfangs? Oder wg. Unsicherheit in der Beurteilung? Weil meine klaren Maßstäbe und Parteinahmen darauf nicht passen?“ „Wieso freue ich mich, wenn ich Belege für Schundverbrennungen finde? Weil ich die Volkserzieher schlechtmachen möchte? Weil sich eine Vermutung bestätigt?“

Derartige Selbstbefragung führte nicht zu klaren Antworten. Aber beispielsweise zum Vorsatz, nicht die Lehrer zu den fremden Barbaren meiner Geschichte zu stilisieren.

Sicher, ich kann und will nicht die Lebenswelten, Biographien, Habitusformen der wilhelminischen Volksschullehrer aus den Quellen rekonstruieren. Aber ich konnte mich doch intensiver befassen mit dem Horizont an Gesellschafts- und Kulturdeutungen, in den wichtige Aktivgruppen ihr Engagement gegen Schund einordneten. Das war zwar nicht mehr Ethnographie, sondern eher professionsbezogene Ideengeschichte. Doch brachte es kognitive wie emotionale Korrekturen am Bild meiner Akteure. Jene Lehrer, die sich an Kunsterziehungsbewegung und Kulturreform orientierten, hatten teil an einem geistigen und pädagogischen Aufbruch, von dessen Konzepten das ganze 20. Jahrhundert zehrte. Vieles davon ist nicht eingelöst, manches wohl unrealisierbar. Aber insgesamt vertraten sie einen Ansatz, den ich heute noch als anregend und sympathisch empfinde und der nicht notwendig auf die schiefe Ebene zur nationalsozialistischen Machtergreifung führte, auf die er nach 1918 geriet. So etwas im Kaiserreich zu vertreten, an der Schule und in Kulturinitiativen zu erproben, manchmal sogar gemeinsam mit Sozialdemokraten, das war nicht karrierefördernd, es verlangte zuweilen persönlichen Mut.

Kulturpolitisch standen tonangebende Schundkämpfer also auf einer Position, von der ich – gedankenexperimentell – hoffe, dass ich sie eingenommen hätte, wäre ich ihr Zeitgenosse gewesen. Mehr noch: Ich lernte, dass die in der Forschungsliteratur und zunächst auch von mir als rhetorisches Feigenblatt abgetane Rede vom „positiven Schundkampf“ eine durchaus eindrucksvolle Praxis bezeichnete. In einer Vielzahl von Initiativen, mit hohem Einsatz und auch mit Resonanz bei der anvisierten Zielgruppe bemühten sich seit den 1880ern Angehörige der Bildungsschichten, dem „ungebildeten Volk“, den Arbeitern und ihren Kindern Kunst und ästhetische Maßstäbe zu vermitteln. Für viele Lehrer war das ein praktisch verfolgtes Anliegen, um das Leben der Menschen zu bereichern – kein Vorwand, um Kinder zu kujonieren. In mancher Hinsicht also engagierte, kritische, mutige Leute, die in meinen Aufsätzen mit unüberhörbarer Antipathie, mit Misstrauen und Ablehnung als „Volkserzieher“ eingestuft wurden.

Für eine derart kritische Sicht gibt es triftige Argumente. Aber letztlich stieß das Bemühen um Empathie an eine Grenze, wo ich Wirklichkeitsverweigerung und erziehungsdiktatorische Selbstermächtigung gegenüber den Kindern wahrnahm. Es war den Volksschullehrern unmöglich, die ästhetischen Präferenzen ihrer Schüler zu respektieren. Sie konnten die Begeisterung für die Groschenheftabenteuer weder wegargumentieren noch wegverbieten; daran änderte auch die in der Schule organisierte Begegnung mit „guter Literatur“ und „wertvollen Filmen“ nichts; Schund bildete nur einen Teil des Lesestoffs der Halbwüchsigen, gleichgewichtig neben pädagogisch befürworteten Texten – all das nah-

men die Schundkämpfer ohne sichtbare Folge zur Kenntnis, keinen Moment zweifelten sie an ihrer Sicht und an ihrer Berechtigung zu harten Eingriffen. Zumindest findet sich davon nichts in ihren Texten, und auch praktisch steckten sie nicht zurück. Im Gegenteil: Als sich im Ersten Weltkrieg die Möglichkeit bot, durch Militärerlasse gleich alle erwähnten jugendlichen „Unbotmäßigkeiten“ unter Strafe zu stellen, da sahen die Volkserzieher das als einmalige Chance, ihre Ziele zu verwirklichen. Von nun an berieten sie, wie man die Kriegsverordnungen in Friedensrecht verwandeln und so auf Dauer stellen könne.

Die distanzierte Kategorie „Volkserzieher“ ist eine Notlösung, um die Praktiken zusammenzufassen und sozusagen in einen Begriffssarg zu packen, die ich mit dem sonstigen Wissen über ‚meine Lehrer‘ einfach nicht vereinbaren kann.

### Texte sind Brötchen

Hier schließt die letzte Frage an. Was kann „historische Ethnographie“ bedeuten für ‚normale‘ Leserinnen und Leser? Es soll ja vorkommen, dass sich Menschen aus anderen als professionell wissenschaftlichen Motiven für historische Darstellungen interessieren. Und hier gibt es einen erheblichen Interessenwiderspruch. Der akademische Autor schreibt – so empfindet er es vermutlich und so handelt er zumeist – unter den missgünstigen Augen der Kollegen, die nur darauf warten, dass er sich eine handwerkliche Blöße gibt, und denen er durch Vorführung von Differenzierungspotenz und methodologischer Reflexion imponieren kann. Der Leser möchte in seiner wertvollen, begrenzten Lektürezeit nicht angestrengt werden, sondern angeregt zu Gedanken über vergangenes Geschehen. Mühen und Selbstzweifel dessen, der davon etwas zu erzählen verspricht, sind ihm Hekuba.

Ehe er oder sie es sich versieht, sitzt die aufgeklärte Kulturhistorikerin in der Volkserziehungsfalle. „Man darf doch nicht die mystifizierende Erwartung bedienen, es könne einer erzählen, wie es eigentlich gewesen ist!“ „Gehört nicht der Glaube an die interessenenthobene Objektivität der Experten zu den giftigsten Früchten abendländischer Wissenschaftsblüte?“ Ich denke, wenn der Autor sich ordentlich, entsprechend dem state of the art in puncto „writing culture“, mit seinen Deutungs- und Darstellungszweifeln herumgeschlagen hat, dann darf er fast alles – nur zweierlei nicht. Er darf andere nicht schriftlich mit seinen Problemen belästigen (abgesehen von einem Methodenreflexionsaufsatz alle fünf Jahre). Und er darf die Leser nicht unterschätzen. Die KollegInnen schlagen sich mit den gleichen Problemen herum und können den prekären Status der Repräsentation von Vergangenen sehr genau einschätzen, ohne dass man sie dauernd mit der Nase darauf stoßen müsste. Und die nichtprofessionellen Leser haben, zumindest in einer Ecke ihres Bewusstseins, durchaus Erfahrungen und

auch halbwegs begrifflich gefasste Vorstellungen davon, dass Darstellungen vergangener Ereignisse von Standort und Persönlichkeit des Darstellenden beeinflusst, eingefärbt und auch verzerrt werden können. Das ist für sie allerdings kein Grund, den Anspruch auf eine möglichst wahre, wirklichkeitsgetreue Erzählung aufzugeben oder sich gar mit Reflexionen über die Probleme des Schreibenden abspeisen zu lassen.

Diese Erwartungen hat der historische Ethnograph als Autor m. E. zu respektieren. Das verlangt keineswegs ein Erzählen aus der Position des Allwissenden heraus, der die gültige Wahrheit des Geschehenen verkündet. Darstellerische Phantasie und Experiment sind verlangt, um der bei jedem Leser (auch dem akademischen) in unserer Kultur wirksamen Tendenz zur Vereindeutigung, zum Einordnen in binäre Muster, zur problematischen Komplexitätsreduktion entgegenzuwirken. Wenn sie uneitel und sachdienlich präsentiert werden, können auch Erfahrungen des Autor-Ich, Überlegungen zur Begrifflichkeit und unbeantwortete Fragen anregend und hilfreich wirken. Aber einzig legitimer Bezugspunkt dabei ist die konkrete *Mehrdeutigkeit, in der die Akteure der Vergangenheit sich bewegten*.

Wenn der Wissenschaftler morgens Brötchen holt, dann will er nichts hören von der schlaflosen Nacht und den Kopfschmerzen der Verkäuferin in der Bäckerei, sondern frische Ware und freundliche Bedienung – und die bekommt er auch zumeist. Frische Ware und freundliche Bedienung stehen auch der Verkäuferin als geschichtsinteressierter Leserin zu; überstandenes Kopfgrimmen und intellektuelle Bauchschmerzen gehören in den Dialog zwischen dem Autor und seinem wissenschaftlichen Gewissen. Kritik, Selbstkorrektur und den Streit um die Begründbarkeit von Darstellungen schließt das nicht aus. Aber, die Marxsche Unterscheidung zwischen Forschungsweise und Darstellungsweise<sup>17</sup> aufgreifend: Historische Ethnographie ist eine spezifisch interpretative und selbstreflexive Untersuchungsmethode (neben anderen!) – der ‚normale Leser‘ sollte davon nicht mehr bemerken als von den Mühen, die sein Bäcker hatte.

<sup>17</sup> Karl Marx: Das Kapital. Erster Band. Marx Engels Werke, Bd. 23. Berlin 1962, S. 27.

## LITERATUR

- Bockhorn, Olaf/Gunter Dimt/Editha Hörandner (Hg.): Urbane Welten. Wien 1999.
- Bourdieu, Pierre: Die männliche Herrschaft. In: Irene Dölling/Beate Kraus (Hg.): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis. Frankfurt/M. 1997, S. 153-217.
- Dölling, Irene/Beate Kraus (Hg.): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis. Frankfurt/M. 1997.
- Geertz, Clifford: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt/M. 1983.
- Gulyga, Arseni: Die klassische deutsche Philosophie. Leipzig 1990.
- Habermas, Rebekka/Nils Minkmar (Hg.): Das Schwein des Häuptlings. Berlin 1992.
- Heidegger, Maria: Soziale Dramen und Beziehungen im Dorf. Innsbruck 1999.
- Isaac, Rhys: Der entlaufene Sklave. In: Rebekka Habermas/Nils Minkmar (Hg.): Das Schwein des Häuptlings. Berlin 1992.
- Jeggle, Utz (Hg.): Feldforschung. Qualitative Methoden in der Kulturanalyse (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 62). Tübingen 1984.
- Ders.: Geheimnisse der Feldforschung. In: Heide Nixdorff/Thomas Hauschild (Hg.): Europäische Ethnologie. Berlin 1982.
- Ders.: Verständigungsschwierigkeiten im Feld. In: Ders. (Hg.): Feldforschung. Tübingen 1984, S. 93-112.
- Maase, Kaspar: „Wilde Eindrucksvermittler“ und „Verschwinden der Kindheit“. In: Olaf Bockhorn/Gunter Dimt/Editha Hörandner (Hg.): Urbane Welten. Wien 1999.
- Marx, Karl: Das Kapital. Erster Band. Marx Engels Werke, Bd. 23. Berlin 1962.
- Mead, Margaret: Culture and Commitment. The New Relationships Between the Generations in the 1970s. Revised and updated Edition. New York 1978.
- Nixdorff, Heide/Thomas Hauschild (Hg.): Europäische Ethnologie. Berlin 1982.
- Panoff, Michel/Michel Perrin: Taschenwörterbuch der Ethnologie. 2., verb. u. erw. Aufl. Berlin 1982.



## Racing the Void

### Angewandte Kurzzeit-Ethnographie in einer britischen Public School

„[...] neighbours, community, listening, tolerance, openness, friends. In one way or another, those are the themes that you will encounter again and again in what is said and done in this building, and that is why the school chapel is an important place in the life of the School. The deepest themes of community, and ultimately the deepest themes of human nature and human relationships are discovered and rediscovered in this place.“<sup>1</sup>

So zitierte der frischberufene Schulleiter von Trendall School<sup>2</sup> in seiner Antrittsadresse an die renommierte Privatschule in der Schulkirche den Wertekanon einer klassischen englischen *public school*. Ein Jahr vor meinem Forschungsaufenthalt in Trendall markierte er damit auch den örtlichen und ideellen Rahmen für ein ambitioniertes Projekt zur Feier des neuen Millenniums durch die Schule: In der neugotischen Kirche, der *chapel*, sollen 36 das Kirchenschiff umlaufende Fenster durch farbige Bleiverglasungen künstlerisch gestaltet werden. Bewusst wählt man die traditionelle Kirchenkunst der Glasmalerei, die im Mittelalter die Bilderbibeln und motivischen Kanons der Buchmalerei in großflächige Katechismen aus Licht und Farbe übersetzten – und die so einen spezi-fisch pädagogischen Anspruch mit der strahlenden Feier des „Neuen Jerusalems“ verbanden.

Im Herbst 1999 beauftragte Trendall School einen britischen Glaskünstler mit Entwürfen für das Projekt. Ikonographie und Ausführung sollten zeitgemäß sein und den bestehenden modernen Chorfenstern standhalten können; als weiteren Grund für seine Wahl erfuhr der Beauftragte erst später, dass er im Vorfeld keine inhaltlichen Vorschläge gemacht hatte, sondern sich zuerst mit der Schule vertraut machen wollte und angeboten hatte, im Designprozess auch auf schulinterne Diskussionen und Bedürfnisse einzugehen: Alle, so hieß es, fingen hier mit einem weißen Blatt an.

Schließlich wurde Mark Angus zu einem mehrtätigen Aufenthalt in Trendall eingeladen, wobei man ohne weiteres akzeptierte, dass ich als *German ethno-*

*grapher* und Partnerin mitkommen würde. Das Forschungsteam war in mehrer Hinsicht ungewöhnlich: Es bestand einerseits aus einem Künstler, der schon als solcher quer zum Werte- und Hierarchiegefüge einer Eliteschule liegt, der hier aber als der direkte Ansprechpartner fungierte und auch mit dem kulturellen Kanon englischer Umgangsformen oder dem Regelwerk des britischen Erziehungssystems vertraut war. Umgekehrt war ich als „anthropologist“ wohl mit akademischen Weihen ausgestattet, musste jedoch als Deutsche sowie als selbstberufene Begleitperson exotisch genug wirken. Ungewöhnlich war für mich auch das Forschungssetting, das primär nicht von eigenem Forschungs- und Erkenntnisinteresse, einem offenen Eruierten von Themenschwerpunkten im Forschungsverlauf ausging, sondern vom künstlerischen Auftrag und den zeitlichen wie auch inhaltlichen Vorgaben der Schule selbst geleitet war. Mit ethnographischen Mitteln wollte ich dazu beitragen, die Schule als Ganzes in Hinsicht auf den künstlerischen Entwurfsprozess zu verstehen; zugleich aber fokussierte das erwartete künstlerische Endprodukt die Forschung vorab auf die Bedeutung der *chapel* sowie von Religion und Kunst.

Dabei widersprach allein schon das zeitliche Limit von vier Tagen allen gängigen Anforderungen an eine Feldforschung.<sup>3</sup> Konnte es überhaupt gelingen, in dieser knappen Zeit aus den vorgegebenen und mitgebrachten Blickverengungen auszurechnen? Wir würden kaum mehr als die Oberfläche von Trendall sehen, jeder tiefergehende Interpretationsprozess schien von vorneherein ausgeschlossen. Zugleich gebot bereits das Forschungssetting eine eingehende Reflexion unserer Rolle und Aktionen. Konnte unter diesen Bedingungen Feldforschung praktisch und zweckbezogen eingesetzt werden, und würde dies umgekehrt auch relevante wissenschaftliche Ergebnisse zur Funktionsweise einer *public school* zulassen? Und mehr noch, konnten in Trendall in einem generellen Sinn Möglichkeiten und Grenzen einer ‚angewandten Ethnographie‘ ausgelotet werden?

An einem Sonntagnachmittag Anfang Februar 2000 trafen Mark und ich auf dem Internatscampus ein. Motiviert durch kaum mehr als eine Mischung aus Neugier und Verunsicherung hatte ich mich kurzfristig dem Unternehmen angeschlossen, ausgestattet mit den Klischeebildern deutscher Teenagerliteratur und amerikanischer Filme. Dazu gesellten sich meine generellen Eindrücke britischer Kultur, wie etwa der einer zurückhaltend-formellen, ‚protestantischen‘ Korrektheit und Regelbezogenheit.

Auf den ersten Blick wirkt die kleine Ortschaft Trendall gediegen: Viktorianische Kalksteinarchitektur, kleine Läden und enge, kleinstädtische Straßenfronten, die übergangslos in das Schulareal führen. Dort werden wir im Schülerwohnheim „Cuthbert House“ erwartet, einem massiven Altbau, dessen

<sup>3</sup> „Fahrlässig“ hat Utz Jeggle in einer Tübinger Feldforschungssupervision 1999 die Vorstellung genannt, eine Feldforschung in einem Zeitraum von zwei Wochen durchführen zu können.

<sup>1</sup> Zitiert aus der Schulzeitung (1999) 3, S. 2.

<sup>2</sup> Alle Namen aus dem Zusammenhang der Schule sind geändert.

Strenge nur der Efeubewuchs etwas mildert. Ein großer, sportlich wirkender Mann begrüßt uns, „Matthew“, stellt er sich vor. Der merkwürdig formell-informelle Gebrauch von Vornamen innerhalb der Lehrerschaft erscheint mir ungewohnt, zugleich können wir uns so spontan in die *in-group* der oberen hierarchischen Ebene der Schule aufgenommen fühlen. Matthew ist *housemaster*<sup>4</sup> von Cuthbert, das als eines von 14 Häusern sechzig Jungen beherbergt. „*One of these mysterious creatures*“<sup>5</sup>, meint er ironisch. Mit einem Satz umreißt er die Voraussetzungen für unseren – d.h. Marks – Auftrag: „You need to understand a boarding school“. Und fährt fort: „This is a wicked place“.

Bald, als sich dieses Eingangsstatement in ähnlicher Form auch bei anderen Schulangehörigen wiederholte, lernte ich es als für das Forschungs ganze hochbedeutsames „Initial“ im Sinne Utz Jeggles zu begreifen – „so kann ein Gespräch auch der lange Kommentar zu einem einzigen Grundsatz sein, der sich im ersten Augenblick formiert“.<sup>6</sup> Von Anfang an präsentierte sich die Schule als geschlossene Welt, „wicked“, mysteriös und etwas verrückt, ein Mechanismus, der von innen verstanden werden will und dieses Verstehen doch von vorneherein ein Stück weit ausschließt. Eine Ausnahmewelt: „This is far from normal“, und: „This isn't the real world“<sup>7</sup>, oder, mit Shakespeare auf Trendall bezogen: „The world is a stage“.

Wir sind mit Matthews Familie im privaten Teil des Gebäudes untergebracht; zum Willkommenstee werden wir in einen klassischen, repräsentativen *sitting room* mit tiefen weißen Sofas gebeten, während der Gastgeber im Hocken seine Gäste bewirtet, erste Informationen über das Haus und die Schule gibt und sich unsere Vorhaben erklären lässt. Die Jungen im Haus würden bestimmt auf uns zukommen, sicher könnten wir mit einer Gruppe intensiver arbeiten und z.B. auch am morgigen *house master's meeting* teilnehmen. Ich staune über diese versierte Akzeptanz, staune auch über den Konversationsstil der beiden Männer, die wie nebenbei Informationen sammeln und austauschen.

Was ich – wie z.B. unser Bemühen um halbwegs passende Kleidung – als unbehagliche Maskerade empfand, schien hier seinen Sinn und eine Bühne zu bekommen. Offenkundig hatte man dem Künstler für vier Tage eine Art Narrenfreiheit zugestanden; die Bewegungs- und Meinungsfreiheit des Hofnarren im alten Sinne. Ob er nun eine Ethnographin mitbringen wollte, ob diese ein Aufnahmegerät und Interviewpartner beanspruchte oder einen E-mail-An-

<sup>4</sup> Der *housemaster* als Leiter ‚seines‘ Hauses nimmt eine hochrangige Stellung in der Schule ein und besitzt weitgehende Freiheit bezüglich der Regeln, der Grundausrichtung des Hauses oder auch der Aufnahme von Schülern. Mit einem Hausmeister im deutschen Sinne ist er nicht vergleichbar.

<sup>5</sup> Alle Zitate, soweit nicht anders gekennzeichnet, stammen aus dem Forschungstagebuch vom 6. bis 10. Februar 2000 bzw. aus im Forschungsverlauf gefertigten Protokollen.

<sup>6</sup> Utz Jeggle: Das Initial. Tübinger Korrespondenzblatt 38 (1991), S. 33-36; hier S. 36.

<sup>7</sup> Interview mit Florian, 9.2.2000.

schluss brauchte: Selbstverständlich würde man sich darum bemühen. So begann ich zu improvisieren, Informationen und Eindrücke zu sammeln, zuzuhören, zu memorieren und protokollieren. Wann auch immer ich es in den gedrängten Tagesablauf einfügen konnte, zog ich mich in das Gästezimmer zum Tagebuchs schreiben zurück, notfalls sprachen wir Berichte auf Tonband, ich notierte Stichpunkte oder auch nur meinen Überdruß und den Kampf gegen eigene Verweigerungsbedürfnisse.

Am ersten Abend sind wir zum Abendessen mit Timothy, dem anglikanischen *chaplain* eingeladen, der federführend für das Fensterprojekt in seiner Kirche zu sein scheint. In locker-vornehmer Restaurantatmosphäre plaudert der behäbige Schulgeistliche über Trendall School, durchsetzt mit Anekdoten und Verweisen auf seine Deutsch- und Deutschlandkenntnisse oder die deutschen Schüler, die er betreut. Bereitwillig beantwortet er nicht nur unsere Fragen, sondern zeigt, wie Matthew, auch ausgesprochenes Interesse an meinen Forschungs- und Interviewplänen. Umso kompetenter er sich jedoch gibt, umso mehr überrascht die wiederholte Betonung des Gegenteils: Er sei erst seit drei Jahren an der Schule, habe längst noch nicht genug Einblick.

Die Anfänge von Trendall School selbst liegen knapp 450 Jahre zurück, eine Schulgründung der heute noch in London ansässigen Kaufmannsgilde, der „Grocers' Company“. Als *governors* spielen die *grocers* immer noch eine einflussreiche, wenn auch schwer durchschaubare Trägerrolle. 1876 entstand die heutige Internatsschule und erlebte, vor viktorianischem Hintergrund, ihre 100 besten Jahre, mit massivem Schülerzuwachs – Trendall School war nun auch für Eltern in den Kolonien attraktiv, die ihre Kinder in England erziehen lassen wollten. Auch heute noch lebten viele Schülereltern in Indien oder sonst wo, und viele Schüler kämen z.B. aus asiatischen Ländern. Hier verwundert Timothy soziale Einordnung der Schule: „Upper middle class“, aber, das betont er, die „wirklich Reichen“ seien in Trendall kaum vertreten. Wir staunen noch mehr, als er die Schulgebühren von £ 15000 jährlich, plus 2000 für Schuluniform und andere Notwendigkeiten nennt: etwa das Jahreseinkommen einer englischen Durchschnittsfamilie.

Eine weitere Überraschung präsentiert er uns fast nebenher: Seit 1990 gibt es an der Internatsschule auch Mädchen, in inzwischen vier Häusern. Bei allem bisher Gesehenen, dem strengen, traditionsgebundenen Erscheinungsbild der Schule, der hierarchischen Hausgemeinschaft von Cuthbert, all den Gesprächen über *the boys*, hatten wir uns auf ein Jungeninternat eingestellt – ein Eindruck, den Timothy ebenso beiläufig erklärt: Die Mädchen hätten hier noch keine Tradition, anders als die Jungen.

Das anlaufende Millenniumsprojekt lässt das Gespräch um die *chapel* und Fragen der Religion kreisen. Die Schule unterliegt keiner kirchlichen Aufsicht, und, so Timothy, niemandem werde hier gesagt, „what they have to believe“. Entsprechend sollten auch die Glasfenster deutungsoffen für alle sein. Das Cur-

riculum beginne mit den „primitive religions“ und führe durch die Religionen der Welt zum Thema „religion and science“ in der obersten Jahrgangsstufe. Abgesehen von dieser evolutionistischen, hierarchisch wertenden Stufenleiter, die mir nicht zuletzt einem kolonialistischen Weltverständnis verpflichtet scheint, setzt Timothy hier einen prinzipiellen Widerspruch: Natürlich wüssten die Eltern, dass die Church of England das Fundament der Schule sei, selbstverständlich seien damit „certain expectations“ verbunden. Ebenso selbstverständlich scheint die Verpflichtung aller zu den wöchentlichen Morgenandachten: In der Schule werde alles gemeinsam gemacht, freiwillige Angebote seien eher „on the edge“ – am Rand. Die Schule verpflichtet zur *community*, und sie ist „competitive“, explizit leistungs- und wettbewerbsbezogen: klare Charakterisierungen der Schule, die uns Timothy mit auf den Weg gibt.

## Einblicke im Zeitraffer

Ab Montag morgen gilt auch für uns der Zeittakt von Trendall School. Mark ist gehalten, in der Morgenandacht das Projekt vorzustellen und für die Schüler im *art room* präsent zu sein. Zwischendurch sind wir für eine Führung über das Schulgelände eingeplant, die Schulpause im *common room*, und zur Lunchzeit um 13.15 Uhr für ein Gespräch mit dem *chapel committee*, einer Schülergruppe unter Leitung des *chaplains*.

Wir sind eingeladen, an den Mahlzeiten mit den Schülern in Cuthbert teilzunehmen; pünktlich um 6.45 finden wir aus dem eleganten *private part* durch das Büro des *housemasters* zum Frühstücksraum im Wohntrakt der *boys*. Das Büro, ein gediegenes Kaminzimmer, hängt wie auch die Korridore dahinter voller Gruppenaufnahmen – siegreiche Sportteams neben-, übereinander, Gruppen von Wettbewerbssiegern in anderen, akademischen Disziplinen, die Hausgemeinschaft und die ganze Schule jahresweise auf langgezogenen Panoramaaufnahmen: perfekte geometrische Anordnungen aus weißen Gesichtern und schwarzen Uniformen auf dem grünen Rasen vor den Schulgebäuden.

Und sind es hier aufgereichte Schüler, so sind es an den Wänden des eher öden Speiseraums lange Reihen von Namen und Jahreszahlen, in Gold auf schwarzen Tafeln – die *housemasters* von Cuthbert sowie frühere Hausinsassen, die in Oxford oder Cambridge graduiert wurden. Wir haben kaum einen Platz gefunden, als alles plötzlich sehr schnell geht. Der Raum hat sich mit Schülern gefüllt, die Ältesten der *upper 6th form*<sup>8</sup> mit Zeitung und noch im Morgenrock. Matthew, der sich gerade uns gegenüber gesetzt hat, steht auf, wir rumpeln mit den Buben

<sup>8</sup> Die beiden Abschlussjahrgänge werden in der „lower“ und „upper“ 6th form zusammengefasst.

hoch, er rezitiert so durchdringend wie ausdruckslos das *grace*, eine Formel, die ich zunächst nicht verstehe, und stellt uns den müden Gesichtern als Gäste des Hauses vor. Wir haben noch kaum unser halbes Frühstück gegessen, als die Jüngeren anfangen abzutragen, alle wieder hochrasseln: „For food, fellowship, friendship we give you thanks oh Lord – thank you Gentlemen.“ Diesmal folgen wir Matthews Zeichen sitzen zu bleiben. Im Handumdrehen leert sich der Raum, schwer vorstellbar, dass in dieser hastigen Routine auch noch mit Appetit gegessen wurde.

Um 7.30 müssen alle fertig in der Kirche sein, Montags ist die eine Hälfte der Schule an der Reihe, Mittwochs die zweite. Zehn Minuten vorher ist die *chapel* noch leer, wir werden von den beiden Schulpfarrern auf das Gestühl im Altarraum verwiesen, neben den geschnitzten Stuhl des Schulleiters, des *headmasters*. Kurz vor Beginn taucht dieser auf, den *gown*<sup>9</sup> über den Schultern, und begrüßt uns zuvorkommend. Von vorne können wir nun beobachten, wie sich der große, farblose Kirchenraum rasch und eng auf eng mit dunkel uniformierten Schülern füllt und sich das schwarz-weiße Raster der Schülerfotos über die Bankreihen legt. Bei aller Disziplin bemüht sich niemand, seine Lustlosigkeit zu verbergen. Eine knappen Begrüßung Timothys, Gebet und gemeinsamer Gesang. Sieben Minuten sind Mark zugeteilt, um von der Kanzel aus über die historische Bedeutung der Glasmalerei und sein Vorhaben zu sprechen sowie dazu einzuladen, sich mit uns über Vorschläge und Wünsche für die Fenstergestaltung zu unterhalten. In zehn Minuten ist alles vorbei – so schnell und routiniert, dass wir nicht merken, dass, noch bevor sich die Kirche ganz geleert hat, schon der *headmaster* verschwunden ist.

Anschließend in Cuthbert erwartet uns Lucy, eine Australierin, die als *gaper* zwischen Schule und Studium ein einjähriges Praktikum in Trendall macht. In eisigem Regen führt sie uns über das Schulgelände und durch Trendall – praktisch übergangslos ist die Schule in den 3000-Einwohner-Ort eingemischt. Lucy weist auf imposante historische Bauten mit großen Zinnen und neuere, dezent der Kalksteinarchitektur angepasste Schulgebäude: Sporthallen, die Lehrgebäude für Mathematik, Biologie, Automobiltechnik... gerade die technischen Bereiche scheinen stark zu expandieren. Auffällig an den Gebäuden, an Hauswänden ebenso wie am Kirchengestühl sind Stifertafeln und Inschriften; erfolgreiche Absolventen haben sogar ganze Unterrichtshallen gestiftet. Die Bibliothek, die *great hall* mit dem Büro des *headmasters* und der *assembly hall*, einem theatralischen Versammlungsraum auf zwei Etagen, mit dunkelroten, hoch über der Bühne drapierten Samtvorhängen, Holzvertäfelung und abgenutzter Plastikbestuhlung. Während der Führung scheint es immer mehr, als

<sup>9</sup> Der Talar, der sich von Universität zu Universität unterscheidet, zeigt den akademischen Studienabschluss des Trägers an und wird zu besonderen, rituellen Gelegenheiten getragen.



Eingang zur Schulkirche.

umkreisen wir die *chapel* auf ihrem weiten, leeren Rasensockel. Ein altertümlich gezeichneter Plan, den wir allerorts in Schaukästen, Bilderrahmen, an schwarzen Brettern und in gedruckten Infomaterialien finden, bestätigt die zentrale Lage der Schulkirche ebenso wie die Bedeutung der architektonischen Anlage und ihrer Ästhetik für das Selbstverständnis von Trendall School.

Durch die Fenster ist immer wieder das statische Schwarz-Weiß-Bild einer Schulklasse zu erspähen – in das jeweils zur vollen Schulstunde Bewegung kommt: Die Schüler müssen zwischen den einzelnen Fachbereichen rotieren, plötzlich sind die Straßen und Durchgangswege voll mit Schülergruppen, in ihren Anzügen und langen blauen Hosenröcken wirken sie wie dunkel flatternde Vogelschwärme. Zwei Tage später gibt mir ein Schüler genau dieses Bild als sein Symbol für die Schule: „Would be someone with a tie around their ankles running for lessons with books hanging out of everywhere. This sums up the school.“<sup>10</sup>

Die Schule rennt – und immer mehr haben wir das Gefühl mitzurennen. Unsere letzte Station mit der freundlichen Lucy ist der *common room*, wo wir zur Schulpause um 11.15 für eine weitere Vorstellung unserer Arbeit und zum informellen Gespräch mit Lehrern erwartet werden. Was von 17.00 bis 19.00 Uhr mit Billardtischen und Couchecken als eine Bar für die älteren Schüler, die *gaper*, jüngeren Lehrer und Tutoren fungiert, ist nun ein eleganter Salon mit Tee und Kaffee auf weißen Tischdecken. Niemand habe von dem Fensterprojekt gewusst, moniert ein jüngerer Lehrer. Viele hätten Ideen, das Personal wolle mit einbezogen werden. Überhaupt werde in Trendall wenig gesprochen, aber doch viel hinter den Kulissen gegrummelt.

<sup>10</sup> Interview mit Florian.

Bis zur Lunchzeit schlägt Mark seine Zelte im *art room* auf: Große Zeichensäle in makelloser Sauberkeit, eine Klasse, mit sauberen Schürzen über der Uniform, fertigt an einer großen Presse Linoldrucke. Die Wände hängen voller Schülerarbeiten, vor allem Collagen oder präzise gemalter Fotorealismus. Auf manchen Arbeitsplätzen ist sichtbar, wie Vorlagen über Raster vergrößert und in Öl oder Acryl übertragen werden, ein frei gemaltes oder gezeichnetes Bild lässt sich nirgendwo finden.

Eine kurze Besprechung mit Richard, dem Leiter der Kunstabteilung, bereits auf dem Sprung in die nächste Unterrichtsstunde: „I am directed by bells“. Es war doch gar keine Glocke zu hören? – Nun, das sei schon in ihm drin! Trotzdem lässt er sich auf einen Meinungs austausch zur zentralen Funktion der Schulkirche ein: Hier kämen alle regelmäßig zusammen, das sei wichtig: „They do so much during the day“. Er ist gern bereit, uns morgen die Zeichenstunden mit zwei Klassen zu überlassen, hält es jedoch aufgrund des Zeitdrucks für schwierig, Einzelinterviews zu organisieren. Ähnlich argumentiert ein weiterer Kunsterzieher, fragt sich, ob die Schüler überhaupt über die *chapel* reden wollten, wo sie auf diese Art und Weise „herded together“, zusammengetrieben würden.

Um eins treffe ich Mark wieder im *art room*, irritiert, das Gesicht pastellverschmiert. Später dokumentieren wir die Gespräche, die er hier mit Schülern führen konnte: mit Benedict, dessen Vater und Großvater *boys* in Trendall waren und in der Schule sogar Denkmäler haben. Benedict malte an einem steifen Kandisky-Bild als *A level*-Projekt<sup>11</sup>; Mark gegenüber „outete“ er sich als Atheist, der in der *chapel* – und damit auch durch die neue Fensterikonographie – nicht indoktriniert werden wolle. Dazu wandten sich zwei andere *upper 6th formers* mit gezielten Themenvorschlägen an ihn: *Friendship*, und, von Mark mit Kopfschütteln berichtet, *sport*.

Pünktlich holt uns Timothy hier zur mittäglichen Komiteesitzung ab und lädt auch Benedict dazu ein. Fünf Schüler und drei Schülerinnen finden sich so in einem düsteren kleinen Raum mit eckigen, blauen Polstersesseln ein. Der *chaplain* gibt für alle große Sandwichs aus, während Mark, von der Erwartung überrascht, seine Arbeit in einem kurzen Diavortrag vorzustellen, hastig Bilder sortiert. Anschließend leitet Timothy eine Art gemeinsames Brainstorming, fragt nach Wünschen und Vorstellungen und gibt selbst Anstöße. „What do you think ought to be there?“ – Licht vor allem, dann auch Farbe: Die Gruppe ist sich einig über die zu graue und düstere Atmosphäre der *chapel*. Eine Schülerin wünscht sich abstrakte Farbkompositionen, die von allen akzeptiert werden können – *nonbelievers* nicht zu manipulieren bleibt ein wiederkehrendes Anliegen. Während die drei Mädchen engagiert für die Nichtgläubigen eintreten, sitzt Benedict nur angestrengt zuhörend dabei; wie überhaupt Schüler und Schülerinnen auf-

<sup>11</sup> Der Abschluss von „A-levels“ entspricht dem Abitur in Deutschland.

fällig getrennt voneinander agieren. Immer mehr dominiert ein engagiert und streng wirkender Schüler die Haltung der Gruppe – Florian, so erfahre ich später, ist *school head*, Schülersprecher der Schule. Zeitkritische Themen – Gentechnik, die nukleare Bedrohung – sollten vermieden werden. Nichts Deprimierendes. Als Mark immer wieder auf die Zeitbezüge der historischen Glasmalerei verweist, kann sich die die Gruppe schließlich vorstellen, positive Errungenschaften der Gegenwart und kritische Denkanstöße einander paarig gegenüberzustellen. Wie jedoch auswählen, was passt zur Schule? Das Thema „Freundschaft“, regt Timothy an – „what does it [die Schule] mean to you?“ Hier hakt eine Schülerin ein: „Friends“, „communication“, „the closed system“, notiere ich, „getting on with everybody“, „knowing how to behave socially“. Die drei Mädchen werfen einander die Stichworte zu: „To learn to get on with everyone who is not friends“, „education“ eben. Und man müsse auch die negativen Seiten sehen – es gäbe „far too much pressure to perform and conform in this school“. Wer „different“ sein wolle, ernte Kritik – das jedoch seien nur ihre Gefühle im Moment.

### Trendall ordnet sich

„You seem to be drifting“, bemerkte Mark schon während der Pause im *common room* – was meiner Gefühlslage an diesem Tag durchaus entsprach. Stauend und verwirrt ließ ich mich in dieser fremden Welt mitreißen, wie von einem Strudel ungeordneter Aha-Erlebnisse, von denen sich doch jedes schon als Einzelteil eines großen Puzzles anzukündigen schien<sup>12</sup> – und umso schneller und dichter sich hier schon ein Bild der Schule zusammenfügte, umso mehr steigerte sich meine Verwirrung.

Diese war an sich vorprogrammiert durch mein methodisches Anliegen einen möglichst breiten und ungefilterten Fundus an Beobachtungen, Gesprächen und Hinweisen aufzunehmen, aus dem heraus sich über thematische Verdichtungen, Wiederholungen und Knotenpunkte quasi von selbst eine inhaltliche Eingrenzung und Ordnung ‚ereignen‘ könnte. Das zielt nicht nur auf die spätere Auswertung des Materials, sondern verlagert Sinnstiftung und Interpretation teilweise auch auf den Feldforschungsprozess zurück – und dies in mehrfacher Hinsicht: Das Forschungstagebuch hält fest, wie in der Interaktion im Feld Themen und Deutungen ‚ausgehandelt‘ werden. Hier schaffen manchmal gegenläufige und diverse, auf jeden Fall aber subjektive und perspektivische Sichten und Selbst-Positionierungen von Forschenden und Erforschten ein Gesamtbild des

<sup>12</sup> Diese ambivalente Stimmung wiederholte sich bezeichnenderweise beim Verkarten des Materials, als ich mich ein zweites Mal daran machte, die Fülle von Eindrücken zu ordnen und zu verstehen.

Feldes. Zum zweiten verändert sich dieses im Laufe des Forschungs- und Verständigungsprozesses; Erkenntnisgewinnung und Sinnstiftung wird zu einem dynamischen Prozess, eingebettet in die Zeit der Feldforschung und, zum dritten, ihre kontextuelle Lagerung: So können gleichlautende Äußerungen oder Beobachtungen in ihren jeweiligen Kontexten ‚polyvalent‘ mit ganz unterschiedlichen Interpretationsmöglichkeiten assoziiert sein; umgekehrt können äußerlich verschiedene, ‚polysem‘ Ereignisse und Gesprächsinhalte in den semantischen Netzwerken von Gleichsetzungen und Unterscheidungen die dieselbe Deutungsrichtung nahelegen.<sup>13</sup>

Diese offene methodische Vorgehen setzt normalerweise einen mindestens mehrwöchigen Forschungsaufenthalt voraus, in dessen Verlauf sich allmählich Motivmuster und Deutungsstrukturen herauskristallisieren können. In der konkreten Forschungssituation in Trendall jedoch ging alles viel schneller. Wir hatten die frühabendliche Bar im *common room* als Rückzugsort entdeckt, wo wir bei einem Bier unsere Eindrücke diskutieren konnten. Unter dem Stichwort „Kontrolle“ – das durchwegs unsere Wahrnehmung überlagerte – schien sich dort bereits das an einem Tag Gehörte und Gesehene wie von selbst zu einem sinntragenden Muster von Schlüsselwörtern zusammenzufügen. Ich notierte:

- „Gemeinschaft“, *community* – verstanden als pünktlicher, kontrollierter Aufmarsch aller.
- „Sport“, vielfach assoziiert mit dem Topos „Freundschaft“ sowie „Wettbewerb“, dem Lernziel sozialer Kompetenz, „getting on with everybody“.
- „Entindividualisierung“ – deutlich z.B. im Kunstunterricht, der uniformen Schulästhetik oder in der Beschwerde der Schülerinnen des *chapel committees*.
- Ein subjektives „Gefühl der Einengung“, das unsere eigenen Bewegungen begleitete.

Deutlich war allerdings auch, wie sehr wir uns hier nur auf der Oberfläche der Schule und auf der Basis von Stereotypen bewegten. Konnte man so überhaupt zu einem ‚authentischen‘ Bild hinter den Kulissen des Feldes gelangen, oder verstellte dies vielmehr von Anfang an der Blick auf das ‚wahre‘ Trendall? Trotzdem zwang schon die Zeitknappheit zu einem anderen Weg: die Kulissen, die Formeln und schematischen Bilder – eben das, was die Schule von sich aus zeigte – als deren Realität und als Ausgangspunkt der Forschung anzunehmen,

<sup>13</sup> Diese Methodik eines multiperspektivischen, prozessualen und kontextuellen Forschens und Interpretierens habe ich an anderer Stelle ausführlicher dargestellt. Vgl. vor allem: Katharina Eisch: Erkundungen und Zugänge I: Feldforschung. Wie man zu Material kommt. In: Klara Löffler (Hg.): Dazwischen. Zur Spezifik der Empirie in der Volkskunde. Hochschultagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde am 1. und 2. Oktober 1998 in Wien. Wien 2001 (im Druck).

selbst auf die Gefahr hin, dass sich die einzelnen Individuen damit einem tieferen Verständnis entziehen mussten.

Eine Forschung, die solchermaßen, im Vertrauen auf die Selbstorganisation des Feldes im Forschungs- und Interpretationsprozess, ohne ‚repräsentative‘ Datenanalyse auskommt und auf eine Verallgemeinerbarkeit von Wiederholungen und Überschneidungen im Datenbestand setzt, ist nur auf der Vorannahme kollektiv geteilter Welt- und Selbstbilder sowie gemeinsamer Symbolstrukturen der erforschten Gruppe denkbar. Für eine geschlossene Institution wie Trendall School scheint diese Annahme in besonderem Maße gerechtfertigt: Für Mary Douglas ist, Ludwig Fleck und Emile Durkheim folgend, jede Institution (d.h. jede gesellschaftlich legitimierte soziale Gruppe) ein „Denkkollektiv“, das einen eigenen „Denkstil“ als verbindlichen Rahmen für Wahrnehmung und Erkenntnis erzeugt<sup>14</sup>. Konnte demnach die extreme, durchformalisierte und -kollektivierte Welt der englischen *public school* als Paradigma einer Institution betrachtet und erforscht werden?

Unentwegt schien die Schule beschäftigt, ihre Grundprinzipien im Sinne der eingangs zitierten Ansprache des *headmasters*<sup>15</sup> zu repetieren und in den Köpfen zu verankern. Zugleich ging es darum, auf allen Ebenen auch „die materielle Welt in eine Projektion der sozialen Welt“ zu verwandeln<sup>16</sup>. Über die Ästhetik des Raumes – die Architektur und deren Repräsentation im Geländeplan, die Inschriften, Tafeln und Fotos, die (Uni-)Formierung der Körper etc. – die straffe Gliederung der Zeit ebenso wie über Handlungsmuster und Rituale, die jeden und jede einbanden: überall schien Trendall School entschlossen, ihre eigene Ordnung zu visualisieren und zu zelebrieren. Diesem Behauptungswillen konnten wir uns nicht entziehen – und nicht zuletzt bedeutete uns auch ein intensives emotionales Unbehagen, dass wir entgegen aller methodischen Bedenken gegen diese rasante Kurzforschung kaum eine Chance bekommen hätten, nur unsere eigenen, projektiven Vorannahmen und Klischeevorstellungen durch-zusetzen.

Eine Führung durch Cuthbert am Abend desselben Montags enthüllt etwas mehr von der raumzeitlichen Übersetzung sozialer Ordnung. Es ist *prep time*, wie für alles andere sind feste Zeiten für die Unterrichtsvorbereitung festgelegt, die die jüngeren Jahrgänge an ihren Pulten in kahlen *prep rooms* verbringen, jeweils durch Sichtblenden von den Banknachbarn getrennt. Die *boys*, die hier mit ungeheurem Aufwand auf eine privilegierte Zukunft vorbereitet werden, leben in einem öden und unpersönlichen Heimambiente; einziger Wandschmuck

<sup>14</sup> Mary Douglas: *Wie Institutionen denken*. Frankfurt/M. 1991, S. 31.

<sup>15</sup> Der *headmaster* tut dort mit seiner rhetorischen Rückbindung an die „tiefsten Themen der menschlichen Natur und menschlichen Beziehungen“ noch ein Übriges, was Mary Douglas als Bedingung für die Legitimierung und Stabilisierung einer Institution beschreibt: Er „verankert die Institution in Natur und Vernunft gleichermaßen“, naturalisiert also die sozialen Klassifikationsmuster der Gemeinschaft (ebd., S. 93).

<sup>16</sup> Ebd., S. 161.

sind die großen Tafeln mit Namen ehemaliger Hausbewohner in den Treppenhäusern, die Mannschaftsfotos in der Bibliothek oder, in einem dunklen Billardraum, die schwarz-goldenen Siegestafeln: Besonders in früheren Jahren seien Rugby- und andere Wettkämpfe zwischen den Häusern üblich gewesen, die dem Sieger in guter Hahnenkampfmanier den Titel *cock house*<sup>17</sup> einbrachten. Private Rückzugsräume gibt es kaum, die 13jährigen schlafen auf Stockbetten in Sechsbettzimmern, die sich im Laufe der Jahre zu Zweibettzimmern für die *6th formers* reduzieren. Dazu passt, was uns Matthew beim Abendessen – das nach derselben Routine wie das Frühstück abläuft – zum rasanten Tischabräumen der *3rd formers* nach den Mahlzeiten erzählt: man habe das traditionelle *fagging* in den *public schools* abgeschafft, das die Jüngeren zu persönlichen Bediensteten der älteren *boys* machte; nun arbeiteten die Jungen „only for the community“ und erwerben mit dem Aufstieg in der Altershierarchie zunehmend Freiheiten und Privilegien.

Die *plaques*, all die Namens- und Gedenktafeln, aber auch die Präsenz und das Engagement der *old boys* in eigenen Gremien oder einer eigenen Schulzeitung erweitern dieses Alterstufenprinzip auf eine weit zurückreichende Generationenfolge von Schülern und demonstrieren so Kontinuität, Stabilität und Erfolg. Vater, Großvater oder die älteren Brüder seien auch hier gewesen: Mit offenkundiger Selbstverständlichkeit sahen sich Schüler und Schülerinnen nicht nur der uniformen *community*, sondern auch einer zeitlos-zirkulären Wiederkehr der Generationen eingegliedert.

Dieses Wiederholungsprinzip bildet sich auch in der ständigen Rotation und präzisen zeitlichen Planung aller Alltagsabläufe ab – weithin sichtbar repräsentiert von großen Uhren an den Außenwänden der Gebäude. Von Anfang an mussten auch wir uns diesem Zeitdruck unterordnen. Ein Termin und eine Versammlung jagte die anderen; wenn wir nur zwei Minuten zu spät kamen, kam uns bereits jemand entgegen, um nach uns zu sehen. Michel Foucault sieht die zeitliche „Kontrolle der Tätigkeit“ – „Festsetzung von Rhythmen, Zwang zu bestimmten Tätigkeiten, Regelung der Wiederholungszyklen“<sup>18</sup> – neben der Parzellierung des Raums als Voraussetzung der im 18. Jahrhundert aufkommenden Institutionen wie den Gefängnissen, Hospitälern, Fabriken oder eben Schulen: „[...] das Internat erscheint, wenn nicht als häufigste, so doch als vollkommenste Erziehungsform“.<sup>19</sup>

Die geometrische Ikonographie und ihre rhythmische Zeitgliederung verschmelzen im Ritual, das ebenfalls auf dem Prinzip der Wiederholung als Manifestation von Ordnungs- und Bedeutungsstrukturen basiert. Rituale zele-

<sup>17</sup> Die Vermutung, dass dieser Titel mit der Existenz von Mädchenhäusern nicht mehr zu halten war, blieb Spekulation.

<sup>18</sup> Michel Foucault: *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt/M. 1994, S. 192.

<sup>19</sup> Ebd., S. 181.

brieren starre, invariante Zeichenabfolgen als „expressive institutionalisierte Handlung oder Handlungssequenz“<sup>20</sup>. Diese Handlungsschemata setzen symbolisch ein kulturell relevantes Bedeutungsmuster im ‚Bühnenraum‘ der Institution bzw. des jeweiligen gesellschaftlichen Umfelds in Szene. Das von Iwar Werlen neben dem Handlungscharakter und der Expressivität eines Rituals definierte Merkmal der „Institutionalisierung“ – das als „Formalisierung, Stilisierung, Repetitivität, Stereotypisierung erscheint“<sup>21</sup> – meint dabei „feststehende Erwartungsnormen“<sup>22</sup>, die sozusagen das ‚Skript‘ der gesamten ‚Vorstellung‘ bilden. Besonders augenfällig machte dies ein zweiter wöchentlicher Versammlungsritus der Schule, die *assembly*:

Im Vorfeld rät uns Matthew dringend zu pünktlichem Erscheinen. *Assembly* beginnt um 8.25 Uhr – manchmal aber warte der *headmaster* auch fünf Minuten, er habe einfach die „psychology“ der Schule noch nicht begriffen. Den Versammlungsraum brauchen wir nicht lange zu suchen; kurz vor Beginn geraten wir in den Sog der Schüler und Schülerinnen, die, einem Sternmarsch gleich, aus allen Richtungen auf die *great hall* zusteuern und in kürzester Zeit den Saal füllen.<sup>23</sup> Links und rechts auf der dunklen Bühne ist mit Blick auf die Bühnenmitte das Lehrerkollegium platziert. Die Versammlung erhebt sich, als der *headmaster* auftaucht, um dort am Pult ein Gebet zu sprechen und dann monoton die Ergebnisse sportlicher Vergleiche mit anderen Schulen zu verlesen, die Siege sowie auch „losses“ in einzelnen Wettkämpfen, was in meinen Ohren wie Kriegsberichterstattung klingt. Eine kurze Ansprache mit Vorführung eines Videoclips durch die Vertreterin einer Wohlfahrtsorganisation, dann rasseln alle wieder hoch und nach draußen; verdattert und ratlos über Inhalt und Zweck der Versammlung bleiben wir zurück.

Nur allzu deutlich gleicht das ‚Skript‘ der *assembly* dem der *chapel*. Und beide Veranstaltungen verblüffen durch ihre Inhaltsleere. Hier lässt sich eine aufschlussreiche Parallele zu unserem Fensterprojekt ziehen, für das zwar eine aufgeregte Diskussion in Gang gesetzt wurde, in der jedoch, abgesehen vom Wunsch nach Farben, Licht und abstrakten Formen, kaum jemand konkrete inhaltliche Vorschläge machen wollte. Zeitgenössische Themen außerhalb des Schulkontexts stießen durchwegs auf Widerstand, religiöse Ikonographien auf Skepsis. Welche Inhalte waren es jedoch, die wir in Trendall verstehen lernen sollten? Die Rituale lassen nur einen Rückschluss zu: Statt von inhaltlichen Botschaften handeln sie von der Form, d.h. von ihrer Ordnung und damit dem Ordnungsgefüge der ganzen Institution; die verbindlichen, autoritativen Abläu-

<sup>20</sup> Iwar Werlen: *Ritual und Sprache. Zum Verhältnis von Sprechen und Handeln in Ritualen*. Tübingen 1984, S. 81.

<sup>21</sup> Ebd., S. 86.

<sup>22</sup> Ebd., S. 88.

<sup>23</sup> Am schwarzen Brett eines der Häuser finden wir später regelrechte Aufmarsch- und Sitzpläne dafür.

fe etwa in der *chapel* oder der *assembly hall* machen auch die Ordnung, die sie zelebrieren, unantastbar.

Emile Durkheim und Mary Douglas drücken dies im Begriff des „Heiligen“ aus, das eine Institution etwa über die Werte der Tradition und die Rückverankerung in der „menschlichen Natur“<sup>24</sup> der Zeitlichkeit und weltlichen Hinterfragbarkeit entzieht. Das Heilige schafft Solidarität (die in Trendall *community* heißt) und damit zugleich den Konsens ihrer Mitglieder in Bezug auf Regeln und Normen. „Die gemeinsame Symbolwelt und die natürlichen Klassifikationen verkörpern die Prinzipien von Autorität und Koordination.“<sup>25</sup> Hier klärt sich die hohe Bedeutung der Religion in Trendall School mit ihrer gleichzeitiger Ablösung von inhaltlichen religiösen Botschaften und mit dem Bemühen um *political correctness* gegenüber der Mehrheit der *nonbelievers*, denen man religiöse Bilder, nicht jedoch den Pflichtmarsch in die Kirche und die Teilnahme am Ritual ersparen will: Die Religion garantiert eine sakrale Überhöhung und Kontrolle des Ordnungsgefüges der Schule in der Verbindung zu einem universalen, abendländischen Wertesystem, das Freundschaft und Gemeinschaftssinn ebenso einbezieht wie Leistung, Wettbewerb oder Pünktlichkeit.

Im Ritual werden diese Ordnungsprinzipien verbildlicht, ideologisch manifestiert und in der ständigen Wiederholung handelnd eingeübt; sie werden so dem Durchbruch von Unordnung, Unbekanntem, Diversität entgegengesetzt. Die Ritualisierung des Schulalltags bannt diese verunsichernden Faktoren außerhalb der schulischen Ordnung als einem „closed system“, wie die Schülerin des *chapel committees* monierte, mit seinen internen Regeln und Codes. Und diese wollen verstanden sein: So sind sämtliche Gebäude auf dem Schulcampus durch Nummerncodes gesichert, die Türen öffnen sich nur, wenn man den richtigen Zahlenkombinationen kennt und memoriert hat. Trotz der Offenheit, mit der man uns in diese Geheimnisse einweihte, stand ich immer wieder ratlos und mit dem Gefühl des Ausgeschlossenenseins vor verschlossenen Türen, etwa weil mir die Zahl  $\pi$  nicht präsent war.

Trendall School verstand es insgesamt, sein wohlgeordnetes System für uns zu einem Rennen durch einen Irrgarten werden zu lassen. So blitzartig, wie der *headmaster* in der Schulöffentlichkeit auf- und wieder wegtauchte, so wenig waren auch die Schüler zu greifen – zum Beispiel wenn ich versuchte, die Mädchen aus dem *chapel committee* zu Interviews zu gewinnen. Die Lehrer verwiesen auf Zeitmangel und enge Stundenpläne, Anrufe und Nachrichten in andere Häuser blieben ohne Antwort. Dazu wussten wir nie so recht, wie wir selbst verplant waren, und nicht nur einmal stellten wir in einem Treffen, etwa einem *house meeting* fest, dass ein Diavortrag oder die Versammlungsleitung von uns

<sup>24</sup> Vgl. die Ansprache des *headmasters*, Anmerkung 1.

<sup>25</sup> Douglas 1991, *Wie Institutionen denken*, S. 32. Für Durkheim gilt dies gerade auch für moderne Gesellschaften, in denen das „Heilige“ aus dem System der Arbeitsteilung erwächst.

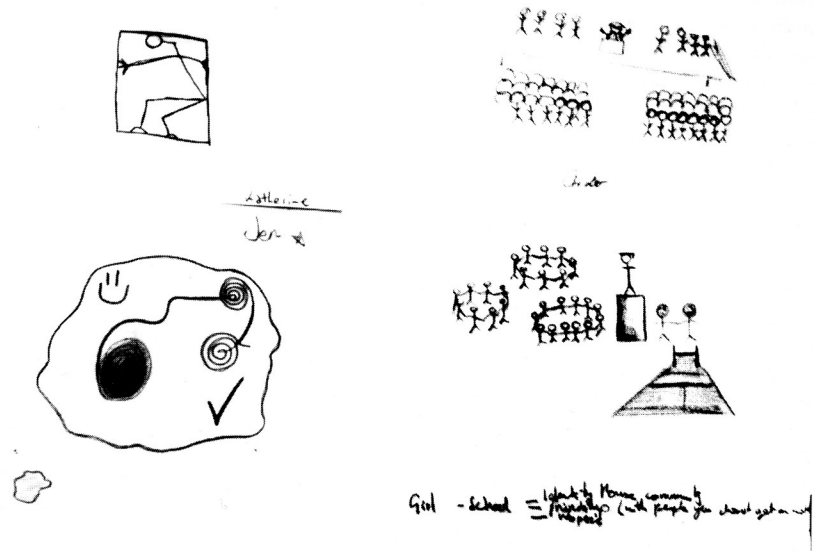
erwartet wurde. Trendall war und blieb ständig für Überraschungen gut und setzte uns einer permanenten Testsituation aus. Von Anfang an manifestierte sich damit eine grundlegende Widersprüchlichkeit, wie ich sie nach einem zweiten Besuch Monate später verdrossen notierte: Das Gefühl der Schule nicht „auf die Schliche“ zu kommen, obwohl sie doch so ein- und aufdringlich ihre Abläufe und Funktionsweisen offen legte.

### Feldforschung im Kunstunterricht: Die Mädchen, die Emotionen und die Bilder von Trendall

Am Dienstagvormittag durften wir im *art room* den Kunstunterricht für zwei Klassen – eine *3rd form* mit zwanzig 13jährigen und *lower 6th form* mit neun etwa 17jährigen Schülern – übernehmen, um mit ihnen auf einer visuellen Ebene subjektive Sichten und Bedürfnisse in Bezug auf die Schule und das Fensterprojekt zu erarbeiten. Am Morgen hatte Mark in der *chapel* vor der zweiten Hälfte der Schulgemeinschaft sein Anliegen vorgestellt; die Schüler waren im Bilde und reagierten mit positiver Gelassenheit, manche mit lebhafter Aufmerksamkeit auf unser Erscheinen. In beiden Doppelstunden führten wir ein ähnliches „Kernprogramm“ durch, wobei wir einander in der Gesprächsleitung und im Protokollieren der Redebeiträge abwechselten: Wir baten die Schülerinnen und Schüler, die Schule aus ihrer Sicht und Erfahrung in einer einfachen Symbolskizze darzustellen und dies anschließend zu kommentieren. Anschließend gaben wir Zettel mit verdeckten Begriffen aus, die ebenfalls bildlich skizziert werden sollten: *friendship, co-operation, competition, individuality, love, loyalty, order*.

Das Sample war zu klein und in sich zu homogen, um sinnvolle Unterscheidungen zwischen den beiden Alters- und Geschlechtergruppen zuzulassen. Trotzdem öffneten die spontanen Blei- und Farbstiftskizzen zusammen mit den Kommentaren der Schülerinnen und Schüler erstaunliche Einblicke in die inhaltliche und formale Denk- und Gefühlswelt von Trendall. Abgesehen von nur wenigen naturalistisch ausgeführten Figuren oder Tieren (z.B. ein Hund für *loyalty*, ein Löwe für die Schule – „because there are lots of tradition“) blieb das zeichnerische Repertoire durchgängig auf Kreisformen, Spiralen, Schlangenlinien, Smileys und Strichmännchen beschränkt. Insgesamt visualisierte knapp die Hälfte der Schüler die Schule innerhalb geschlossener Kreise, von denen einige den zeitlichen Kreislauf eines Tages meinten, die anderen jedoch stark an herkömmliche, räumlich-territoriale *mental maps* erinnerten. In den Kommentaren wurde die Schule dabei charakterisiert als „an island“, „a closed world“, „a different world“, „community“, „a close community [with] close friendships“ etc., gefüllt waren die Umrissformen mit Farben, Formen und allerhand Zei-

KATHARINA EISCH



Links und rechts unten: Schülerdarstellungen der Schule (mit Anmerkungen zum Kommentar der Zeichnerin). Rechts oben: Schüler-Symbolzeichnung „Ordnung“.

chen für Freundschaft, die Vielfalt des schulischen Angebots, die Dichte des Tagesablaufs, die Grenze zwischen Innen- und Außenwelt, den Weg durch die Schule oder für die täglichen „ups and downs“.

Vor dem Hintergrund extremer Dichte – „you have to be really busy“ – und eines rhythmisch-kontrastiven Auf und Abs, von „highs and lows“, zeichnete ein weiteres Drittel der Schüler einfache Wellen- oder Zackenlinien, manchmal als ein aus bedrückendem Dunkel auf ein helles Tor zuführender Weg oder als Aufstieg zur *upper 6th form*, manchmal kombiniert mit den auf- und abwärts zeigenden Mundwinkeln aufgereihter Smileys. „Feeling trapped“ in einem engen Quadrat, „pressure“ unter Bücherstapeln, ein bewehrtes Burgtor, dozierende Lehrerfigürchen (für *respect*) markierten Disziplin, Druck und Eingeschlossenheit als ein zentrales Thema, die Vielfalt von *choices* (in stammbaumartigen Verzweigungen oder in szenischen Skizzen für schulisches Lernen, Sport und Musik) ein anderes.

Durchgängig dominant aber war auch in den gezeichneten ‚Schullogos‘ die Idee der Freundschaft: in sich kreuzenden Linien, händchenhaltenden Paaren oder Gruppen von Strichmännchen, Bildern für die *house community* – „it’s not

KATHARINA EISCH



lessons, it's friends“. Diese Bezüge auf Freundschaft, ebenso wie auf Loyalität, Kooperation oder Liebe folgten einer schematischen und abstrakten Darstellungsweise, die affektive und emotionale Beziehungen zwischen den Figürchen außen vor ließen. Anordnungen von Strichmännchen – für die Hausgemeinschaft, die *assembly* unter dem Stichwort *order* oder als Hintergrundfolie für *individuality* – schlossen sich zu unpersönlichen Reihendekoren zusammen und erinnerten damit an die formelle Ornamentik der Schulfotografien oder -versammlungen. Auffällig waren die Überschneidungen in der Symbolwahl – die letztlich der inhaltlichen Engführung auf das Signifikat ‚Ordnung‘ entsprachen: Sportdarstellungen konnten für ‚Wettbewerb‘, aber auch für ‚Freundschaft‘ stehen, der enge, zentralperspektivisch aufsteigende Weg meinte den schulischen Aufstieg, die Schule insgesamt oder eben ‚Ordnung‘.

Beide Klassen akzeptieren die von uns angebotene Begriffsreihe als relevant für ihren Schulalltag; mit besonderer Zustimmung zum Begriff *friendship* in der *3rd form*. Vor allem die Jungen unterscheiden dabei hierarchisch zwischen Freundschaften innerhalb des *house*, des eigenen Jahrgangs, der ganzen Schule und schließlich auch nach außen. Die Schule, das seien die Häuser, ihre Unterschiedlichkeit und der Wettbewerb zwischen ihnen. „Your home is your house“, dort, wo einmal der Name an der Wand stehen würde. Die *6th formers* reagieren außerdem auf die Begriffe *co-operation* („learning to get on with people“) sowie auf *order*. Hier bestimmen fast ausschließlich die Schülerinnen eine kontroverse Diskussion: Eine rigide Trennung des Erlaubten und Nichterlaubten beherrsche die Schule, man sei gehalten, eine Maske zu tragen, „to pretend“, „to fit in“; andere widersprechen: Die Lehrer wollten Individualität und Diversität. Wie die Zeichnungen, so bewegen sich auch die Äußerungen dazu zwischen den Gegensätzen, ständig bemüht unauflöslich scheinende Widersprüche auszugleichen.

Bis die Runde sich heißredet mit ihrem Wunsch nach einem „place for peace“, einem Rückzugsort, wo man für sich sein könne, wo es ruhig sei. Die Enge in den Häusern, der durch das Ausgangsverbot nach 21.00 Uhr und wegen des Sonntagsgottesdiensts an Wochenenden wegen nur schwer zu entfliehen ist, die Erfahrung, nie allein zu sein und sich doch allein zu fühlen. Auch die graue und zugleich stark frequentierte Chapel könne keine solche Zuflucht bieten, dennoch richten sich auf sie Wünsche und Erwartungen – die die Klasse ähnlich wie das *chapel committee* in den Fenstern verwirklicht sehen will: Farbige, aber nicht zu sehr und nicht zu konkret, ohne religiöse Indoktrination, sondern mit Bildern von Phantasiewelten, Pflanzen oder vom Sport, der nach außen über die Schule berichten könne. „Chapel is central“, „the heart of the school“. Und doch: „Not everybody likes chapel“, ihres Zwangscharakters wegen. Auf die *chapel* als räumliches und symbolisches Zentrum konzentrieren sich Wünsche und Bedeutungszuschreibungen – ebenso wie die Widersprüche der Schulgemeinschaft.

Warum jedoch waren es hier wie im Treffen des *chapel committee* durchwegs die Mädchen, die den Konformitätsdruck der Schule kritisieren und sich auch emotional in den Diskussion engagieren? Aus der Perspektive von Cuthbert, Timothys süffisanten Berichten über die Essensgewohnheiten der Mädchen oder die von ihnen mitgeführten *rape alarms*, sowie durch die Unmöglichkeit Interviews mit ihnen zu führen, erschienen uns the *girls* immer mehr als unbekannte Größe im Feld. Die Mädchen hätten die Schule verändert, „softened“, und die starke Bindung an die Hausgemeinschaften gelockert, erklärte Florian später im Interview. Auch er rekurrierte, ungefragt, auf ihre Kritikbereitschaft, wenn auch als störende Larmoyanz: „The girls tend to whinge a lot, they complain about everything [...] And the boys just tend to get on a little bit more.“<sup>26</sup>

Am Mittwochabend können wir schließlich unsere Teilnahme am Abendessen in einem Mädchenhaus erreichen. Das Gebäude ist neu, hell, aber nicht unbedingt persönlicher als Cuthbert; statt der martialischen Namenslisten dekorieren pastellfarbige Kunstdrucke sowie die üblichen Gruppenfotos die Wände. Die Stimmung ist lebendiger, aufgeschlossener; das Geschirrabräumen wird hier abwechselnd erledigt. Die Tischgespräche oder Durchsagen von Schülerinnen lassen auf eine aktivere Beteiligung am Hausgeschehen schließen. Als wir jedoch von den hastigen Essen in Cuthbert erzählen, verweisen unsere Tischnachbarinnen auf ähnlichen Zeitdruck und ein vergleichbar rigides Ordnunggefüge – ein Eindruck, den die Schließzeiten und Aufmarschpläne an den Schwarzen Brettern oder die überdimensionale Uhr an der Außenwand unterstreichen.

Timothy, Matthew und der *headmaster* benannten schließlich unabhängig voneinander uns gegenüber denselben Grund für das kritischere Verhalten der Mädchen: Sie seien weniger als die Jungen in der Schultradition verwurzelt. „Our boys are more conservative.“ Die Schülerinnen sind wie die Jungen in das alltägliche Regelwerk der Schule einbezogen; ausgeschlossen sind sie aus der Tradition der Schule, der überzeitlichen, männlichen Schülergenealogie mit ihrem allgegenwärtigen Symbolbestand. Möglicherweise gibt gerade dies den Mädchen die Freiheit zu einer distanzierteren und kritischeren Haltung – so wie sie selbst im männlichen Diskurs (und in unserer Wahrnehmung) als die fremden ‚Anderen‘ innerhalb der Schulgemeinschaft abgespalten werden. Dennoch hält die Schule in Gesprächen wie in gedruckten Selbstdarstellungen auf ihre *girls* – und braucht sie vielleicht auch als Repräsentantinnen von Wünschen und Gefühlen, die die traditionsgebundenen Jungen nicht artikulieren können? Weit entfernt davon, die Ordnung der Schule in Frage zu stellen, brachten die Schülerinnen doch deren Leerstellen zum Ausdruck, die auch das Beharren auf die Tradition untermauert: die Abwehr der Individualität und des experimentellen

<sup>26</sup> Interview mit Florian.

Andersseins von Jugendlichen, das Fehlen von Freiräumen, die mit eigenen, neuen Inhalten gefüllt werden könnten und den Zugang zu eigenen Emotionen und Bedürfnissen erlauben würden.

Die Schülerinnen lieferten uns Schlüssel für die Tabus, das Unterdrückte und abwesend Anwesende von Trendall School, die sich deutlich mit unseren emotionalen Erfahrungen und Gegenübertragungen im Forschungsprozess deckten: wenn Mark wilder als sonst gegen die berechneten Grafiken des *art rooms* anmalte, mit einem ungewöhnlichen Bedürfnis, ‚Dreck‘ zu machen, wenn ich mich als die unsichtbare und ungeplante Begleiterin mit einer Mischung aus Wut und Schuldgefühlen durch die Männerwelt um uns zu lavieren versuchte, wenn wir uns immer dringender an die Nähe zwischen uns hielten in einem Ambiente, wo Körper nur im Sport existieren und die Häuser für das jeweils andere Geschlecht unzugänglich sind, wenn wir uns an unserem letzten Abend den Ausbruch in ein ganz normales *pub* ‚draußen‘ im Dorf erlaubten und uns so konspirativ vorkamen wie 16jährige unter Hausarrest, und wenn wir am Donnerstagabend abfahren mit dem erleichterten Gefühl endlich entronnen zu sein.

### Das verinnerlichte Trendall: „learning to get on“

Wie sehr die Institution der *public school* auf eine (männliche) Sozialisation über die regressive Blockade von Emotionalität und individuellem Anderssein zielt<sup>27</sup>, zeigten vor allem die Gespräche mit Jungen, die so viel leichter zu organisieren waren als die mit den Mädchen. Matthew arrangierte Meetings in Cuthbert, spendierte zwei Flaschen Wein zum Smalltalk mit der Gruppe der *upper 6*, die in der Hausbibliothek versiert und interessiert als Gastgeber agierte.

Ein junger Deutscher erklärt mir ausführlich, um wie viel besser Trendall als deutsche Gymnasien sei, er pocht auf die „Freundschaften“, die Haus- und die Schulgemeinschaft. Die vielen Möglichkeiten, über den Sport mit anderen zusammenzukommen, das freundschaftliche Verhältnis zu den Lehrern, die einem gleichwohl „Respekt“ beizubringen wüssten. Zur *chapel* imponiert ihn die Tatsache, dass frühere Schüler Plätze kaufen und ihre Namen in den Holzbänken verewigen konnten. Die englischen Schüler befragen währenddessen Mark zur Geschichte und Technik der Glasmalerei: Aus ihrem Rollenverständnis innerhalb der Schule ergibt sich eine selbstverständliche Mitsprache der Schüler in Bezug auf das Fensterprojekt – was einen festen Bezugspunkt auch in zwei Interviews mit Florian und Benedict schafft.

<sup>27</sup> Zur Kanalisierung von Emotionalität in der männlichen Sozialisation vgl. Lothar Böhnisch/Reinhard Winter: Männliche Sozialisation. Bewältigungsprobleme männlicher Geschlechtsidentität im Lebenslauf. München 1994.

Eingepasst in jeweils eine Freistunde bemühen sich beide, mir ihre und die Vorstellungen anderer dazu zu vermitteln. Meine Fragen zu Alltag und Selbstverständnis der Schule beantworten sie so gewandt wie aussagelos, im Kreisen um die immergleichen Stichworte und Stereotypen: Hierarchie und Respekt, Tradition, Gemeinschaft und Freundschaft, die große Rolle des Sports für die Reputation der Schule, die Breite des Fächerangebots, die ständige Hektik und schulischer Druck. Und natürlich: „You got to learn to get on“.<sup>28</sup> Besonders Benedict lenkt jede Hinterfragung der Schulverhältnisse auf dieses übergeordnete pädagogische Prinzip. Bei beiden produzieren ein eloquentes Bemühen um kritische Absetzung und die gleichzeitige affirmative Einbettung in den schulischen Denkraumen Kreisläufe und Widersprüche, die kein natürliches Gespräch in Fluss kommen lassen. Wenn Florian die Teilnahmepflicht in der *chapel*, auch zum Sonntagsgottesdienst, als „social control“ brandmarkt, so sei sie dennoch essentiell, „defining the nature of the school“, indem sie die Schüler am Wochenende in der Schule halte. „I think it is important, because everyone is slightly proud of the chapel.“<sup>29</sup> Analog richtet sich Benedicts Bekenntnis als *nonbeliever* nicht gegen das christliche Fundament der Schule, sondern auf ein Ausbalancieren der Interessen aller in der *community* – auch im Fensterprojekt: „I think it is pretty better to emphasize the positive, but – ya, I – because there are negative things, as I said you’ve got to learn to live with them. And there aren’t that many negative things. So – ya, I think community is important.“<sup>30</sup>

Trotz der diskursiven Fähigkeiten, die die Schule vermittelt, können die Schüler nur schwer außerhalb vorgegebener Diskursrahmen argumentieren, darüber hinaus brauchen sie die ‚Bühne‘ des Fensterprojekts und der arrangierten Gespräche, um agieren zu können: So waren am Morgen nach dem Treffen in der Bibliothek von Cuthbert aus den redengewandten jungen Männern wieder muffelige Schüler geworden, die am Frühstückstisch kaum Blickkontakt mit uns aufnahmen.

Institutionen schaffen Solidarität und Identifikation über die Durchsetzung und ständige Reproduktion gemeinsamer Denkkategorien; dem zuwiderlaufende Inhalte müssen durch Integration oder kollektives Vergessen entschärft werden. Für Mario Erdheim erfüllen ‚klassische‘ Institutionen wie die Schulen,

<sup>28</sup> Interview mit Benedict, 9.2.2000.

<sup>29</sup> Interview mit Florian.

<sup>30</sup> Interview mit Benedict. „Yes, the houses are a community within a community I suppose, and you know everybody in your house [...] those are the people you have got to learn to get on with, people you are with more than anybody else it’s one of those things, and some of these people you wouldn’t get on with but you just got to learn to live with and that’s just how it is, you can’t not – and you just can’t ignore them, they are always going to be there, you just got to learn to get on. [...] I know it does often cause tension but it is all part – it’s a good learning process I think is – in life you always – there is always going to be somebody like that around you you won’t necessarily get on with and you’ve got to learn to live with“ (ebd.).

besonders aber das Militär die Funktion der Initiation in Stammeskulturen – „das Individuum auf den Standpunkt zu fixieren, von dem aus die Perspektive der Institution stimmig wird, und diese Fixierungen müssen vor allem während der Adoleszenz, da alles ins Fließen kommt, zustande gebracht werden“<sup>31</sup>. Die Identifikation mit der Institution produziert „ein Konstrukt der Männlichkeit“, das Erdheim nicht umsonst mit Männerhäusern vergleicht, in denen die Kategorien gehegt werden, „welche die Welt ordnen sollen“.<sup>32</sup> Die Durchsetzung dieser Ordnungsprinzipien und des „institutionalisierten Individuums“<sup>33</sup> bedarf der Disziplin als der ‚anderen Seite‘ der Gruppensolidarität<sup>34</sup> – so wie das Trendall School in der symbolischen und konkreten Verklammerung von *respect* und *hierarchy* einerseits, *friendship* und *community* andererseits umsetzt.

Wie sehr beide Seiten im Alltagsverständnis der Schule aufeinander bezogen sind, führt Matthew auf einer eleganten Dinnerparty zu unseren Ehren aus, die sich bei Gin und Kaffee um unsere Themen und Fragen dreht, um die Enge der Häuser und die Bedeutung von Strafe und Disziplin. So wie er Delinquenten zu morgendlichen Läufen mitnimmt, müsse jedes Haus seine Disziplinierungsmittel haben, ein rituelles Spiel, das die Jungen bräuchten und erwarteten – gerade so wie die Enge der Schiffsäle: Hier könnten sich Freundschaften bilden, Einsamkeit vermieden werden.<sup>35</sup> Weniger harmonisch mischen sich Disziplin und Freundschaft im Haus aus der Sicht eines *3rd formers*, der nächtliche Gespräche mit Freunden schätzt – „then the prefect comes in and you are on a run the next morning“. Dabei, und das demonstrieren auch die Schülerzeichnungen, sind Freundschaft und Disziplin nicht nur im Schulalltag eng aufeinander bezogen. Ihre spezifische Bedeutung im Wertesystem der Schule offenbart sich vor allem in der Verbindung im Bedeutungsfeld von *competition*, ausgedrückt und eingeübt über den Sport: ‚Freundschaft‘ wird hier definiert als regelhaftes, faires Ver-

<sup>31</sup> Mario Erdheim: Adoleszenz und Kulturentwicklung. In: ders.: Die gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit. Eine Einführung in den ethnopschoanalytischen Prozeß. Frankfurt/M. 1988, S. 271-368; hier: S. 360.

<sup>32</sup> Mario Erdheim: „Heiße“ Gesellschaften und „kaltes“ Militär. In: Die Psychoanalyse und das Unbewußte in der Kultur. Frankfurt/M. 1988, S. 331-344; hier: S. 336.

<sup>33</sup> Ebd., S. 337.

<sup>34</sup> Für Foucault – wie für Trendall School – verbindet die Disziplin räumlich-symbolische Ordnungen mit der hierarchischen Lokalisierung der Individuen: Die Disziplin schafft sich einen gegliederten und abgeschlossenen Raum, in dem dann die Individuen funktional angeordnet werden. Sodann ist die „Disziplin [...] die Kunst des Ranges und die Technik der Transformation von Anordnungen. Sie individualisiert die Körper durch eine Lokalisierung, die sie nicht verwurzelt, sondern in einem Netz von Relationen verteilt und zirkulieren läßt“. Foucault 1994, Überwachen und Strafen, S. 187.

<sup>35</sup> Diese Einschätzung widerspricht krass den Äußerungen der Schüler; in den meisten Häusern werden die Schiffsäle mittlerweile durch Zweibettzimmer ersetzt. Cuthbert gilt als traditionellstes Haus, das sich gleichwohl großen Zulaufs und besonderen Renommées erfreut.

halten („learn to get on“); ausgehend von einer *community* von Gleichen kann die persönliche Leistung doch die Unterscheidung von Siegern und Besiegten schaffen, Hierarchien fixieren und zu Respekt nötigen. Der Sport ist als metaphorische Umsetzung der Schulideologie ebenso wichtig wie für deren Verinnerlichung über die Körper.<sup>36</sup>

Florian ist stolz auf Trendall, das es, anders als etwa die berühmte Eliteschule Eton, nicht nötig habe *upper class*-Bewusstsein herauszukehren, sondern seinen Ruf aus dem sportlichen und akademischen Erfolg beziehe: „So it doesn't need to prove itself as a school. What it does speaks through itself.“<sup>37</sup> Im Rahmen dieser Leistungsethik macht es Sinn, dass die Schule, die doch den sicheren Zugang zu den Eliteuniversitäten Cambridge oder Oxford verspricht, im Aufstieg durch die Altershierarchie dennoch die Härten des sozialen Aufstiegs ‚simuliert‘, indem z.B. die Privilegien der *upper 6th form* hart erworben werden müssen. Die Schüler bleiben lebenslang als „Trendallians“ ausgezeichnet, gleichwohl müssen sie, wenn sie „later in life“<sup>38</sup> erfolgreich ihren Elitestatus halten wollen, diese normative Leistungsethik internalisieren und im Einklang damit sozial funktionieren, unangefochten von persönlichen Antipathien und emotionalen Einbrüchen, Zweifeln und Widersprüchen. Es ist gerade diese selbstverständliche Verinnerlichung der schulischen Regelwerke und Wertesysteme, die den informellen Umgangston und den Eindruck selbstbewusster und keineswegs unterwürfig-konformer junger Menschen hervorbringt. Die Internalisierung von (Herrschafts-) Ordnungen über „Symbole und symbolvermittelte Kommunikation“ stellt ein weiteres wesentliches Charakteristikum von Institutionen dar<sup>39</sup>, das Disziplin und Drill im Foucaultschen Konzept ergänzt und das es der Institution erlaubt, sich ‚modern‘ zu geben und äußere Veränderungen zuzulassen, ohne sich im Kern verändern zu müssen.

<sup>36</sup> „Die Unterwerfung unter die bestehende Ordnung ist das Produkt der Übereinstimmung zwischen den kognitiven Strukturen, die dem Körper [...] in Fleisch und Blut übergegangen sind, und den objektiven Strukturen der Welt, auf die sie angewendet werden [...]“. Pierre Bourdieu: Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns. Frankfurt a. M. 1998, S. 118.

<sup>37</sup> Interview mit Florian.

<sup>38</sup> Interview mit Benedict.

<sup>39</sup> Gerhard Göhler/Rudolf Speth: Symbolische Macht. Zur institutionstheoretischen Bedeutung von Pierre Bourdieu. In: Reinhard Blänkner/Bernhard Jussen (Hg.): Institutionen und Ereignis. Über historische Praktiken und Vorstellungen gesellschaftlichen Ordners. Göttingen 1998, S. 17-43; hier: S. 20.

## Die Blindheit der Macht und die Ambivalenz der leeren Mitte

Modernisierung als Anpassung an gesellschaftliche Veränderungen ist für die Institution *public school* ohnehin kein Thema – im Gegenteil. Die Regelwerke, Raumordnungen und Stundenpläne, die Schließcodes, Selbstinszenierungen und Aufmarschordnungen, die Hierarchien oder die umfangreiche Versorgungs-Maschinerie bis hin zum ideologisch-begrifflichen Denksystem der Schule dienen nicht nur deren Systemerhalt, sondern direkt auch der Verhinderung gesellschaftlichen Wandels und der Stabilisierung gesellschaftlicher Machtstrukturen: des Herrschaftsanspruchs einer elitären Oberschicht, dessen Personal die *public schools* Generation für Generation reproduzieren und für seine Führungsaufgaben zurecht. Mario Erdheim zitiert Lévi-Strauss' Unterscheidung „heißer“ und „kalter“ Kulturen mit ihrem Bestreben, „den historischen Wandel einzufrieren, [...] gegen jede Veränderung ihrer Struktur, die ein Eindringen der Geschichte ermöglichen würde, verzweifelt Widerstand zu leisten“<sup>40</sup>; analog zeigt er auch in unserer fortschrittsorientierten Gesellschaft auf „Kühlapparate“<sup>41</sup>, die auf Wiederholungszyklen und damit auf das Einfrieren schneller Weiterentwicklung setzen. In Trendall ist es kein Widerspruch, wenn man sich schulisch, mit Internet und High-Tech auf der Höhe der Gesellschaft sieht, und die *community* gleichwohl ihr ‚Wir-Gefühl‘ aus dem Erhalt der Traditionen bezieht: ob der Barmann im *common room* ein kurzes Interview mit dem Satz beschließt: „We have an awful lot of tradition here – and we strive to keep it [...] keep the foundations!“<sup>42</sup>, die Lehrer zu allem Gelegenen die Tradition zitieren oder Schüler wie Florian den Stolz auf die Schule gleichsetzen mit „being proud of its traditions“ und dies auch auf die Sicherung der Schule durch die wohlhabenden „Old Trendallians“ ausdehnt: „They are proud of its tradition and they want to continue that way, continue being successful and a prosperous school.“<sup>43</sup> Die ‚Tradition‘ verankert gleichermaßen den Kreislauf der Generationen und die Werte der Schule in der Tiefe der Geschichte – und letztendlich in einer zeitlosen, unveränderlichen Ordnung der Nation.

Über drohende interne Strukturänderungen oder auch Einbußen von Macht-freiräumen wird argwöhnisch gewacht. Uns gegenüber geriet daher vor allem der neue *headmaster* in die Schusslinie heftiger und ausufernder Kritik des Lehrerkollegiums: Er könne die Bedeutung des Sports nicht einschätzen, man habe Angst gehabt, er würde etwa das Sport-Ritual der *assembly* abschaffen. „The headmaster has unsettled the whole school because no-one knows how to play him“: Schon das bloße Potential von Veränderung schafft tiefe Verunsicherung. Wenn dabei zwischen den einzelnen Gruppen – Lehrern, Tutoren, Schülern

<sup>40</sup> Erdheim 1988, „Heiße“ Gesellschaften und „kaltes“ Militär, S. 331f.

<sup>41</sup> Ebd.

<sup>42</sup> Interview mit dem Barmann.

<sup>43</sup> Interview mit Florian.

usw. – jeder über jeden herziehen konnte, obwohl doch alle bis ins wörtliche Detail dasselbe Denken verbindet, wird deutlich, wie wenig die Solidarität mit Tradition und *community* mit persönlicher Loyalität zu tun hat. Der *headmaster*, auf den sich niemand mit seinem persönlichen Namen bezieht, ist eine Funktionsstelle im Gesamtsystem, als Person hat er diese reibungslos auszufüllen – mehr nicht.

Das Regel- und Räderwerk der Schule zeigt sich von einer anonymen Autorität kontrolliert, überpersönlich und sakral. Matthew, der als Leiter des *religious education departments* sowie auch als *housemaster* über erheblichen Einfluss verfügt, betonte mehr als einmal, dass er die Schule nur zu einem Bruchteil kenne und durchschaue. Und obwohl jede Gruppe vehement auf ihre Mitsprache im Fensterprojekt pochte, konnte uns doch bis zum Schluss niemand den Entscheidungsprozess erklären – die Rolle der *committees*, des Lehrerkollegiums, der *old boys* und der von den *grocers'* ernannten *governors*, des *headmasters*. Die Undurchschaubarkeit des Systems, die für uns auch in den irritierenden Programmwechseln aufscheint, im rituellen Auf- und Wegtauchen des *headmasters* oder im Stolz der Schüler, dass Trendall letztlich niemandem gehöre, scheint dabei integraler Bestandteil des Selbstverständnisses der Schule zu sein. Es gibt Hierarchien und klare hierarchische Machtbefugnisse – jedoch keine Spitze, keine echte personale Steuerung. Inhalt und Substanz der Schule ist ihre Ordnung, die reine, inhaltsleere Form, die auf allen Ebenen wiederkehrt: in den gemeinsamen Mahlzeiten, dem kollektiven, formelhaft-leerlaufenden Selbst- und Weltverständnis, den Gemeinschaftsveranstaltungen, der antiindividualistischen Kunauffassung des *art departments*, den Unfähigkeiten, emotionale Bezüge zum eigenen Ich und zur Umwelt auszudrücken, dem Fehlen einer obersten Machtinstanz. Diese Leere – *the void*, wie das Englische sowohl das Gefühl innerer Leere als auch den äußeren Leerraum benennt – wird mit Ruhelosigkeit und Betriebsamkeit gefüllt, die die Schülerinnen und Schüler ambivalent auch als Reichtum und Vielfalt bewerten.<sup>44</sup> Als zentrales Symbol für diese leere und doch mit hektischer, reglementierter Aktivität gefüllte Mitte steht die *chapel*, ein grauer Kirchenraum, geräumig und doch kein Ort des Zu-Sich-Kommens, Ausdruck der Religion nicht als Glaubensinhalt, sondern als sakralisiertes, unhinterfragbares Ordnungsfundament.

Die Undurchschaubarkeit und die Unsichtbarkeit einer konkreten Machtinstanz und das ständige Abschneiden unmittelbarer Welt- und Ichbezüge muss

<sup>44</sup> Mario Erdheim spricht von selektiver Wahrnehmungsfähigkeit und reduziertem Reaktionsvermögen auf die „Vielfalt von Situationen“, die die Institution hervorbringt; „das Leben in diesen gekühlten Räumen [erscheint] nicht als ein Leben auf Sparflamme, ganz im Gegenteil: Es wird mit eindrücklicher Intensität erfahren, die letzten Versatzstücke der Geschichte [...] geben sich als das Aktuellste und Gegenwärtigste und man vermeint, nicht dort zu sein, wo die Geschichte eingefroren, sondern wo sie voll im Gang ist“ (Erdheim 1988, „Heiße“ Gesellschaften und „kaltes“ Militär, S. 332).

zwangsläufig das Gefühl schaffen, sich in einem künstlichen Kreissystem zu befinden: „This isn't the real world.“<sup>45</sup> Trendall School besitzt kein kollektiv geteiltes Wissen um ihre eigene Funktion innerhalb der wirklichen Welt; auf ihrem sportlichen und akademischen Trainingsfeld sind Selbstreflexivität und kritische Rationalität ausgespart. Für Mary Douglas liegt das in der Natur jeder Institution als narzisstisches, durch die eigenen Kreisläufe legitimes System: „Institutionen können keinen eigenen Verstand haben.“<sup>46</sup> Status und Elite können in Trendall nicht in gesamtgesellschaftlichen Zusammenhängen und im Bezug auf die zukünftigen Machtpositionen der Schulabgänger diskutiert werden, denn so wie es jenseits des Schulcampus keine äußere Welt gibt, so gibt es auch keine sozialen Erfahrungsräume außerhalb der eigenen Klasse. Pierre Bourdieu hat „die Mechanismen der Reproduktion [des sozialen Raums] durch Bildung“<sup>47</sup> dargelegt und gezeigt, wie die französischen *Grandes écoles*, den britischen *public schools* vergleichbar, über ihre Verinnerlichungsstrategien und Rituale, im Zeitrhythmus von Industrie und Management, den Habitus eines neuen „Adels“ erzeugen, „dessen Interessen mit denen des Staates identisch sind“<sup>48</sup>. Was Bourdieu zur Wirkung des Staates sagt, kann unmittelbar und wörtlich auf den Internatsbetrieb von *Trendall School* bezogen werden – als das unverdünnte Paradigma einer Institution als solcher:

„Als Organisationsstruktur und Regulierungsinstanz der Praktiken übt er, vermittelt über die körperlichen und mentalen Zwänge und Disziplinierungen, die er sämtlichen Akteuren gleichermaßen auferlegt, permanent eine Wirkung aus, die zur Bildung von dauerhaften Dispositionen führt. Er sorgt außerdem für die Durchsetzung und Verinnerlichung aller grundlegenden Klassifizierungsprinzipien – nach Geschlecht, Alter, ‚Kompetenz‘ usw. – und ist der Ursprung der symbolischen Wirksamkeit aller Setzungsriten [...], Ort der *Konsekration*, wo ganz wie beim Adelsritual des Ritterschlags dauerhafte und oft

<sup>45</sup> Interview mit Florian.

<sup>46</sup> Douglas 1991, *Wie Institutionen denken*, S. 26. „Institutionen steuern unmittelbar das individuelle Gedächtnis und lenken unsere Wahrnehmung in Bahnen, die mit den von ihnen autorisierten Beziehungen verträglich sind. Sie fixieren Prozesse, die ihrem Wesen nach dynamisch sind, sie verbergen ihren Einfluß, und sie reizen unsere Emotionen zu einem standardisierten Angriff auf standardisierte Fragen. Man füge all dem noch hinzu, daß sie sich mit einer Aura der Richtigkeit umgeben und ihre Netze wechselseitiger Stützung durch unser gesamtes Informationssystem ziehen. Da ist es kein Wunder, wenn sie uns in den Bann ihrer narzisstischen Nabelschau ziehen. Jedes Problem, über das wir nachzudenken versuchen, verwandeln sie automatisch in ihr eigenes Organisationsproblem“ (ebd., S. 151).

<sup>47</sup> Bourdieu 1998, *Praktische Vernunft*, S. 36.

<sup>48</sup> Ebd., S. 38.

endgültige Unterschiede zwischen Erwählten und Nichterwählten gesetzt werden.“<sup>49</sup>

Offensichtlich ist, dass die Schule diese Kernfunktion im Unbewussten halten muss, um sie über die genannten Verinnerlichungsstrategien wirksam erhalten zu können. Unverständlich scheint damit jedoch die Dringlichkeit, mit der man uns als Außenstehende einladet die Schule kennen zu lernen, ebenso wie das lebhaftige Interesse an unseren Ergebnissen. Matthew zeigte sich in wiederholten Bezugnahmen darauf, was ich wohl zutage fördern würde, und im ironischem Verwundern über die Anwendung „anthropologischer Terminologie“ auf eine britische Eliteschule klar informiert über meine Tätigkeit. Wenn auch manchmal Verunsicherung spürbar wurde, wie wir, und insbesondere ich, im täglichen Umgang, in Sitzordnungen usw. zu platzieren seien, so war doch unsere Anwesenheit und das Gespräch mit uns von der Schule so erwünscht wie von uns.

Am Tag vor unserer Abreise sind wir vom *headmaster*, einem sanft und überlegt wirkenden Mann, eingeladen, in den tiefen Sofapolstern vor dem Kamin in seinem Büro über die Millenniumsfenster zu sprechen, vor allem aber über unsere Beobachtungen an der Schule. Institutionalisation mache blind, so öffnet er selbst den Blick auf seine Position – gleichsam kaltgestellt als unpersönlich-einschüchternder ‚deus ex machina‘ braucht und sucht er die ‚Hofnarren‘, den ethnographischen Blick der Außenseiter. Ihn interessieren die Meinungen der Schüler: Wie würden die traditionsverhafteten *boys* die Umwandlung eines weiteren ihrer Häuser in ein Mädchenhaus aufnehmen? Wie bewerten sie die Schule, was bedeutet für sie die *chapel*? Der *headmaster* hört zu, akzeptiert die Abneigung der Schüler gegen den Kirchenraum und den Zwangscharakter der Andachten, die Kritik an der Hektik der Schule und vor allem am Fehlen eines Rückzugsortes. Er bedauert eine mangelhafte Entwicklung emotionalen Ausdrucks, den er in bildungsbürgerlicher Manier an der Banalität musikalischer Schülerdarbietungen festmacht, betont seinen Wunsch Kreativität, Spiritualität und Individualität zu fördern. Das Gespräch geht schließlich im Thema „Ambivalenz“ auf: Es sei notwendig Dinge zu tun, denen man ambivalent gegenüberstehe. Die Schüler, die hier eine ambivalente *closed world*, einschränkend und schützend gleichermaßen, erlebten, könnten aus diesen *limitations* lernen, sie als befreiend für den Geist erleben. Ebenso sollten die Agnostiker, im positiven Bewusstsein ihrer Ambivalenz, in der *chapel* teilnehmen, um Religion als Teil ihrer Kultur, verwurzelt in der Tradition zu erfahren.

Die Ambivalenz, der wir an allen Ecken und Enden begegneten, zeigt sich damit als integraler, gewollter Bestandteil des Funktionsmechanismus von Trendall School: Das gegenüber den formellen Abläufen strukturell Ausgegrenzte, ob dies nun die Bedürfnisstrukturen Heranwachsender sind, die reale,

<sup>49</sup> Ebd., S. 117.

menschliche Person des *headmasters* oder die Anforderungen der äußeren Welt, bleibt ohnehin latent anwesend und wird nun als notwendiger Widerspruch wieder ins System zurückgeholt. Damit bleibt nichts Äußeres, Verunsicherndes, Unbekanntes – trotzdem aber schafft die Schule damit nicht ihren Anschluss an die Realität, sondern zieht diese umgekehrt in den Bannkreis ihrer eigenen illusorischen Ausnahmewelt. Die Schüler lernen *to get on in life*, sie werden mit allen Situationen zurechtkommen, aber so, als wären sie Teil des Stundenplans und der stereotypen Diskurse von Trendall School.

Aber so hermetisch auch die Institution ihre Denk- und Funktionskreisläufe einrichtet, sie muss doch, um mit dem Philosophen Slavoj Žižek zu sprechen, beständig mit der „Antwort des Realen“ rechnen<sup>50</sup>. Sie tut das eben mit der Einsetzung des Prinzips der Ambivalenz. Die Sehnsucht nach Inhalten, dem „wirklichen Leben“, nach Berührungspunkten mit der offenen Welt und den eigenen Gefühlen existiert in der Schule und gerät nun in ihrem geschlossenen Raum in eine Art Schwebezustand: Die ‚leere Mitte‘ wird als solche offen gehalten, sie kann aber nicht dauerhaft besetzt werden, ohne das Gesamtsystem zu kippen, das auf der formalisierten Leere beruht. Dieser Mechanismus garantiert eine dauernde ambivalente Spannung und kann damit, vielleicht, den unbeweglich in sich geschlossenen Organismus der Schule überhaupt erst voran bewegen.

Anhand der Metapher des Königs denkt Žižek über die widersprüchliche Funktionsweise der ‚leeren Mitte‘ nach: Der König wird als solcher erst von den Subjekten symbolisch und rituell bestimmt, als bloße Funktion, in der jedes Objekt, jede Person austauschbar eingesetzt werden können. Und doch muss diese symbolische Konstruktion durch die Illusion verdeckt werden, dass es der König in seiner Person ist, der immer schon das Charisma seines Amtes ausstrahlt und definiert. „Weshalb“, so fragt Žižek, „muß der symbolische Mechanismus an einem ‚Ding‘, an einem kleinen Stück des Realen festgemacht werden?“ Er antwortet mit Lacan:

„[...] wegen seiner eigenen Inkonsistenz, d.h. weil das symbolische Feld in sich immer bereits gesperrt, verstümmelt, löchrig ist, um einen ex-timen Kern, um eine Unmöglichkeit herum strukturiert ist – die Funktion des ‚kleinen Stück des Realen‘ ist es, den Ort dieser Leere auszufüllen, die inmitten der symbolischen Ordnung klafft.“

Erst hier deutet sich an, wieso die Schule es unternimmt, ihrem zentralen Kirchenraum durch ein ambitioniertes künstlerisches Projekt ein neues Gesicht zu verleihen – und erst vor diesem Hintergrund erhält der Auftrag auch seine symbolische Bedeutung. Als, wie er betont, bedeutendstes Projekt seiner Amtszeit

<sup>50</sup> Slavoj Žižek: Mehr-Genießen. Lacan in der Populärkultur (= Wo Es war, Bd. 1). Wien 1992, S. 49.

macht der *headmaster* die Diskussion um die Fester und ihre Ikonographie zur Chefsache. Sie sollen Farbe in die Kirche bringen, modern sein, Ausdruck künstlerischer Freiheit und zugleich in Tradition und Theologie verankert sein. Auf Marks Frage, warum er wie alle anderen keine inhaltlichen Vorschläge macht, führt er seine Abneigung gegen dogmatische Vorgaben aus, Religion solle hier emotional und spirituell erfahrbar werden. Zugleich aber setzt er sich, selbst Theologe, an die Spitze einer theologischen Diskussion zwischen Schule und Künstler im Rahmen des Entwurfsprozesses, der nun anlaufen soll und in dessen Fortgang eine Entscheidung zur endgültigen Auftragsvergabe fallen soll.

## Methodisches Fazit

Vier Tage lang erlebten wir in Trendall School eine experimentelle Feldforschung in einer ‚Ausnahmewelt‘ unter Ausnahmebedingungen. Dabei schien es, dass dieses ethnographische Wettrennen nur aufgrund dieser besonderen Gegebenheiten von Trendall School erfolgreich sein konnte: Das galt allein schon für die Forschungsarbeit im Team, wie sie sich aus dem Auftrag an Mark ergab, in der Hauptsache aber für die Faktoren, die eine derartige geschlossene Institution per se vorgab: Zum Beispiel beschleunigte und intensivierte die harte Zeitplanung des Schulalltags wesentlich auch unsere Feldforschung, und wenn wir in der kurzen Zeit trotzdem nur die Stereotypen auf der Oberfläche des Schulalltags aufnehmen konnten, so erwiesen sich diese letztlich doch als der wesentliche Kern des Ganzen. Allzu schnell und allzu dicht begannen sich Motive und Bilder zu wiederholen und zu einem diskursiven Netz zusammenzufügen, so dass zu vermuten ist, dass auch längerfristige ‚Tiefenforschungen‘ nicht viel mehr zutage gefördert hätten als eben – *the void*. Des weiteren kam uns die Tatsache zupass, dass die Schule in der ihr eigenen Widersprüchlichkeit einen Platz für uns offen hielt, der einer ethnographischen Annäherung ideale Voraussetzungen bot: Die Rolle der ‚Hofnarren‘, privilegiert und doch quer zum Rollengefüge der Institution, von denen man sich offenbar über das Wahrnehmungspotential der Fremden einerseits und die schöpferisch-emotiven Möglichkeiten der Kunst andererseits Blicköffnungen zur ‚realen Welt‘ und der eigenen ‚leeren Mitte‘ erhoffte.

Sicher waren die Erkenntnismöglichkeiten dieser Forschung begrenzt: Vor allem um wirklich Licht in das ‚Warum‘ der merkwürdigen Abläufe der Schule zu bringen, hätte die Arbeit weit in die britische Gesellschaft selbst ausgreifen müssen. Aber gerade so, wie sich Trendall School als typische *public school* als Paradigma und Extremform eines gesellschaftlichen „Kühlapparats“ beschreiben lässt, so deuten sich auch in der hier experimentell erprobten Form einer „angewandten Kurzzeit-Forschung“ verallgemeinerbare Anwendungspotentia-

le an. Z.B. ergab sich aus der Unterordnung der Forschung unter einen außerfachlichen Auftrag die Rolle der nur begleitenden Forscherin, was zwar am ethnographischen Selbstwertgefühl kratzen konnte – sich gleichzeitig aber als Privileg erwies, gelegentlich nur zuhören zu können und nicht selbst ständig auf allen Ebenen agieren und reagieren zu müssen. Diese Arbeitsteilung, sowie die Möglichkeit, Beobachtungen und Ereignisse gemeinsam und von verschiedenen kulturellen Standorten aus zu reflektieren, verstärkte zusätzlich die Intensität und die Verständnispotentiale des Forschungsprozesses – und beides gilt nicht exklusiv für diesen Sonderfall. Praktisch ohne Vorbereitung in ein extremes und dichtes Umfeld geworfen konnten wir wie Resonanzflächen die emotionalen Dynamiken um uns aufnehmen. Diese Übertragungs- und Gegenübertragungsgefühle boten wichtige Leitlinien zur analytischen Auswahl, Zuordnung und Deutung der im Feld gesammelten Äußerungen, Topoi und Beobachtungen: So gesehen widerspricht die Anwendung der ethnopsychoanalytischen Begleitung<sup>51</sup> keineswegs einer materialorientierten, semiotischen Zeicheninterpretation. Beides ergänzt sich in einem Ansatz, der auf konsequent empirischer Basis das ernstnimmt, was das Feld von sich aus verraten will, und dabei auch berücksichtigt, welche emotionalen Saiten es dabei anschlägt.

Demgegenüber sagt die Forschungsdauer wenig über die Recherche und den Erkenntnisprozess aus, wenn sie sich im Zeitraffer konzentriert und fokussiert; wobei ohnehin wohl jeder Forschungsaufenthalt der Rückkoppelung und Korrektur durch spätere Folgebesuche, Korrespondenz oder andere Formen des Austauschs über die Ausnahmesituation der eigentlichen Forschungszeit hinaus bedarf. Dazu ist die zeitliche Einschränkung auch durch den begrenzten Anspruch einer angewandten Forschung legitimiert: Diese dient dem jeweiligen ‚externen‘ Zweck, während der rein wissenschaftliche Erkenntnisgewinn aus dieser Perspektive ein Nebeneffekt ist. Andererseits zeigte gerade hier der Anwendungsbezug in vielerlei Hinsicht fundamentale Vorteile für die Erforschung der Institution *public school* und ihrer Ordnungs- und Organisationsstrukturen. Es ist offenkundig, dass mir die Schule als unabhängige Ethnographin, als Deutsche und Nicht-Trendallianerin verschlossen geblieben wäre, schon gar der privilegierte Gesprächszugang zu allen Hierarchiegruppen und die offene Diskussion wären schwerlich denkbar, da eine generelle wissenschaftliche Analyse der Interna einer *public school* kaum auf ein solches Eigeninteresse treffen könnte. Darüber hinaus gab der Wunsch der Schule nach künstlerischer Gestaltung ihrer ‚religiösen Mitte‘ sowohl methodisch als auch inhaltlich wesentliche Anstöße. Generell erfordern die multiperspektivischen und divergen-

<sup>51</sup> Der Begriff der ethnopsychoanalytischen Begleitung wurde von Maya Nadig als Form der Wahrnehmung und subjektivitätsbezogenen Analyse von Gegenübertragungen im Forschungsprozess geprägt. Vgl. Maya Nadig: Die verborgene Kultur der Frau. Ethnopsychoanalytische Gespräche mit Bäuerinnen in Mexiko. Frankfurt/M. 1986.

ten Wirklichkeiten, mit der jede Feldforschung zu tun hat, eine flexible, methodenpluralistische Annäherung und damit auch den Mut zum Experiment: einmal, um in der Integration verschiedener qualitativer Methoden deren jeweilige Unschärfen und Ausblendungen konfrontieren und korrigieren zu können, zum anderen um das Feld mit seinen spezifischen Eigenschaften überhaupt methodisch in Blick bekommen zu können.<sup>52</sup> So ist im Fall von Trendall School z.B. die Möglichkeit hervorzuheben, über den Kunstunterricht mit künstlerischen Mitteln die Sichtweisen und emotionalen Bezüge der Schüler zur Schule zu erschließen und diese visuellen Resultate in der Kombination mit Diskussionsprotokollen, Tagebuchaufzeichnungen, Interviews und bloßer Beobachtung fruchtbar werden zu lassen. Es ist fraglich, ob sich bei einem ‚freien‘ Zugang so schnell die paradigmatischen Bedeutungen der Religion und der *chapel* erschlossen hätten, oder aber auch die emotionalen und künstlerischen Bedürfnisse in der Schulgemeinschaft: Mir selbst erschien es anfangs unbehaglich und eher abwegig ständig auf Gespräche über die Schulkirche und farbige Bleiverglasungen fixiert zu sein. Demgegenüber erwies sich das – von der Schule aus guten Gründen gewählte – Projekt als Spiegel und Brennpunkt von übergreifenden Interessen und Bedürfnissen, die ohne diesen konkreten Bezugspunkt für Schüler und Lehrer wohl nur schwer artikulierbar gewesen wären.

Eine anwendungsorientierte Feldforschung konnte hier also durchaus mit beidseitigem Gewinn erfolgen. Gerade die Kunst teilt mit der Ethnographie das Fundament subjektiv-perspektivischer, mehrdimensionaler Wahrnehmung und Erkenntnisgewinnung – ohne dass dies bisher von beiden Seiten wirklich gesehen oder gewürdigt würde.<sup>53</sup> Generell aber sind die Praxisfelder für ein ethnographisches Sehen und Verstehen praktisch unbegrenzt: Ethnographie ist überall dort anwendbar, wo Projekte mit und für Menschen durchgeführt werden, die Umwelt einer Gruppe oder Institution gestaltet oder beeinflusst werden soll. Im vorliegenden Fall konnten die Fensterentwürfe inhaltlich und gestalterisch direkt aus den Ergebnissen der Feldforschung abgeleitet werden. Darüber hinaus konnten wir unsere Analyse schließlich auch handlungsleitend nutzen, als das Projekt im weiteren Fortgang auf immer mehr Schwierigkeiten und Barrieren von Seiten der Schule stieß – die uns so eine ganze Reihe nachträglicher Belege für die ambivalente Verfasstheit der Schule und ihrer ‚leeren Mitte‘ lieferte.

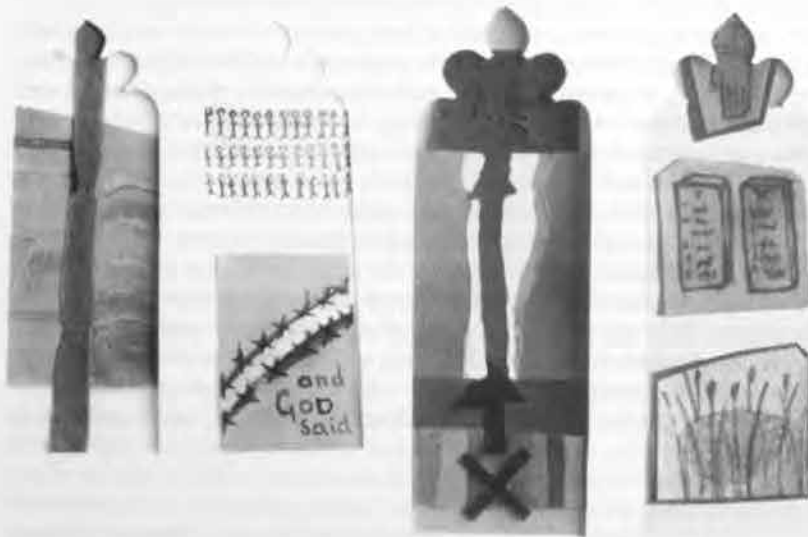
<sup>52</sup> Vgl. Eisch 2001, Erkundungen und Zugänge.

<sup>53</sup> Die wechselseitigen Ergänzungs- und Anregungspotentiale von Ethnographie und Kunst habe ich anhand eines anderen, künstlerisch-ethnographischen Experiments angesprochen. Katharina Eisch: Der gläserne Vorhang. Ein Grenzprojekt zwischen Ethnographie und Kunst. In: Kea. Notizen zu Alltagskultur und Volkskunde 15 (2000) 1, S. 4-10.

## Postskriptum: Undurchsichtiges Glas

Im Offenen und Ambivalenten, begleitet von einer widersprüchlichen Diskussion mit der Schule begann nach unserer Rückkehr der Entwurfsprozess für die 36 Fenster der Schulkirche. Man hatte eine in England so traditionelle wie moderne Kunstform gewählt, die mit den normativen Aspekten von Religion und Erziehung einerseits, mit Licht, Farbe und einer Vielfalt von Gestaltungsmöglichkeiten andererseits bereits diese Ambivalenz verkörpert; abgesehen davon waren die bestehenden, berühmten Chorfenster ausschlaggebend für den experimentellen Mut in Trendall gewesen. Aber wie viel künstlerische Mehrdeutigkeit und Deutungsoffenheit würde Trendall School letztlich vertragen können, inwieweit würde sich ihre formalisierte Leere durchsetzen wollen?

Auf der Grundlage unserer Feldmaterialien und Diskussionen arbeitete Mark eine narrative Reihe kleinformatiger, stark schematischer Entwurfsskizzen aus, die in einer modernen und zugleich naiven Bildsprache das Thema „Ordnung“



Erste Entwürfe der Chapelfenster von Mark Angus

Links: Südfenster S 15, S 16, zweiter und erster Tag der Schöpfung: Die Scheidung von Himmel und Erde, die Erschaffung des Firmaments aus der Leere (mit Schülerzeichnung „Ordnung“)

Rechts: Nordfenster N 13, N 14, Der Auszug aus Ägypten und die Schaffung der Nation, Moses und die alte Ordnung.

verfolgten: Die Südseite beginnt mit der Schöpfung durch das „Wort“ als einem Prozess der Ordnung und Klassifikation aus der Leere des Universums, dann laufen die Ordnung der Natur im Zyklus der Jahreszeiten und der vier Elemente auf die sieben Posaunen zu, die zur Apokalypse blasen. Die Nordseite erzählt von der Einführung der alten Ordnung des Alten Testaments und ihrer Ablösung und Umkehrung im Neuen Testament: Sündenfall und Arche Noah weisen auf eine ambivalente Grunddisposition des Menschen im Verhältnis zur Natur, die Problematik von Rationalität und Erkenntnis. Über Moses und die Gesetzestafeln sowie den Exodus aus Ägypten wird diese Thematik auf die Fundierung abendländischer Wertsysteme und Hierarchien sowie die Gründung der geschlossenen Gemeinschaft der Nation hin erweitert. Mit der Geburt Christi setzt die neue Ordnung ein, Bergpredigt und Szenen der Passionsgeschichte führen über zentral menschliche Themen – Verlassenheit, Zweifel, Leiden – auf die Revision in der Auferstehung.

Erste Ideen und Überlegungen erfuhren aus Trendall zunächst keine Reaktion, dann schickte Timothy ein paar wenige Kommentare zur Farbwirkung und zwei Monate später eine dichte, theologisch ausgefeilte Liste auf der Grundlage mittelalterlicher Bildkanons. Im Juni wurde schließlich Marks Präsentation einer ersten Entwurfsserie samt schriftlicher Interpretation in Trendall begeistert, mit einer Quasi-Zusage des *headmasters*, aufgenommen – dem zwei Wochen eine mehrseitige, geharnischte Kritik der „Stained Glass Working Party“ folgte. Mit der Drohung, sich einen anderen Künstler zu suchen, verlangte man nun eine grundlegende Revision wesentlicher Teile des Entwurfsschemas.

„Certain features of the scheme we did not like and could not live with, the *use of words* instead of symbols or images [...], the use of the *crosses and arrows*, and the *barbed wire-divisions* which seem to reflect an *external agenda*. [...] Some of the windows [...] were more *childish or juvenile* and were perhaps more appropriate to a primary school than this school. We were concerned about the *levels of draftmanship* in several of the images and the writing.“<sup>54</sup>

Hier wagte man nun nicht mehr, zugunsten künstlerischer Offenheit die Sicherheit traditioneller zeichnerischer und kalligraphischer Könnerschaft zu riskieren, daneben stießen ausgerechnet das zentrale Konzept des „Worts“ und der Schrift auf Widerstand, die Konkrettheit graphischer Zeichen, negativ oder zweideutig konnotierter Symbole sowie schließlich alles, was aus einem theologisch festgelegten Rahmen hinausreichte auf „externe“, ambivalente und kritische Aussagen: der Bezug auf die Nation beispielsweise, die Andeutung von Uhren im Kreislauf der Jahreszeiten etc. Auf teilweises Unverständnis trafen

<sup>54</sup> Comments on the Angus Stained Glass Scheme, 24.6.2000 (Hervorhebungen K.E.).



auch die in die Entwürfe eingefügten Schülerzeichnungen von Strichmännchenreihen und Ordnungssymbolen.

Eine weitere Fahrt nach Trendall, die Zurückweisung des autoritären Tons und die Andeutung von Kompromissbereitschaft, die Einforderung gestalterischer Freiheit in der Übersetzung skizzenhafter Aquarelle in Glasbilder wendeten das Blatt wiederum auf die andere Seite – bis hin zu der Bitte des *headmasters*, bei der Vermittlung von Vertrauen und Imaginationsvermögen auch an die „konservativen Gruppen“ der Schule Hilfestellung zu geben. In einem nun weit positiveren und klügeren Diskussionsklima entstand eine überarbeitete Version, in der einzelne formale Details geändert, das gedankliche Konzept jedoch beibehalten wurden. Ein Gremium aus Repräsentanten des *stained glass*-Komitees, von *governors* und *old boys* konnte die Entwurfsreihe schließlich vor Ort in Trendall mit einhelliger Begeisterung akzeptieren und souverän auch den Unterton der Skepsis, gegenüber geschriebener Worte zum Beispiel, übergehen; die Teilnehmer hatten offensichtlich ihre eigene Lesart entwickelt und sich das Projekt im Stolz, dass es sich in „ihrer“ Zeit ereigne, persönlich angeeignet: Ein Markstein im ewigen Kreislauf, Farbe für die ‚leere Mitte‘? Allseits unklar blieben jedoch weiterhin die Zuständigkeiten und Entscheidungsformalitäten. Es dauerte noch zwei Monate, bis Timothy sein „Go!“ mailte, und noch einmal so lange bis zur formellen Auftragsvergabe. Die Fenster werden in den kommenden drei Jahren entstehen – in der bleibenden Ambivalenz des *void*.

## LITERATUR

- Blänkner, Reinhard/Bernhard Jussen (Hg.): Institutionen und Ereignis. Über historische Praktiken und Vorstellungen gesellschaftlichen Ordens. Göttingen 1998.
- Böhnisch, Lothar/Reinhard Winter: Männliche Sozialisation. Bewältigungsprobleme männlicher Geschlechtsidentität im Lebenslauf. München 1994.
- Bourdieu, Pierre: Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns. Frankfurt a. M. 1998.
- Douglas, Mary: Wie Institutionen denken. Frankfurt/M. 1991.
- Eisch, Katharina: Erkundungen und Zugänge I: Feldforschung. Wie man zu Material kommt. In: Klara Löffler (Hg.): Dazwischen. Zur Spezifik der Empirien in der Volkskunde. Hochschultagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde am 1. und 2. Oktober 1998 in Wien. Wien 2001 (im Druck).
- Dies.: Der gläserne Vorhang. Ein Grenzprojekt zwischen Ethnographie und Kunst. In: Kea. Notizen zu Alltagskultur und Volkskunde 15 (2000) 1, S. 4-10.
- Erdheim, Mario: Adoleszenz und Kulturentwicklung. In: ders.: Die gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit. Eine Einführung in den ethnopsychanalytischen Prozeß. Frankfurt/M. 1988, S. 271-368.
- Ders.: „Heiße“ Gesellschaften und „kaltes“ Militär. In: Die Psychoanalyse und das Unbewußte in der Kultur. Frankfurt/M. 1988, S. 331-344.
- Flower, Raymond: Oundle and the English Public School. London: Stacey, 1989.
- Foucault, Michel: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt/M. 1994.
- Göhler, Gerhard/Rudolf Speth: Symbolische Macht. Zur institutionstheoretischen Bedeutung von Pierre Bourdieu. In: Reinhard Blänkner/Bernhard Jussen (Hg.): Institutionen und Ereignis. Über historische Praktiken und Vorstellungen gesellschaftlichen Ordens. Göttingen 1998, S. 17-43.
- Jeggle, Utz: Das Initial. In: Tübinger Korrespondenzblatt 38 (1991), S. 33-36.
- Nadig, Maya: Die verborgene Kultur der Frau. Ethnopsychanalytische Gespräche mit Bäuerinnen in Mexiko. Frankfurt/M. 1986.
- Werlen, Iwar: Ritual und Sprache. Zum Verhältnis von Sprechen und Handeln in Ritualen. Tübingen 1984.
- Žižek, Slavoj: Mehr-Genießen. Lacan in der Populärkultur (= Wo Es war, Bd. 1). Wien 1992.

## Fotolore

## Überlegungen zur visuellen Methode in der Volkskunde

## I

Die Volkskunde und die Fotografie kennzeichnet eine ambivalente Beziehung. Von Beginn an entwickelte die Volkskunde eine Phobie gegen visuelle Methoden. Nichtsdestoweniger hat die später zur Wissenschaft herangereifte Disziplin das visuelle Medium früh für sich entdeckt. Die Fotografie ermöglichte nach einem komplizierten Akt des Ablichtens, Entwickelns und Vergrößerns auf Papier oder Glas, im Vergleich zu weiteren visuellen Formen wie Lithographie und Holzschnitt, mannigfaltige Möglichkeiten des Abbildens. Sie erlangte den Nimbus des Authentischen. Generationen von Forscherinnen und Forschern gingen wie selbstverständlich davon aus, daß das, was eine Fotografie wiedergibt, sehr nahe an der Realität liege, ja mehr noch, die Realität selbst widerspiegele und dementsprechend nicht weiter zu erklären oder zu interpretieren sei. Der Glaube an das reale Abbild wurde in der Frühzeit kulturhistorisch-dokumentarischer Fotografie so euphorisch geäußert, daß dabei oft das Original auf der Strecke blieb. Diese Praxis demonstriert ein Briefwechsel von Heinrich Schliemann mit Rudolf Virchow. Der Archäologe berichtet dem Allroundgelehrten und Nestor der deutschen Volkskunde von seinen Grabungen am Mittelmeer: „Vielen Aufenthalt haben wir durch die massenhaften Komplexe griechischer Häuser, die nicht ohne die größte Mühe gereinigt werden können, um darauf [...] photographiert und endlich abgebrochen zu werden.“<sup>1</sup>

*Fotografie als dokumentarisches Artefakt*

Auch im volkskundlichen Kontext besteht der Eindruck, daß es den Gelehrten oftmals weniger um Erhaltung und Sicherung des historischen Artefakts ging, als um dessen visuelle Bewahrung. In den einschlägigen Instituten und Museen

<sup>1</sup> Schliemann an Virchow, 19. Mai 1890. In: Joachim Herrmann/Evelin Maaß (Hg.): Die Korrespondenz zwischen Heinrich Schliemann und Rudolf Virchow 1876-1890. Berlin 1990, S. 543.



*Stillgestellte Zeit. Kinder spielen Ringelreihen, unbekannter Fotograf, 1897.*

lagert heute eine fast unüberschaubare Menge von Fotografien. Sie zeigen Trachten, Bauernhäuser, rurale Gerätschaften, Fasnachtskostüme, Motivtafeln, brauchwürdige Handlungen und Menschen. Vor dem Hintergrund einer durch Industrialisierung, Mobilität und Verstädterung langsam verschwindenden Volkskultur entstanden die Bilder aus einem heute zwanhaft anmutenden Bestreben nach allumfassender Dokumentation: Sammeln als pathologischer Akt bürgerlicher Sinnstiftung – das Museumsarchiv eine Bewahranstalt, die fotografische Bilder in einen Dornröschenschlaf versetzt.

Wie der Archäologe braucht der Fotografieforscher Zeit und Geduld. Die wenigsten Fotografien sind nach wissenschaftlichen Kriterien verzeichnet. Im Gegensatz zu Museumsobjekten besitzen die meisten Fotografien nicht einmal eine Inventarnummer, auch Findbücher gibt es kaum, von klimagerechter Lagerung ganz zu schweigen. Um so beglückender ist der Augenblick, wenn aus verstaubten Schachteln Bilder ans Tageslicht gelangen, die seit fünfzig, vielleicht hundert und mehr Jahren kein Mensch mehr gesehen hat. Manche zollten der Zeit und der schlechten Lagerung ihren Tribut. Posierende Menschen sind nur noch verblaßte Schatten. Die Pupillen, im Atelier dunkel retuschiert, stehen wie Stecknadelköpfe heraus und lassen die Jahre erahnen, die seit Aufnah-

me und Befestigung der gerahmten Fotografie an einer Wohnzimmerwand vergangen sind. Irgendwann, vielleicht im nächsten Jahrhundert, wird von dem Mann mit Hund nichts mehr zu erkennen sein. Übrig bleiben die schwarzen Punkte auf weißem Karton. Andere fotografische Bilder scheinen frisch und klar wie am ersten Tag – die Personen greifbar, als genüge nur ein Wort, und die Kinder da im Hinterhof setzen ihr Ringelreihen-Spiel fort, bis ein enervierter Nachbar aus dem Hochparterre dem lärmenden Treiben Einhalt gebietet. Da viele Bilder verschwinden werden, ist es um so dringender, sich verstärkt mit ihnen zu beschäftigen: mit den zu Dokumentationszwecken archivierten Fotografien, aber auch mit jenen, die bei der visuellen Feldforschung entstanden sind oder noch entstehen werden.



*Langsam verblissenes  
Abbild eines Mannes mit  
Hund. Julius Havemann,  
Biebrich/Rhein, um 1890.*

JULIUS HAVEMANN

BIEBRICH #/Rhein.

## Diskurs um die Bilder

Von vereinzelt Versuchen abgesehen dauerte es in der Volkskunde lange, ehe ein Fundament erstellt wurde, auf dem sich die fotografische Feldforschung und damit die Visual History gründen ließ. Den entscheidenden Schritt setzte Nils-Arvid Bringéus, indem er 1982 den Begriff der „Bildlore“ als ein Synonym für Bild-Kunde kreierte. Er sprach sich für ein Studium des „Bildes als Instrument“<sup>42</sup> aus und beschrieb sieben Aspekte, die innerhalb der Bildforschung zum Tragen kämen und dementsprechend den Rahmen der Analyse absteckten: Botschaft, Struktur, Veränderung, Manipulation, Variation, Erkenntnisuche und Betrachter. Ausdrücklich hob er die Bedeutung der Fotografie für die „Bildlore“ hervor. Die Fotografie vollbringe über illustrierte Printmedien eine ähnlich starke Erinnerungsleistung, wie im 18. und 19. Jahrhundert die universale Sprache der volkskundlichen Graphik. Essentiell „in Hinsicht auf Bildproduktion wie Bildkonsum“<sup>43</sup> von Fotografien sei der Massen aspekt.

Martin Scharfe hat Bringéus' Gedanken in einem Text über die volkskundlich-kulturwissenschaftliche Bildinterpretation aufgegriffen.<sup>4</sup> Darin verweist er unter anderem auf drei Entwicklungsschritte: Erstens auf das „ursprüngliche Bildinteresse“, welches eng mit dem Interesse an Volkskunst verknüpft war. Es habe dazu beigetragen, eben jene Volkskunst als eine rückwärtsgewandte visuelle „Konstruktion“ festzusetzen, die schließlich nach 1945 mit hin geführt habe zur fachlichen Verunsicherung über „Volk“ als Begriff. Den zweiten Schritt bezeichnet Scharfe als „Bildforschungsanomie“. Es sei dies eine Phase ohne bildtheoretische Konturen, in der die Forschung das Bild zwar mehr und mehr als Thema erkannte, in der die Funktion des Bildes aber reduziert blieb auf einen dienenden bzw. illustrativen Aspekt. Den dritten Entwicklungsschritt bezeichnet Scharfe als „Neues Bildinteresse“, welches mit Bringéus' Begriff der „Bildlore“ einen Anfang genommen habe. Das neue Bildinteresse, so Scharfe, sei gleichbedeutend mit einer neuen Sensibilität in bezug auf Bildmotive und Bildästhetik, die schließlich eine neue Wertschätzung in der wissenschaftlichen Bildanalyse vorantrieb. Im weiteren bringt Martin Scharfe den Begriff der Qualität ins Spiel. Demnach habe die Volkskunde bislang quasi dogmatisch die 'guten Bilder' zu Gunsten der trivialen Bilder vernachlässigt und der Kunstwissenschaft übereignet. Scharfe plädiert für eine „stärkere volkskundliche Beachtung der Bilder“, um schließlich die antithetische Analyseform von Bildern (Aussageform/Projektion) zu Gunsten eines 'dritten Blicks' – dem der „Wahrheit in bestimmter Dosierung“<sup>45</sup> – auszudehnen.

<sup>2</sup> Nils-Arvid Bringéus: Volkstümliche Bilderkunde: Formale Kennzeichen von Bildinhalten. München 1982, S. 9.

<sup>3</sup> Ebd., S. 15.

<sup>4</sup> Martin Scharfe: Augen-Wissen. Einige Überlegungen zur volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Bildinterpretation. In: kritische berichte 28 (2000) 1, S. 62-68.

Während Scharfes Dreischritt-Theorie auch für die Fotokunde durchaus plausibel erscheint, ist seine Darstellung der Bevorzugung von geringwertigen Bildern und Objektivationen in der volkskundlichen Forschung überholt. Denn abgesehen davon, daß sich die Volkskunde/Empirische Kulturwissenschaft als Abkömmling der Germanistik traditionell schwer mit Bildern getan hat und noch tut, haben sich doch die meisten ernstzunehmenden Bild- und Fotokundler des Faches längst von einengenden Begriffen wie Qualität und Stil in Richtung einer interdisziplinären Methodik verabschiedet. So subsumiert bereits Bringués die Fotografie unter andere mögliche Bildformen und schreibt dementsprechend einen ikonologischen Ansatz in der Tradition Aby Warburgs, Erwin Panofskys und Ernst Hans Gombrichs für die Volkskunde fort. In Anlehnung dazu hoben Sigrid und Wolfgang Jacobeit mit ihrer „Illustrierten Alltagsgeschichte des deutschen Volkes“ die Bedeutung der Fotografie einerseits und die ihrer Reproduktionsmedien andererseits für die fachlichen und gesellschaftlichen Belange hervor. Bestrebt, den Bildbegriff möglichst weit zu fassen, nutzen sie neben der Fotografie auch die Möglichkeiten anderer Illustrationsformen



*So nah und doch so fern: Dokument einer anderen Zeit. Paul Sinner; Blick vom Österberg auf Tübingen, um 1890.*

<sup>5</sup> Ebd., S. 68.

wie Zeichnung, Karikatur und Malerei „als hervorragende Dokumentation für die einzelnen Phasen kapitalistischer Alltagsgeschichte“<sup>6</sup>. Ähnlich argumentierte Ernő Kunt, als er für die Beschäftigung mit Bildern, insbesondere der Fotografie, innerhalb der Visuellen Anthropologie Methodenpluralität forderte und gleichzeitig den Forschungsgegenstand um die Fotografie in Illustrierten oder um die „künstlerische Fotografie“<sup>7</sup> ergänzte.

Die Arbeitsweise der volkskundlich-visuellen Anthropologen, so Martin Scharfes provokantes Resümee, reiche über „wohlklingende Absichtserklärungen und Selbsternennungen“<sup>8</sup> nicht hinaus. Im Widerspruch dazu stehen einige fundierte Veröffentlichungen der jüngeren Zeit: Cornelia Brink<sup>9</sup> etwa argumentiert in ihrer erhellenden Publikation über Fotografien aus Konzentrationslagern des Nationalsozialismus hart an der Bildquelle der reproduzierten Fotografie. Sie demonstriert außerdem, daß fotografische Bilder im visuellen Zeitalter sowohl aus volkskundlicher als auch aus zeitgeschichtlicher Perspektive innerhalb eines analytischen Diskurses unbedingt zum Repertoire der Forschung zu zählen sind. Ebenso hat Susanne Regener<sup>10</sup> mit ihrer interpretativ überzeugenden Studie die kulturwissenschaftlich-anthropologische Forschung über die Herkunft von prägenden Bild-Stereotypen bei der visuellen Erfassung von Menschen im kriminologischen Umfeld ein entscheidendes Stück vorangetrieben. Schon allein der bildanalytische Ansatz, den beide Autorinnen bei der Bearbeitung einer Fülle von Bildmaterial an den Tag legten, entkräfteten die fast polemische Bemerkung Scharfes, die Visuelle Anthropologie habe seitens der Volkskunde „noch wenig substantiell voranweisende und überzeugende Versuche“<sup>11</sup> hervorgebracht.

<sup>6</sup> Sigrid Jacobeit/Wolfgang Jacobeit: *Illustrierte Alltagsgeschichte des deutschen Volkes. 1810-1900*. Köln 1988, S. 8.

<sup>7</sup> Ernő Kunt: *Foto-Anthropologie. Bild und Mensch im ländlichen Ungarn der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts*. Bearbeitet durch Edith A. Weinlich (= Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte Bd. 43, hg. von Wolfgang Brückner und Lenz Kriss-Rettenbeck). Würzburg 1990, S. 12.

<sup>8</sup> Scharfe 2000, *Augen-Wissen*, S. 65.

<sup>9</sup> Cornelia Brink: *Ikonen der Vernichtung. Öffentlicher Gebrauch von Fotografien aus nationalsozialistischen Konzentrationslagern nach 1945*. Berlin 1998. Vgl. auch das Buch der Autorin „Auschwitz in der Paulskirche“. Erinnerungspolitik in Fotoausstellungen der sechziger Jahre. Marburg 2000.

<sup>10</sup> Susanne Regener: *Fotografische Erfassung. Zur Geschichte medialer Konstruktionen des Kriminellen*. München 1999.

<sup>11</sup> Scharfe 2000, *Augen-Wissen*, S. 65.

Gravierender als die kaum fruchtbare Diskussion um die Qualität von kulturellen Bild-Objektivationen im Fachdiskurs erscheint, daß Martin Scharfe in seinem Text die Bildform Fotografie mit keinem Wort erwähnt. Gerade dies wäre um so wünschenswerter gewesen, als bei ihm der Bildbegriff diffus bleibt und die methodischen Möglichkeiten in der kulturwissenschaftlich/volkskundlichen Bild- und Fotokunde nicht gewürdigt werden.<sup>12</sup> Zu überprüfen ist des weiteren Scharfes Verknüpfung der Bildkunde mit der Herausarbeitung von ‚Wahrheit‘. Die Fotografie als Bildquelle jedenfalls liefert (wie auch andere Bildformen) von sich heraus keine Wahrheiten. Daß die Aussagen einer Fotografie dennoch



*Ewige Jugend als rückgewandte Illusion.  
Romy Schneider, Szenenbild  
aus dem Film „Christine“,  
Safra/Gloria 1959.*

<sup>12</sup> Zur Beschäftigung mit Bildern in der Volkskunde vgl. Rolf Wilhelm Brednich: Bildforschung. In: Ders. (Hg.): Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. Berlin 1994, S. 189-207.

leicht als Wahrheiten aufgenommen werden, resultiert aus dem Schein des authentischen Bildes, der die emphatische Wahrnehmung auslöst, die wir einer Fotografie entgegenbringen. Diese Projektion kann durch zweierlei Weisen hervorgerufen werden: mit der nostalgisch-verklärenden Anschauung des Betrachters und der gezielten Einflußnahme durch Experten-Rezipienten, etwa bei der Präsentation von Fotografien in Printmedien und Ausstellungen. Einerseits unterstützt die Anmutungsqualität des vermeintlich realistischen Mediums Fotografie beim Bildbetrachter eine naive Form der Wahrnehmungsweise, die, wie bereits Charles Baudelaire 1859 bemerkte, in der Lage ist, Empfindungen und Gefühle zu wecken und diese in die „Archive unserer Erinnerung“<sup>13</sup> einzulagern. Pierre Bourdieu prägte hierzu den Begriff des „populären Blicks“<sup>14</sup>. Der Bildbetrachter hat einen realistischen Eindruck von dem, was er auf der Fotografie sieht und meint, das Gesehene allein schon zeige die Wahrheit, sozusagen als authentischer Nachweis eines für die Zukunft konservierten Moments. Roland Barthes beschrieb dieses Phänomen der stillgestellten Zeit<sup>15</sup> anhand der Portraitfotografie eines Verurteilten, der im Jahr 1865 auf seinen Henker wartet: Man sehe einen Mann, dessen Augen dem bevorstehenden Tod entgegenblickten. Es sind die Augen eines Menschen, der in Wirklichkeit bereits längst tot ist. Ohne Hintergrundinformation und Kontextualisierung freilich wären solche Beobachtungen kaum möglich. Der üblicherweise oberflächliche Blick auf die Fotografie gestattet lediglich allgemeine Aussagen: Wahr ist, daß das Foto existiert und jemand dazu den Auslöser einer Kamera betätigt hat. Wahr ist auch, daß es sich bei der Person, die wir sehen, um einen Mann handelt. Wahr ist weiter, daß seit seiner Aufnahme eine lange Zeit vergangen ist und der Mann nicht mehr unter den Lebenden weilt.

Andererseits hat die Deutungselite der Experten und professionellen Bildrezipienten insbesondere im medialen Gebrauch von Fotografie einen entscheidenden Anteil daran, daß der Bildbetrachter den Eindruck vermittelt bekommt, die Fotografien trügen Wahrheiten in sich. Ebenso gravierend können Layout, beigefügte Bildlegenden, Überschriften oder Texte die Wirkung von Fotografien in eine bestimmte Richtung trimmen. Dabei handelt es sich um eine Konstruktion von Wahrheit, die in Suggestion mündet: Der Betrachter wird in seiner Meinung beeinflusst und bestimmte Sichtweisen als ideal und legitim zementiert.<sup>16</sup> Im Hinblick auf die nationalsozialistische Propaganda bemerkte Sybil Milton, fotografische Bildquellen „erheben an sich keinen Anspruch auf Wahr-

<sup>13</sup> Charles Baudelaire: Die Fotografie und das moderne Publikum. In: Wolfgang Kemp (Hg.): Theorie der Fotografie I. München 1980, S. 110-113; hier S. 111.

<sup>14</sup> Vgl. Pierre Bourdieu: Zur Soziologie der symbolischen Formen (1970). Frankfurt/Main 1983, S. 104.

<sup>15</sup> Vgl. dazu Roland Barthes: Die helle Kammer. Bemerkungen zur Photographie. Frankfurt/Main 1985, S. 101. Siehe auch den Vortrag von Cornelia Brink: „Das Auge des Betrachters, die Botschaft der Bilder“ vom 6. Juli 2000, gehalten im Rahmen des LUI-Kolloquiums „Visuelle Anthropologie“.

heit, da die bloße Gegenwart eines Fotografen eine Szene stören oder entstellen kann<sup>17</sup>. Folglich ist bei einer Fotografie nicht allein der Blick auf die Abbildung entscheidend, sondern ebenso der interpretative Blick 'hinter' das Bild. In diesem Zusammenhang hob Utz Jeggle den Stellenwert der Bildanalyse hervor. Sie zeige, „der Maler, der Photograph, jeder, der sich und seine Kamera aus dem Feld mogelt, kann gleichfalls festgehalten werden. Sein scheinbar harmloses Unterfangen, bloße Dokumente beizugeben, entpuppt sich dem geschulten Auge als ein direkter Versuch ideologischer Beeinflussung“<sup>18</sup>.

## II

Auf einer inszenierten Postkartenfotographie liebkost eine junge Frau das kleine gerahmte Bildnis des fernen Gatten. An ihrer Seite steht eine Vase mit blühenden Rosen. Ein Reim dient als Unterschrift: „Sein Bild. Dein Anblick giebt der Seele Ruh; Will Herzen und küssen Dich immerzu.“ Für den heutigen Betrachter wirkt das alte schwarzweiß-Motiv theatralisch-antiquiert, fast etwas komisch, wie das Standbild aus einem Stummfilm. Eine Wienerin sandte es ihrem Angetrauten im Mai 1915 ins Feld. Sicher lag ihre Intention darin, dem von der Front Unabkömmlichen Nähe zu vermitteln. Diese Nähe wird zunächst visuell transportiert, schenkt doch der Empfänger einer Postkarte gemeinhin dem Bildmotiv seine erste Aufmerksamkeit. Hier aber ist nicht etwa die schmachtende Absenderin, sondern ein Fotomodell wiedergegeben. Das Substitut übernimmt also die Aufgabe, dem Empfänger der Karte bildlich zu demonstrieren, daß man ihn Zuhause vermißt. Seine persönliche Note erhält der postalische Gruß erst über die zärtlichen Worte an das „liebste Mannerl“ auf der Rückseite. Bild und Text ergänzen und bedingen sich gegenseitig – charakteristische Merkmale einer im illustrativen Kontext verwendeten Fotografie.

Fotografien liefern perfekte Trugbilder. Was zu sehen ist, hat nichts mit Wirklichkeit zu tun, birgt nicht einmal ein Fünkchen Realität. Die Fotografie konserviert den Augenblick aus vergangener Zeit und sie dient als Vehikel, diesen fernen Augenblick in unsere Gegenwart herüber zu ziehen. Das Trägerische durchdringt dabei eine persönliche und eine temporären Sphäre. Technisch gesehen ist Fotografie ein visueller Abklatsch, hervorgerufen durch einen chemi-



Feldpostkarte, abgeschickt in Wien, 10. Mai 1915. Beschriftung auf der Rückseite: „Mein Liebster, wie geht es Dir, bist Du gesund? Denkst Du öfters auch an mich?“

schen Prozeß, der Farbabstufungen in die Emulsion einlagert. Konturen entstehen dann, wenn man sich das Bild mit einigem Abstand vor Augen hält. Insofern unterscheidet sich eine Fotografie nicht von einem Ölgemälde oder einer Zeichnung. Erst wenn der Kontext hergestellt ist, kann die Fotografie ihre „unmittelbare Zeugenschaft“<sup>19</sup> ausspielen, den beglaubigenden Nachweis, „daß das, was ich sehe, tatsächlich dagewesen ist“<sup>20</sup>. Was bedeutet Barthes' Theorem aber für jene Fotografien, die mangels genauer Angaben und Beschriftungen nur schwer oder gar nicht zu kontextualisieren sind? Genau in diesen Fällen – sie sind in öffentlichen Archiven bei weitem in der Mehrzahl – finden wir im ikonographisch-bildanalytischen Verfahren einen Rettungsanker. Anders ausgedrückt: Für den Fotokundler ist die korrekte Kontextualisierung mit schriftlichen oder mündlichen Zeugnissen zwar unabdingbar. Die Fotokunde wird aber erst dann zur Visual History, wenn die Analyse am Bild selbst nach ethnogra-

<sup>19</sup> Detlef Hoffmann: Fotografie als historisches Dokument. In: Fotogeschichte 5 (1985) 15, S. 3-14; hier S. 10.

<sup>20</sup> Barthes 1985, Die helle Kammer, S. 92.

<sup>16</sup> Vgl. Pierre Bourdieu: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt/Main 1984, S. 67-70.

<sup>17</sup> Sybil Milton: Argument oder Illustration. Die Bedeutung von Fotodokumenten als Quelle. In: Fotogeschichte 8 (1988) 28, S. 61-90; hier S. 62.

<sup>18</sup> Utz Jeggle: Zur Geschichte der Feldforschung in der Volkskunde. In: Ders. (Hg.): Feldforschung. Qualitative Methoden in der Kulturanalyse. Tübingen 1984, S. 11-46; hier S. 39.

phisch-ikonologischen Mustern erfolgt. Die folgende Abbildung zeigt eine Braut, die an einem Tisch sitzt, auf dem sich neben einem Blumengesteck das gerahmte Foto ihres uniformierten Bräutigams befindet. Vielleicht sollte ein Abzug der Aufnahme dem Soldaten als Beweis für die nun besiegelte Ehe ins Feld geschickt werden. Weitere Informationen sind nicht vorhanden.<sup>21</sup>

Eine Schlüsselrolle in der Bildkomposition erhält sicherlich der reliquienartig präsentierte Wehrmachtshelm. Der professionelle Fotograf rückte ihn als Requisite wohl deshalb mit ins Bild, um die Ernsthaftigkeit der Szene zu unterstreichen. Darüber hinaus ist sogar ein subversives Moment erkennbar, denn das Motiv erinnert weniger an eine Hochzeit, als an eine Trauerfeier: In Verbindung mit der Uniform verweist der Stahlhelm zunächst auf das militärische Dasein des Ehegatten. Indem der Wehrmachtshelm aber vom eigentlichen Träger isoliert dargestellt ist, wird er gleichzeitig zur zeichenhaften Objektivation, lesbar als ein (spezifisch deutsches) Symbol für Tod und Zerstörung. Die Braut unterstützt diesen möglichen Bildeindruck. Mit gesenktem Blick fixiert sie nicht



Im Fotoatelier nachgestellte Ferntrauung, unbekannter Fotograf.

<sup>21</sup> Ich fand die Fotografie 1994 auf einem Flohmarkt in Potsdam. Über ihre Herkunft ist nichts bekannt.

etwa das Foto ihres Mannes, sondern den Helm. Sie wirkt nachdenklich, fast abwesend, ist sprachlos. Es sieht so aus, als ob schon lange keine Lebenszeichen mehr von ihrem Bräutigam eingetroffen sind. Die Fotografie visualisiert Hoffnungslosigkeit und sie personalisiert gleichzeitig zwei Opfer, die der sinnlose Krieg noch fordern wird.

#### Visuelle volkskundliche Forschung und die Fotolore

Die Aufgabe des Volkskundlers/Empirischen Kulturwissenschaftlers ist es zunächst, die Doppelfunktion der Fotografie zu berücksichtigen. Denn Fotografie ist nicht nur ein Dokument, das Menschen, Objekte, Posen und Handlungen illustriert und darstellt, sondern sie ist auch in der Lage zu informieren und zu appellieren. Fotografie liefert den Zugang zu einem „Infra-Wissen [...], jene Details, die das Ausgangsmaterial des ethnologischen Wissens bilden“<sup>22</sup>. In diesem Zusammenhang käme für eine wissenschaftliche Beschäftigung mit dem visuellen Medium unter den drei Varianten der Rezeption volkskundlicher Fotografie – der dokumentarischen, der illustrativen und der quellenkritischen – vor allem die letztere in Frage. Allein der quellenkritische Zugang ermöglicht wissenschaftskonformes Arbeiten, wobei sich die Forschungsarbeit auf das Foto, dessen Bildaussage und das Umfeld gleichermaßen erstreckt. Als forschungsleitend dient die Kontextualisierung der Fotografie insbesondere unter folgenden Prämissen: Klärung des historischen Kontexts, fotogeschichtliche Einordnung, Herausarbeitung des Wahrnehmungszusammenhangs und bildästhetischer Gedanken sowie ein ikonographischer Vergleich.

In bezug auf die Fotografie ergeben sich innerhalb einer visuellen anthropologisch-volkskundlichen Herangehensweise im wesentlichen zwei Möglichkeiten: Die eine orientiert sich am Bestand der fotografischen Sammlung in<sup>1)</sup> Museum und Archiv, die andere nutzt die Kamera und die Fotografie im For-<sup>2)</sup>schungsfeld als Instrumente der wissenschaftlichen Erfassung. Bei der ersten werden vorgefundene, meist historische Lichtbilder je nach Fragestellung untersucht. Sinnvoll ist es hierbei, die Grenzen zu Nachbardisziplinen aufzubrechen, indem der Bildforscher seinen volkskundlichen Horizont um soziologische und kunsthistorische Methoden erweitert, die Fotos „als einen Teil des menschlichen Handelns [...] nicht nur als Objekte zum Betrachten“<sup>23</sup> studiert. Er sieht in den Bildern nicht mehr nur beschreibend Populäres wie etwa regionale Besonderheiten einer ländlichen Tracht, sondern berücksichtigt soziale und ikonologische Aspekte, anhand derer etwa Aussagen zur familiären Struk-

<sup>22</sup> Barthes 1985, Die helle Kammer, S. 38.

<sup>23</sup> Bringéus 1982, Volkstümliche Bilderkunde, S. 17.

tur oder zu ikonographischen Mustern getroffen werden können. Es geht darum, den Dreischritt von Beschreibung, Analyse und Interpretation umzusetzen.

Die Kontextualisierung der Fotografie beinhaltet also Verifizierung der Abbildung und Beschriftung sowie Recherche über das Abgebildete gleichermaßen. Weiter von Bedeutung erscheint eine Kategorisierung der betreffenden Fotografie in einen öffentlichen, sozialhistorischen oder privaten Zusammenhang.<sup>24</sup> Die öffentliche Fotografie dient in aller Regel zur journalistischen Illustration von Zeitungen, Zeitschriften und Büchern oder wird zu Ausstellungs- und Werbezwecken angefertigt. Der Autor/die Autorin bewegt sich meist im professionellen Umfeld. Dies wiederum kann für die Klärung von biographischen und bildkompositorischen Fragen relevant sein. Sozialhistorische Fotografien sind die eigentlich klassischen volkswissenschaftlichen Bildquellen. Sie entstanden durch Profis und Amateure gleichermaßen namentlich zu Dokumentationszwecken von Arbeit, Alltag, Brauch und Lebensweisen für Museen bzw. deren Archive. Das private Bild schließlich wurde in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr für die Volkskunde entdeckt und geriet in Form von Fotoalben und ungeordneten Konvoluten aus Privatbesitz in den Museumsbestand. Diese Bilder stammen zunächst von Atelierlichtbildnern und seit den 1920er Jahren über die größere Verbreitung von leichteren Kameras auch von Amateuren. Seit Mitte des 20. Jahrhunderts werden die Alben fast ausschließlich von Privatleuten mit selbstgeknipsten Fotografien angelegt. Die Bilder dokumentieren in der Hauptsache Kindheit, Urlaub, Familienfeste und Krieg. Demgegenüber sind Arbeitsleben und Alltag in der privaten Fotografie kaum repräsentiert.

2) Die zweite Möglichkeit wird in der deutschen Volkskunde, allerdings kaum theoretisch fundiert, seit Anbeginn als wissenschaftliche Methode praktiziert: Der Forscher verläßt hierbei seinen Schreibtisch und wendet sich mit Fotoapparat und/oder fotografischen Abzügen ausgestattet dem Feld zu, um dort analog zur Oral History mit Hilfe des visuellen Mediums zu arbeiten. Einen wegweisenden theoretischen Beitrag hierzu leistete in den 1980er Jahren Utz Jeggle Essay „Das Bild der Forschung“. Jeggle kritisierte darin die gängige Praxis volkswissenschaftlicher Fotoforschung, die zwar mit der Kamera volkswissenschaftlich Relevantes sammle und im Bild festhalte, aber dessen Bedeutung nicht verstehe. Das Ergebnis seien „markante rassebewußte Bauernschädel, die man jeglicher Lebendigkeit beraubt; sie sitzen da als Träger eines Ausdrucks, das Foto macht sie zu Masken und erweist eine Wissenschaft, die sich solcher Bilder bedient, als desinteressiert an menschlichen Verhältnissen“. Die Volkskunde versuche nicht zu interpretieren, sondern werfe ihr Licht „auf den äußerlichen physiognomischen Phänotyp“<sup>25</sup>. Utz Jeggle warnt den fotografierenden Volkswissenschaftler vor einer zu stark ordnenden Blickweise. Diese lasse oft genug spüren, daß die Be-

<sup>24</sup> Vgl. Gerhard Jagschitz: Visual History. In: Das Audiovisuelle Archiv vormals Schallarchiv. Informationsblatt der Arbeitsgemeinschaft audiovisueller Archive Österreichs (1991) 29/30, S. 23-51; hier S. 29.

ziehung zwischen Lichtbildner und Modell „zu Ende ist, wenn sich der Verschluss der Kamera schließt“<sup>26</sup>. Er plädiert schließlich für eine Entdinglichung, d.h. verstärkte Kontextualisierung und damit kritische Herangehensweise einer Visual History. Auch die selbst angefertigten Bilder müßten unnachlässig betrachtet und einer Analyse unterzogen werden: „Ob und wie ‚das Volk‘, der Forscher, die Situation der Begegnung auftauchen.“<sup>27</sup>

Unbefriedigend erscheint, daß die Arbeit am fotografischen Bild bislang lediglich als Teil einer schwer einzugrenzenden Visual History angesehen wird und kein eigener Terminus geprägt wurde. Dabei ist für volkswissenschaftliche Lichtbildstudien, als faktische Unterkategorie von Bringéus' „Bildlore“, der Begriff der „Fotolore“ naheliegend. Fotolore umfaßt zunächst den traditionellen, am Kanon orientierten, dokumentarischen und illustrativen Umgang mit fotografischen Bildern volkswissenschaftlicher Provenienz. Weiter schließt die Fotolore die Erweiterung der kanonischen Volkskunde um kulturell-, sozial- oder gesellschaftlich-visuelle Aspekte sowie ikonologische Fragestellungen mit ein. Schließlich zählen zur Fotolore auch solche Untersuchungen, die mit der Kamera im Feld Alltag und Lebensweise aufnehmen und das Ergebnis mit Mikrophon und Fragebogen konterkarieren. Die Fotolore arbeitet also mit dem fotografischen Bild, mit dem archivalischen Artefakt und mit der narrativen Befragung gleichermaßen. Innerhalb des fachlichen Spektrums besitzt die Fotolore einen methodisch eigenständigen Status und mißt der Fotografie eine forschungsleitende Schlüsselposition zu.

#### *Fotodokumentation im Feld*

Den Spagat zwischen ‚Volk‘, Forschung und visuellem Medium hatten in Frankreich schon bald nach der Jahrhundertwende einige Ethnographen erprobt. Sie zählen zu den Pionieren der Fotolore. Der ‚Folklorist‘ Arnold von Gennep, innerhalb der französischen Volkskunde und Ethnologie ein singulärer Fels, weder eindeutig der Tradition der Durkheim-Schule zugehörig<sup>28</sup>, noch von der Historikerfraktion der Annales akzeptiert, erhob seine Forderung nach einer wissenschaftlich begründeten Folkloreforschung, die sowohl neuere kulturelle

<sup>25</sup> Utz Jeggle: Das Bild der Forschung. Anmerkungen zu einigen Darstellungen aus dem volkswissenschaftlichen Feld. In: Ders. (Hg.): Feldforschung. Qualitative Methoden in der Kulturanalyse. Tübingen 1984, S. 47-58; hier S. 55.

<sup>26</sup> Ebd., S. 58.

<sup>27</sup> Ebd., S. 47.

<sup>28</sup> Vgl. Isac Chiva: Wie die Ethnologie Frankreichs entstand. Versuch einer genealogischen Begründung. In: Isac Chiva/Utz Jeggle (Hg.): Deutsche Volkskunde – Französische Ethnologie. Zwei Standortbestimmungen. Frankfurt/Main, New York, Paris 1987, S. 13-43; hier S. 22.



Erscheinungen als auch Brauch und vom Verschwinden bedrohte „traditions populaires“<sup>29</sup> zusammenfassen sollte. Van Gennep und sein Kollege Pierre Saintyves, jeder für sich mit einer flächendeckenden Studie über die Folklore in Frankreichs Regionen beschäftigt, waren mit ihrer modernen Arbeitsweise in der Feldforschung – Fragebogen, Tonaufzeichnung und vor allem Fotoapparat – die Wegbereiter einer qualitativen Methodik, die sich auf das Individuum in unterschiedlichen Milieus konzentriert und dabei visuelle Möglichkeiten miteinbezieht.<sup>30</sup> Auch der früh verstorbene Durkheim-Schüler und Mitbegründer der französischen Ethnologie, Robert Hertz (1881-1915), nutzte den Fotoapparat in seinem Feldlaboratorium. Mit seinen Studien zur kollektiven Vorstellung des Todes (1907), zum Gebrauch der rechten Hand (1909) und über ein Seitental des Aosta-Tals (1912) zählt er zu den Pionieren der Feldforschung innerhalb



Fotografische Kartierung im Feld: ForscherInnen des LUI auf den Spuren der Zwangsarbeiter. Tübingen, Nauklerstraße, Februar 1985.

<sup>29</sup> Florence Weber: Les études rurales dans la France des années trente: un apogée oublié. In: Recherches sociologiques. Heft: Sociologique rurale, sociologie du rural? 20 (1989) 3, S. 367-381; hier S. 371.

<sup>30</sup> Vgl. Arnold van Gennep: Manuel de Folklore Français contemporain. Band 1. Introduction générale et première partie: du berceau à la tombe. Paris 1943, S. 47-50.

der Ethnologie.<sup>31</sup> Unter den französischen Geographen mit volkskundlichen Ambitionen sticht vor allem die Arbeit von Jean Brunhes hervor, der seit 1912 an einem Projekt zum Thema „Archives de la Planète“ arbeitete. Brunhes wollte mit dem Fotoapparat eine Art Inventar jener Regionen der Erde erstellen, die der zeitgenössische Mensch bewohnte und bearbeitete. Sein umfangreiches Projekt blieb unvollendet.<sup>32</sup> Am ehesten mit den Methoden Arnold van Genneps vergleichbar ist die „Wörter und Sachen“-Forschung, die seit Beginn des 20. Jahrhunderts die „Hamburger Schule“ unter Federführung des Romanisten und Volkskundlers Fritz Krüger praktizierte. Die Forschergruppe betrieb ihre Studien sowohl in Deutschland als auch in einigen Regionen Frankreichs mit der Maxime „Rettung und Bewahrung einer vom Untergang bedrohten 'volkstümlichen Welt'“<sup>33</sup>. Dabei entstand eine Vielzahl von Fotografien anhand derer u.a. die wissenschaftliche Auswertung erfolgte. Krüger selbst blieb in Frankreich weitgehend unbeachtet. Einerseits mag dies nicht weiter erstaunen, denn die Recherchen der „Hamburger Schule“ trugen den Impetus eines Sendungsbewußtseins, der leicht den Verdacht erhärten konnte, die Studien im fremden Land dienten zur ethnozentristischen Überhöhung der deutschen Kultur, mit deren Hilfe sich nach der Kriegsniederlage 1918 neue Identitäten ableiten ließen. Andererseits galt Fritz Krüger als ein Bewunderer Arnold van Genneps.<sup>34</sup> Der wiederum kritisierte die deutsche Volkskunde: Mit ihrer „formule romantique“<sup>35</sup>, der unkritischen Beschreibung und Illustration ruraler Kultur, hätte sie sich immer mehr der Blut- und Bodenideologie zugewandt – „un aspect nationaliste qui ne se présente pas au même degré, ni sous la même forme en France“<sup>36</sup>. Van Gennep, visionärer Anti-Ideologe, dessen Priorität der methodischen Profilierung seiner Wissenschaft galt, gelang es aber dennoch nicht, der volkskundlich-ethnographischen Fotokunde entscheidende Impulse zu verleihen. Seine Foto-Feldforschung blieb letztendlich weitgehend konzeptionslos mit vorwiegend dokumentarischem Charakter.

<sup>31</sup> Chiva 1987, Ethnologie Frankreichs, S. 22. Vgl. dazu auch die Aufsatzsammlung Robert Hertz: Sociologie religieuse et folklore (1928). Paris 1970.

<sup>32</sup> Brunhes' Werk ist weitgehend in Vergessenheit geraten. Sein Nachlaß wird im Pariser Musée National des Arts et Traditions Populaires (MNATP) aufbewahrt.

<sup>33</sup> Martin Roth: Volkskunde der 1920er und 1930er Jahre. Ideologiegeschichtliche Implikationen. In: Klaus Beitz/Isac Chiva (Hg.): Wörter und Sachen. Österreichische und deutsche Beiträge zur Ethnographie und Dialektologie Frankreichs. Ein französisch-deutsch-österreichisches Projekt. Wien 1992, S. 45-57; hier S. 47.

<sup>34</sup> Ihm widmete Krüger sein 1950 in Mendoza in französischer Sprache erschienenes, reich mit Fotografien bebildertes Werk „Géographie des Traditions Populaires en France“.

<sup>35</sup> van Gennep 1943, Folklore Français, S. 50.

<sup>36</sup> Ebd., S. 24. Siehe dazu auch Hermann Bausinger: Volkskultur in der technischen Welt. Stuttgart 1961, S. 7. Zur Herkunft des Faches Volkskunde vgl. Wolfgang Brückner: Geschichte der Volkskunde. Versuch einer Annäherung für Franzosen. In: Chiva/Jeggle (Hg.) 1987, Deutsche Volkskunde – Französische Ethnologie, S. 105-127.

Georges Henri Rivière, der große, nicht unumstrittene französische Museologe war bereits im Zuge seines Konzepts zur Weltausstellung 1937 in Paris methodisch für eine Präsentation ruraler Objektivationen eingetreten. Visuelle und sprachliche Hilfsmittel sollten zur allgemeinverständlichen Vermittlung des Gezeigten Hand in Hand arbeiten: „Les photographies seront choisies pour leur valeur documentaire, mais elles devront être belles.“<sup>37</sup> Vor allem beim Aubrac-Projekt in den 1960er Jahren gehörte der Fotoapparat zur Grundausstattung von Rivières Team. Nach systematisierten Kriterien fertigten die französischen Ethnologen eine riesige Menge von Fotografien der ländlichen Arbeitswelt im Zentralmassiv an: Bauernhäuser und ihre Bewohner, Feste und Bräuche, bäuerliche Gerätschaften etc.<sup>38</sup> Rivière orientierte sich insbesondere an der Arbeitsweise van Genneps sowie an Marcel Mauss, dem Leiter des Musée d'Ethnographie. Dessen Ausstellungskonzept für das Pariser Trocadéro schloß neben authentischen Objekten auch die Präsentation von Fotografien mit ein.

### III

Die von Rivières Forschergruppe praktizierte Fotodokumentation repräsentiert die älteste der volkskundlich-fotografischen Methoden. Verwendet wird sie in erster Linie zur visuellen Aufnahme von Objektivationen und kulturellen Handlungen. In der neueren Volkskunde/Empirischen Kulturwissenschaft stellt diese Variante die Vorstufe einer quellenkritischen Arbeit mit Fotografien und damit der Fotolore dar. Die Maßgabe hierbei bezieht sich auf eine wissenschaftlich-hypothetische Herangehensweise des Forschenden. Erst so wird die fotografische Bildquelle „zum Dokument für seine Problemstellung und/oder Beweisführung“<sup>39</sup>. Als tauglich für weitergehende Fotostudien erweist sich die Fotodokumentation erst durch eine systematische Inventarisierung der aus dem Bild heraus ermittelbaren Fakten und biographischen Zusammenhängen. Neben den weiteren praktischen Möglichkeiten für volkskundlich-visuelle Feldstudien, teilnehmende Fotobeobachtung und substitutive Fotobefragung, zählt das Fotointerview als Teil der Fotolore zu den vielversprechenden visuellen Methoden. Ihm seien im folgenden einige praktisch-kritische Anmerkungen gewidmet.

<sup>37</sup> Georges Henri Rivière: Méthodes muséographiques de nouveau Département des Arts et Traditions Populaires. In: Publications du Département et du Musée National des Arts et Traditions Populaires: Trauvau du 1er Congrès International du Folklore. Tours 1938, S. 295-302; hier S. 300. Siehe dazu auch: Nina Gorgus: Der Zauberer der Vitrinen. Zur Museologie Georges Henri Rivières. Münster 1999, S. 50f.

<sup>38</sup> Der größte Teil des weitgehend unausgewerteten Bildmaterials befindet sich im Archiv des Pariser MNATP.

<sup>39</sup> Hoffmann 1985, Fotografie als historisches Dokument, S. 10.

### Das Fotointerview als eine qualitative Methode im Feld

Der Begründer der Visual Anthropology, John Collier, hat angeregt, die Menschen, über die man mit Hilfe der Kamera forscht, in den wissenschaftlichen Prozeß mit einzubeziehen, da in der Regel ein fotografisches Interesse positiver aufgenommen werde als ein ausschließlich nach verbalen Kriterien ausgerichtetes. Hierzu legte Collier den Gewährsleuten Fotografien vor, zu denen er einen qualitativen Frageplan erstellt hatte.<sup>40</sup> Davon ausgehend hat Jutta Buchner-Fuhs in ihrer Studie über Wahrnehmung der technischen Modernisierung für die Volkskunde das Fotointerview anhand eines Forschungsalbums als Methode eingeführt. Sie ging von der Prämisse aus, daß sich die Erinnerungsleistung durch Fotografien steigern läßt und dabei sonst nicht abfragbare Aussagen erzielt werden können: „In dem Versuch der Rekonstruktion der Vergangenheit durch das Foto offenbart sich die Konstruktion der Vergangenheit durch das gesehene Bild.“<sup>41</sup> Auch unbekannte Fotografien könnten bei den Testpersonen private Erinnerungen wecken. Um differenziertere Ergebnisse zu erhalten, wählte die Forscherin das Doppelinterview von Ehepaaren. Gemeinsames Erzählen, so die Annahme, biete die Chance, auch „tabuisierte“<sup>42</sup> Begebenheiten wachzurufen. Buchner-Fuhs erstellte zunächst einen Katalog mit Fotografien zum Thema, welche den Befragten nicht bekannt waren. Dieses Album wurde den InterviewpartnerInnen vorgelegt, wobei deren Aussagen von zwei Wissenschaftlern mit Mikrofonen aufgenommen wurden. Jutta Buchner-Fuhs kam zum Schluß, die Fotobefragung führe bei der historischen Kulturforschung zu „ergiebigsten Resultaten“<sup>43</sup>.

Die Möglichkeiten und Grenzen des Fotointerviews auszuloten, darum ging es uns bei einem praxisorientierten Seminar über visuelle Methoden im volkskundlich/kulturwissenschaftlichen Feld.<sup>44</sup> Dabei sollten Archiv und Printmedien gleichermaßen als die gängigsten Bildquellen berücksichtigt werden. Eine Arbeitsgruppe befaßte sich mit Bildern aus privaten Alben sowie mit Bildern, die von Profifotografen aufgenommen worden waren. Das Thema: „Mein schönstes Foto“. Eine zweite Arbeitsgruppe hatte die Aufgabe, „Schockfotos“ – öffentliche Bilder aus Fotokunst, Presse und Werbung – zu untersuchen. Im

<sup>40</sup> Vgl. John Collier: Photography in Anthropology: A Report on Two Experiments. In: American Anthropologist 59 (1957), S. 843-859.

<sup>41</sup> Jutta Buchner-Fuhs: Die Fotobefragung – eine kulturwissenschaftliche Methode. In: Zeitschrift für Volkskunde 93 (1997), S. 189-216; hier S. 193. In einem Folgeprojekt untersucht Buchner-Fuhs die Wahrnehmung von Technik auf dem Land. Auch hierbei dient ein Bilderalbum als methodische Grundlage für die Interviews.

<sup>42</sup> Ebd., S. 195.

<sup>43</sup> Ebd., S. 215.

<sup>44</sup> Das Seminar fand im Sommersemester 1998 am LUI statt. Für die Überlassung von Materialien danke ich Kathrin Fiedler, Anne Ulrich, Andrea Beese, Christiane Fisecker und Bianka Roith.

ersten Fall wählten die InterviewpartnerInnen, also Amateure bzw. Profis, die Fotografien selbst aus ihrem Fundus aus. Im zweiten Fall wurden die Bilder von der Arbeitsgruppe vorgelegt. Im Gegensatz zu Jutta Buchner-Fuhs' Studie erfolgten die Interviews nicht unter einer bestimmten Fragestellung. Forschungsleitend war allein die qualitative Herausarbeitung einer spezifischen Erinnerungs- und Assoziationsleistung der Fotografien. In diesem Zusammenhang sollten zum einen vor allem lebensgeschichtliche Aspekte ermittelt werden. Zum anderen ging es bei den öffentlichen Fotografien um die Wahrnehmung von Bildern in illustrierten Zeitschriften. Für die Interviews diente jeweils ein Fragebogen als Grundlage, der von den Arbeitsgruppen erstellt und im Seminarplenum diskutiert wurde.

#### *Fotointerview „Mein schönstes Foto“*

Die Arbeitsgruppe versuchte, möglichst Menschen unterschiedlichen Alters und Geschlechts für die Interviews zu gewinnen. Drei der Befragten waren 'fotografische Laien', drei weitere besitzen eine einschlägige Ausbildung und arbeiten teilweise hauptberuflich im Mediensektor. Der Fragebogen bestand aus zwei Teilen. Der erste Abschnitt betraf die Angaben zur Person. Im weiteren wurden Fragen zur ausgewählten Fotografie gestellt. Hierbei orientierten sich die Interviewerinnen an den von Ernő Kunt vorgeschlagenen Kriterien für eine Fotobefragung, die durch eigene Aspekte (Fragen 13 bis 19) ergänzt wurden. Die Interviews fanden bei den Befragten zu Hause statt, die vorab telefonisch gebeten wurden, eine Fotografie herauszusuchen. Die betreffenden Fotografien bekamen die Interviewerinnen dann erst bei ihrem Besuch zu Gesicht. Die eigentliche Befragung erfolgte mündlich anhand des Fragebogens. Die Antworten wurden stichwortartig von den Feldforscherinnen festgehalten und die Interviews dauerten zwischen 45 und 75 Minuten.

1. Zeit
2. Ort
3. Anlaß und Zweck
4. Angaben zum Fotografen (Berufs-, oder Amateurfotograf)
5. Welche Personen waren anwesend
6. Aufbewahrungsort (Album, Schachtel)
7. Identifizierung der abgebildeten Gegenstände
8. Kontext der auf der Fotografie abgebildeten Pose/Handlung

9. In welcher Beziehung stehen die abgebildeten Personen untereinander?
10. In welcher Beziehung steht der Besitzer/die Besitzerin zu den abgebildeten Personen?
11. In welcher Beziehung stand der Fotograf zu den abgebildeten Personen?
12. Warum wurde die Fotografie ausgewählt?
13. Welches Lebensgefühl trifft die Fotografie?
14. Welche Lebenssituation spiegelt die Fotografie wider?
15. Welche Rolle spielen Thema, Atmosphäre oder Ästhetik?
16. Was ist an der betreffenden Fotografie besonders wichtig?
17. Welche Assoziationen ruft die Fotografie hervor?
18. Sind noch weitere Fotografien zum Thema vorhanden? Wenn ja, wie viele und warum wurde gerade diese ausgewählt?
19. Wird die Fotografie ihren Titel „Mein schönstes Foto“ noch länger behalten?

Ein Interview soll näher behandelt werden: Ein 81jähriger Werkzeugmacher und seine gleichaltrige Ehefrau, eine gelernte Damenschneiderin, Mutter und Hausfrau, wählten übereinstimmend aus ihrem Fotoalbum ihr Hochzeitsbild – eine von insgesamt vierzehn Schwarzweißfotografien, die ein Arbeitskollege in Schramberg am 5. Juli 1941 aufgenommen hatte. Das Paar schreitet in Richtung des Fotografen. Der uniformierte Bräutigam hält in seiner linken Hand helle Handschuhe. Die Braut, in weißem Kleid und mit Haarschmuck, hat sich an seinem Arm eingehakt. Rechts trägt sie in Brusthöhe einen weißen Nelkenstrauß. Im Hintergrund sind eine fahrradschiebende Frau, weitere Cyclisten und mehrere ältere Gebäude erkennbar. Das Brautpaar verdeckt circa 20 Personen, die den beiden im Hochzeitszug von der Kirche zum Elternhaus des Bräutigams gefolgt sind. Gerade das scheinbare Nichtvorhandensein der Gäste verlieh dem Bild in den Augen der beiden Eheleute eine hohe ästhetische Kraft. Die Fotografie überzeuge aber vor allem durch ihren biographischen Gehalt: Sie gebe eine entscheidende „Situation in unserem Leben“ wieder und damit, wie der Mann sagt, die „Erinnerung an einen ganz bedeutenden Augenblick“: Vor einer



„Mein liebstes Foto“:  
Kriegstraung in  
Schramberg, 1941.

langen kriegsbedingten Trennung – der Bräutigam hatte seinen Marschbefehl an die Ostfront bereits in der Tasche – wollte man sich das Jawort geben. Der Gatte war zu der Zeit Ausbildungsanwärter in Ulm und bekam für seine Kriegstraung drei Tage frei. Die Ehefrau erzählte, sie habe zuvor ihre Fruchtbarkeit beim Arzt bestätigen lassen und beim Standesamt einen Ariernachweis vorlegen müssen. Die Hochzeit fand unter bescheidenen Umständen statt. Das Kleid war selbstgenäht, die Hose geliehen. In der Kirche spielte ein Organist, ein Kinderchor sang dazu. Für das Festessen hatte man Lebensmittelmarken gespart und auf den Dörfern gehamstert. Von den Kameraden des Bräutigams bekam das Paar zwei Geschenke: eine Kristallvase und eine Hitlerbüste. Letztere habe der frisch gebackene Ehemann unmittelbar nach der Hochzeit in einem unbeobachteten Moment in den Bach geworfen. In die Flitterwochen ging es erst viel später: Für eine Wanderung durch den Südschwarzwald mit Übernachtung bei Verwandten wurden dem Bräutigam ein paar Tage Urlaub vom Feld genehmigt.

Die Reutlinger Fotografin Gerlinde Trinkhaus präsentiert ein Reportagefoto als ihr „Schönstes Foto“. Thema ist das Miteinander von Menschen. Es zeigt Frauen, Männer, Familien, Paare und Kinder. Die meisten von ihnen lachen und wirken fröhlich. Einige Personen im Vordergrund haben ihre Gesichter abgewandt oder schauen in unterschiedliche Richtungen. Eine Frau trinkt gerade aus einem Pappbecher. Eine weitere Frau am linken Bildrand trägt ein Kind (mit Schnuller), ein leicht verdeckter Mann hat einen kleinen Jungen geschultert. Rechts im Halbprofil ist eine vom Bildrand beschnittene ältere Frau mit leicht geöffnetem Mund erkennbar. Im Mittelpunkt des Bildes steht indessen ein Mann mit Schnurbart, gestreiftem Jackett und dunkler Mütze, der in Richtung der Fotografin blickt. Er ist der einzige, dessen Oberkörper fast vollständig zu sehen ist.

Die Fotografie war im Sommer 1994 auf dem Reutlinger Marktplatz anlässlich eines internationalen Festes der örtlichen Ausländerinitiativen aufgenommen worden: „Ich bin rumgelaufen, habe Motive gesucht, die das ausdrücken, was ich da empfinde. So wie ich das normalerweise mache, wenn ich arbeite.“ Da kein Exemplar des Bildes mehr in ihrem Archiv vorhanden war, hatte die Autorin für den Interviewtermin extra einen neuen Abzug angefertigt. An ihr Lieblingsbild habe sie oft gedacht. Schön darauf sei das Miteinander unterschiedlicher Nationalitäten. Schön sei auch der Blickkontakt mit dem stehenden Mann: „Ich stand ziemlich weit weg (fotografierte mit dem Teleobjektiv).



„Mein liebstes Foto“: Gerlinde Trinkhaus, Menschen in Reutlingen, 1994.

Von der Kopfbedeckung und der Weste her nehme ich an, daß der Mann Türke ist. Er sticht aus der Menge heraus, wir guckten uns an – er so, ich durch die Kamera – und ich habe in dem Moment empfunden, daß er mir ganz würdevoll zunickt, mir sozusagen sein Einverständnis gibt. Das fand ich unheimlich toll, hab's nie vergessen, das steht im Zentrum des Bildes und so was hat sich seit dem nicht wiederholt.“ Die Fotografin verbindet mit dem Bild auch einen Lebensabschnitt in ihrer eigenen Biographie. 1954 in Lubmin an der Ostsee geboren, war sie in die Bundesrepublik geflüchtet und fühlte sich dort zunächst als Fremde unter Fremden. Die Integration und das freundschaftliche Miteinander von Deutschen und Nichtdeutschen seien ihr ein großes Anliegen, das sich nicht zuletzt auch in ihrem fotografischen Schaffen widerspiegele.

Während die ProfifotografInnen ihre Bildbeispiele mit der Gegenwart in Zusammenhang bringen, wählte die andere Gruppe ausschließlich Fotografien, die etwas mit der eigenen Vergangenheit zu tun haben. Indem sämtliche Befragten mit „ihrer“ Fotografie positive Erinnerungen verknüpften, bestätigte sich die These von Pierre Bourdieu, daß private Fotografien zumeist schöne Momente aus dem Alltagsleben aufgreifen.<sup>45</sup> So wird etwa bei den Eheleuten deutlich, daß die ausgewählte Fotografie nicht die damalige Situation wiedergibt, denn Hinweise auf Krieg, Zerstörung und Not bleiben dem Betrachter verborgen. Die „schönsten“ Fotos indes hängen bei den Befragten nicht etwa gerahmt an der Wohnzimmerwand: Entweder sind sie im Album verborgen und schlummern in einem Schuhkarton oder sie müssen erst wieder neu vom Negativ entwickelt werden, da der Originalabzug verloren gegangen ist. Auf die Frage, warum er sein Bild nicht in einen Rahmen stecke, meinte ein Interviewpartner, besonders schöne Erlebnisse wolle er nicht immer in Bildform vor Augen haben, denn mit dem Foto an der Wand stumpfe die Erinnerung mit der Zeit ab. Es genüge ihm, wenn er seine Fotokiste dann und wann durchstöbere und einen Blick auf seine geliebte Fotografie werfen könne. Nur so bliebe die „Erinnerung an einen Moment des Glücks ganz stark“.

Während des Interviews fiel auf, daß nicht nur das ausgewählte Foto, sondern auch andere Bilder zur Beantwortung der Fragen herangezogen wurden. Ebenso sprachen z.B. die beiden Eheleute weitere Abschnitte ihrer gemeinsamen Vita an, wie etwa Erfahrungen aus der Nachkriegszeit und der Hausbau der Familie. Außerdem gab es immer wieder Gesprächspausen, in denen die Testpersonen ihr Foto betrachteten, um darauf erneut anekdotisch und ausgiebig zu erzählen. Angesichts des Redeflusses hatten die Interviewerinnen erhebliche Schwierigkeiten, das Gesagte mitzuschreiben. Auch der Fragebogen offenbarte im nachhinein seine Schwächen, schränkte die enge Fragestellung die Beantwortung doch manchmal zu sehr ein. Als schwammig und mißverständlich er-

<sup>45</sup> Vgl. Pierre Bourdieu: Kult der Einheit und kultivierte Unterschiede. In: Ders. u.a.: Eine illegitime Kunst. Die sozialen Gebrauchsweisen der Fotografie. Frankfurt/Main 1981, S. 25-84; hier S. 38.

wies sich der Begriff „Lebensgefühl“ (Frage 13). Klarer wäre hier ein formulierter Bezug zur persönlichen Vergangenheit oder Gegenwart gewesen. Andererseits hätte die Fragestellung an manchen Stellen offener sein müssen. So wurden in Frage 14 mit der Fokussierung auf Lebensmoment, Lebensabschnitt oder die Lebenssituation von vorneherein weitere Antwortmöglichkeiten ausgeschlossen. Von der Erinnerungsleistung her erscheint die Frage der Autorenschaft zweitrangig. Während sich die ProfifotografInnen bei ihren zum Teil sehr detaillierten Antworten mehr auf den Augenblick und die Umstände bei der Aufnahme konzentrieren, sprechen die übrigen Befragten mehr allgemeine und über das Bild hinausgehende Erinnerungen an.

#### Fotointerview „Schockfotos“

Ziel der Fotobefragung war es, herauszufinden, inwieweit zwischen einzelnen Altersgruppen Unterschiede in der Reaktion auf sogenannte Schockfotos beste-



Schockierende Kunst?  
Helmut Newtons Frau mit  
Reitpeitsche, aufgenommen in der  
Villa d'Este, Comer See,  
April 1975.

hen und inwiefern die tägliche Konfrontation mit Massenmedien zu einer Abstumpfung und somit zu einer zunehmenden Gefühlsverdrössenheit führt. Die Aufgabe dieser Arbeitsgruppe bestand zunächst darin, vier, motivlich möglichst unterschiedliche, Fotografien auszuwählen und dann zu beschreiben. Die Bilder zeigen eine plastinierte männliche Leiche<sup>46</sup>, „La Marseillaise“ – eine Frau in Hochzeitskleid mit Maschinengewehr – Titelbild der französischen Illustrierten „Regards“ aus dem Jahr 1938, die „Frau mit Reitpeitsche“ des Fotografen Helmut Newton, sowie den Moment kurz nach einem Attentat in Jerusalem<sup>47</sup>. Die zwei letzteren Bilder werden nun beispielhaft herausgegriffen.

Zunächst die Newton-Fotografie: Mit dem Rücken zur Kamera steht eine Frau mit nacktem Oberkörper breitbeinig in Reithose und hohen schwarzen Stiefeln vor zwei hohen Spiegeln, die im rechten Winkel zueinander jeweils in einer Zimmertür eingelassen sind. Zu sehen sind ein frontales und ein halb seitliches Spiegelbild. Um den Hals der Frau ist ein weißer Schal gelegt, der zwischen ihren entblößten Brüsten bis zu den Oberschenkeln herabhängt. Mit beiden Händen umfaßt sie hinter ihrem Rücken eine Gerte. Die dunklen Wände des Raumes sind mit weißen Stuckelementen verziert. Im Vordergrund steht ein Bett aus Messing mit rotem Überwurf und ein Nachttisch mit Aschenbecher, Lampe und Tulpenstrauß.

Die Fotografie der Agentur Reuters entstand am 4. September 1997 im Zentrum von Jerusalem kurz nach einem Bombenanschlag, bei dem fünf Israelis ums Leben gekommen waren. Eine offensichtlich schwer verletzte junge Frau sitzt mit leicht verschränkten Beinen auf einer gepflasterten Straße zwischen verwüsteten Marktständen. Ihr Gesicht wird durch ihre blutige rechte Hand und einen Verband verdeckt, den ihr gerade ein Helfer anlegt. In der linken Hand hält sie ein weißes Tuch. Ihr rot-kariertes Trägerkleid, das weiße T-Shirt, die hellen Tennissocken und ihre entblößten Arme und Beine sind mit Blutspritzern bedeckt. Die schwarze Hautstelle am rechten Knie ist wahrscheinlich eine Brandwunde. Unter ihrem Bein befindet sich ein weißer, fast ganz mit Blut verschmierter Teller. Hinter ihr liegt ein umgestürzter Kaffeestausch. Das Pflaster ist übersät mit undefinierbaren Gegenständen und Blutlachen. Im Hintergrund des Bildes kauert ein Mann am Boden; weitere Männer in Hemdsärmeln scheinen etwas zu suchen. Nach der Beschreibung der Fotografien sollte die Arbeitsgruppe thesenartig-interpretative Aussagen zu den Bildern formulieren, an Hand derer dann der Fragebogen erstellt wurde. Er beinhaltete in einem allgemeinen und einem spezifischen Teil vierzehn Punkte. Die Antworten mußten von den Testpersonen teils ausformuliert werden, teils genügte ein Kreuz im entsprechenden Kästchen. Die InterviewerInnen griffen dabei nicht ein.

<sup>46</sup> Stern, 11/1998, S. 80.

<sup>47</sup> Stern, 38/1997, S. 171.

1. Lesen Sie illustrierte Zeitschriften und Magazine?
2. Erinnern Sie sich an bestimmte Fotos auf Werbeplakaten oder in Zeitschriften?
3. Welche Rolle spielt nach Ihrer Ansicht die Fotografie in der Öffentlichkeit und im öffentlichen Raum? (Illustrierte, Werbung, Plakate, Fotoausstellungen)
4. Wie beurteilen Sie diese Rolle im Verhältnis zu anderen Medien? (Film, Fernsehen, Bilder, Internet)
5. Welches der vorliegenden Fotos schockiert Sie am meisten?
6. Ist Ihnen das Foto bekannt? Wenn ja, woher kennen Sie es?
7. Versuchen Sie bitte, das Foto in einen Kontext einzuordnen (z.B. historische Epoche, Kunst...).
8. Beschreiben Sie kurz, was Sie auf dem Bild sehen.
9. Welche Assoziationen haben Sie beim Anblick dieses Fotos? Was empfinden Sie dabei?
10. Erkennen Sie ein oder mehrere Symbole oder Sinnbilder?
11. Schockiert Sie dieses Bild?
12. Falls ja: Was genau schockiert Sie daran und warum?
13. Wie schätzen Sie die Wirkung dieses Fotos ein, wenn es auf einem Werbeplakat veröffentlicht würde?
14. Für was könnte damit geworben werden? Wo sehen Sie den Werbeeffect?

Die sieben Befragten gehörten unterschiedlichen Altersgruppen an. Außerdem wurde darauf geachtet, mehrere Berufsgruppen miteinzubeziehen und die Geschlechterparität zu wahren. Ausgewählt wurden eine Hausfrau (50 Jahre), ein Bankkaufmann (24), eine Redakteurin (37), zwei Studenten (24 und 27), eine Direktrice (51) und ein Zweiradmechaniker (31). Die meisten geben an, regelmäßig Tageszeitungen oder illustrierte Zeitschriften zu lesen. An Werbeplakate und Fotos in Zeitschriften erinnern sich fünf der Befragten. Aufgeschrieben werden Reklame für Zigaretten („Brennendes Camel fällt aus dem Fenster“, Zweiradmechaniker; Lucky Strike, Redakteurin), Automobile (Mercedes-Benz), Kosmetik und Kleidung (H&M: „Blond, große Oberweite, Marilyn-Monroe-Stil“, Student II) sowie die Benetton-Jeanswerbung mit den Kleidern eines erschossenen kroatischen Soldaten (Direktrice). Sämtliche Testpersonen schätzen den Stellenwert des Mediums Fotografie als „hoch“ ein. Sie stehe auf einer Stufe mit anderen visuellen Medien, wie Film und Fernsehen. Schließlich

wurden den InterviewpartnerInnen die vier Fotografien ohne nähere Erklärungen dazu vorgelegt. Sie hatten dann etwa fünfzehn Minuten Zeit, sich die Bilder anzuschauen und dabei Notizen zu machen.

Newtons Fotografie wurde nur von einer Befragten erkannt. Bei der Bildbeschreibung erfaßte die Mehrzahl wesentliche Merkmale, beispielhaft hierzu die Antwort der Hausfrau: „Halbnackte Frau in Reithose mit Stiefeln und Reitgerte vor einem großen Spiegel. Schlafzimmer mit verspiegelten Türen“. Demgegenüber notierte der Bankkaufmann kurz und prägnant: „SM-Frau“. Zur Frage nach dem thematischen Zusammenhang erhielten die InterviewerInnen folgende Antworten: Kunst, erotische Kunst, (perverser) Sex und Erotik. Die meisten assoziierten mit dem Bild Dominanz und Provokation. Häufig fiel der Begriff der „Domina“ und Zuschreibungen wie Erotik, Gewalt, Phantasieanregung, Lust und Atmosphäre eines Nobelbordells (Student II). Einmal wurde die Abgebildete als „Herrscherin oder Aufseherin“ (Student II) bezeichnet. Eine der älteren Testpersonen empfand das Dargestellte als „widernatürlich“. Die Frage nach dem Symbolgehalt lieferte folgende Begriffe: Gehorsam, Macht, Gewalt, erzeugt durch die Pose sowie mit den Accessoires Peitsche, Stiefel, Reithose, Spiegel, Bett und die Farbe Rot, wobei insbesondere die Peitsche als „Symbol für Gehorsam“ (Student I) eingestuft wurde. Eine schockierende Wirkung hatte die Fotografie auf keine der Befragten. Vielmehr lasse das Bild eine starke und „selbstbewußte Frau“ (Zweiradmechaniker) erkennen. Dementsprechend hoch wurde die Werbewirkung eingestuft: Die Fotografie spreche „einen ganz bestimmten Frauenkreis“ an, „z.B. die Frau eines reichen Mannes, die alles Materielle besitzt, aber doch keine Macht hat“ (Student II). Als Produkte, für die mit der Newton-Fotografie geworben werden könnte, nannten die InterviewpartnerInnen Luxus- und Schönheitsartikel wie Parfüm, Kosmetik, Diätstoff, Einrichtungsgegenstände und Blumen. Entscheidend sei allerdings, welcher Werbetext der Fotografie beigefügt werde (Redakteurin).

Die Aufnahme der blutüberströmten Frau hatten sämtliche Befragten noch nicht gesehen. Die Kurzbeschreibungen differierten zwischen „eine schwer verletzte Frau“ (Hausfrau), „Schwerverletzte, die, möglicherweise nach einem Bombenanschlag oder einer Splittergranate, notdürftig verarztet wird“ (Student II) und „grausame Verletzung/Schmerz, Hilfe, die fast sinnlos erscheint“ (Direktrice). Zwei der Befragten erinnerte das Bild an Fernsehberichte oder an Lehrunterlagen von Rettungsorganisationen wie DRK (Redakteurin), DLRG und THW (Bankkaufmann). Die Antworten zur Frage nach der Kontextualisierung fielen mit „Krieg“ und „Kriegsopfer“ relativ einheitlich aus. Assoziiert wurde durchgängig „Mitleid und Wut“. Darüber hinaus formulierten sie „Ratlosigkeit“ (Student II), „Abneigung gegenüber Gewalt in jeder Art“ (Zweiradmechaniker) und „Unverständnis für Fanatismus, der hierfür verantwortlich ist“ (Student I). Ein Interviewpartner fühlte sich an die Flugzeugkatastrophe auf der Airbase in Ramstein erinnert (Bankkaufmann). In einem Zusatzvermerk stellte

er klar, er habe „bei diesem Bild keine Empfindungen (Angst und Schrecken), da ich schon viele dieser Bilder gesehen habe. Aufgrund meiner Tätigkeit bei der DLRG. Ich sehe nur eine hilfebedürftige Frau“. Als schockierend gedeutet wurden „die Verletzung, die Wunden, das mit Verband zugehaltene Gesicht – weil ich das Bild mit Gewalt in Verbindung bringe“ (Direktrice) und die „Menschenverachtung und brutale Zerstörung“ (Hausfrau), die sich im Zustand des Opfers ausdrücke. Eine Antwort bezog sich auf die Tat selbst und die Unfaßbarkeit, „daß Menschen zu solchen Taten fähig sind“ (Student I). Zu unterschiedlichen Ergebnissen führten die Fragen nach der Werbewirkung und dem Werbeobjekt. Der Werbeeffekt wurde als „schockierend-aufrührend“ (Hausfrau) gesehen. Das Bild eigne sich insbesondere in Plakatform zur „Werbung“ über die Folgen des Krieges und gegen alltägliche Gewalt (Direktrice) sowie für Hilfsorganisationen oder Spendenaufrufe: „Die Menschen interessieren sich dann vielleicht mehr für 'Erste Hilfe' oder gehen zum Blutspenden“ (Bankkaufmann). Einige der Befragten hingegen äußerten moralisch-ethische Bedenken (Student II) und sprachen dem Bild die Werbewirksamkeit mit der Begründung ab, in der visualisierten Brutalität trete ein Imageverlust für den Werber ein (Student I). Eine weitere Antwort bezog sich auf den fehlenden Augenkontakt von Opfer und Betrachter, der die Wirksamkeit der Fotografie einschränke (Redakteurin).

Die Arbeitsgruppe wollte herausfinden, inwieweit Schockfotos im Zeitalter der Massenmedien und des bebilderten Alltags noch ihre Wirkung bei den Rezipienten entfalten. Im Zentrum stand die Frage, inwiefern sich eine geschlechts- und altersspezifische Wahrnehmung des „Schockiertseins“ feststellen läßt. Das Foto von der blutüberströmten Frau wurde als Beispiel für ein Kriegsbild ausgewählt: Die Abbildung von unschuldigen Opfern, so die Annahme, erzeuge bestimmte Empfindungen wie Mitleid. Der Schockeffekt wurde im politischen Hintergrund des Attentats und in der schonungslosen Darstellung eines entsetzlichen Augenblicks vermutet. Das Foto stieß denn auch auf vehemente Reaktionen. Daraus könnte geschlossen werden, daß trotz der häufigen Konfrontation mit Schreckensbildern keine Abstumpfung gegenüber „Schockfotos“ festzustellen ist, wohingegen Menschen, die beruflich des öfteren mit Katastrophen konfrontiert werden, emotionalem Abstand demonstrieren, da sie sonst nicht fähig wären, sofort Hilfe zu leisten. Bei weitem verhaltener fielen die Reaktionen auf die „Frau mit Reitgerte“ aus. So fühlten sich die Befragten (auch die Angehörigen der älteren Generation) von Helmut Newtons Fotografie nicht etwa geschockt, sondern lediglich etwas provoziert. Eine sexistische oder gar faschistische Tendenz, ein Vorwurf, mit dem die Zeitschrift „Emma“ den Fotografen Newton konfrontiert hat<sup>48</sup>, wurde in dem Bild nicht er-

<sup>48</sup> Vgl. Alice Schwarzer: Herrenmensch Newton. Kunst oder faschistoide Propaganda? Eine fällige Analyse. In: Emma (1993) 6, S. 26-31.



*Schock, der Mitleid und Wut erzeugt: Moment nach dem Anschlag in Jerusalem, September 1997.*

kannt. Statt dessen bescheinigten die Befragten der Frau Selbstbewußtsein, Stärke und Macht. Zudem besitze die Fotografie ein hohes Maß an ästhetischer Ausstrahlung. Letzten Endes, so ließe sich vorsichtig formulieren, stoßen provozierende Fotos mit sexuellen Inhalten auf weniger kritischer Resonanz als angenommen. Demgegenüber wecken Bilder der Gewalt auch heute noch Anteilnahme beim Betrachter und regen zum Nachdenken an.

Die Methodenkritik ergab hier ebenfalls wesentliche Defizite. Ein großes Manko war, daß nicht die Interviewer, sondern die Testpersonen die Fragebögen ausfüllten, denn die Befragten sagten mehr als sie dann eigenhändig niederschrieben. Dies hatte zur Folge, daß wesentliche (mündliche) Aussagen zu den einzelnen Fragen verloren gingen. Auch Begriffe wie „Wirkung“ und „Werbeeffekt“ erwiesen sich bei der Fragestellung als unklar und führten zu Mischantworten, welche die Auswertung erschwerten. Ein weiterer Schwachpunkt betraf die Frage 12. Hier wurde nur die bejahende Antwort berücksichtigt und somit versäumt, auch die Gründe für die Möglichkeit „nicht schockiert“ abzufragen.

Insgesamt ist deutlich geworden, daß das Fotointerview bei lebensgeschichtlichen oder kulturhistorischen Themen nicht ausschließlich mit einem festgelegten Fragekatalog praktiziert werden sollte, denn dieser Weg engt die Inter-

viewpartnerInnen zu sehr ein. Sinnvoll ist ebenso, nicht zu schnell den Kern der jeweiligen Fragestellung anzusprechen. Besser wäre es, sich in einem eher narrativen Vorgespräch voranzutasten, unabhängig von den betreffenden Fotografien, und so das vertrauensstiftende gegenseitige Kennenlernen von Fotoforscher und Testperson zu erleichtern. In jedem Falle hilfreich ist ein Aufnahmegerät, das den Interviewenden erlaubt, sich mehr auf die Frage- und Antwortsituation zu konzentrieren. Unverzichtbar sind die sorgfältige Bildauswahl und eingehende Bild-Analyse als Einstieg. Denn ein kurzer Blick auf die Bilder während oder gar nach der Interviewsituation genügt kaum, um sämtliche Bildaspekte, die von Bedeutung sind, hinreichend für das Gespräch zu ermitteln. Im weiteren stellt sich das Gruppengespräch mit zwei oder mehreren Interviewpartnern als problematisch dar. Hierbei kann es immer wieder zu Situationen kommen, in denen die Testpersonen auf konkurrierende Distanz zueinander gehen. Dieses Phänomen führte einmal dazu, daß ein Mann mit seiner dominanten Art zu erzählen die Aussagen der zweiten Interviewpartnerin immer wieder relativierte, bis letztere verärgert überhaupt nichts mehr sagte. Bei der qualitativ ausgerichteten Rezeption von öffentlicher Fotografie reicht der vorgefaßte Fragebogen als ausschließliches methodisches Instrument kaum aus. Der Fragebogen könnte in einem ersten Schritt einer quantitativen Erhebung vorbehalten bleiben, der dann die zweite Stufe einer persönlichen und qualitativen Befragung folgen würde. Die beiden Eheleute etwa zogen von sich aus auch andere Fotografien aus ihrem Album heran, um über ihre Lebensgeschichte zu erzählen. Wenn die Forscherinnen dazu noch alternative Fotografien von Hochzeits-situationen vorgelegt hätten (Beispiel Ferntrauung, bei der die Braut alleine neben einem Tisch sitzt, auf dem sich das gerahmte Bild des Bräutigams neben einem Stahlhelm befindet), wäre sicherlich noch mehr über die damalige Kriegssituation ermittelbar gewesen. In jedem Fall sollten Fragekatalog und Bildauswahl vor der eigentlichen Forschungsphase mit Hilfe von Testinterviews auf Schwächen untersucht und optimiert werden. Innerhalb der Fotolore eignet sich die volkscundlich/kulturwissenschaftliche Methode des Fotointerviews ideal als Vorstufe oder Ergänzung zur Oral History und bietet auch als exklusives Verfahren im Feld enorme Möglichkeiten. Sie unterstützt beim Betrachter über die Bildquelle die assoziative Erinnerung an weit zurückliegende private (oder öffentliche) Ereignisse oder an bestimmte Dinge und kann so Aspekte und Details zur Sprache bringen, die sich sonst kaum ermitteln ließen.

Die Empirische Kulturwissenschaft (und auch die Europäische Ethnologie/Kulturanthropologie), die sich bereits vor Zeiten vom reinen volkscundlichen Kanon verabschiedet hat, täte gut daran, den theoretischen und inhaltlichen Sprung nach vorne auch im Forschungsfeld Fotografie mit Nachdruck zu vollziehen. Denn das visuelle Feld ist viel zu weit, als daß man es allein der Geschichts- bzw. Kunstwissenschaft überlassen könnte. Ein Schritt in diese Richtung wäre, die Fotolore in der Lehre aus ihrem noch etwas bescheidenen



Dasein herauszuführen und als festen Bestandteil in das Veranstaltungsprogramm zu integrieren. Für die Forschung jedenfalls birgt das Medium Fotografie große Chancen, insbesondere bei Studien über den Alltag – dem 'klassischen' Thema des Faches. Dabei ist die Frage des Genres – ob private, öffentliche oder Kunstfotografie – zweitrangig. Im Zeitalter der Hyperillustrierung fast sämtlicher Lebensbereiche besitzen das Reportagefoto im „Stern“ (bei der Fahrt zur Arbeit in der U-Bahn flüchtig wahrgenommen) und das Werbeplakat mit Claudia Schiffer (als beleuchteter Blickfang an der roten Ampel zwischen ruhendem Verkehr) oder die gehegte Sammlerfotografie einer jugendlichen Romy Schneider denselben Stellenwert wie der gute alte Schnappschuß mit Büttenrand aus dem Familienalbum und die Carte Visite von der Trachtenliesel im Museumsarchiv.

#### LITERATUR

- Baudelaire, Charles: Die Fotografie und das moderne Publikum. In: Wolfgang Kemp (Hg.): Theorie der Fotografie I. München 1980, S. 110-113.
- Bausinger, Hermann: Volkskultur in der technischen Welt. Stuttgart 1961.
- Barthes, Roland: Die helle Kammer. Bemerkungen zur Photographie. Frankfurt/Main 1985.
- Bourdieu, Pierre: Kult der Einheit und kultivierte Unterschiede. In: Ders. u.a.: Eine illegitime Kunst. Die sozialen Gebrauchsweisen der Fotografie. Frankfurt/Main 1981, S. 25-84.
- Ders.: Zur Soziologie der symbolischen Formen (1970). Frankfurt/Main 1983.
- Ders.: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt/Main 1984.
- Brednich, Rolf Wilhelm: Bildforschung. In: Ders. (Hg.): Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. Berlin 1994, S. 189-207.
- Bringéus, Nils-Arvid: Volkstümliche Bilderkunde: Formale Kennzeichen von Bildinhalten. München 1982.
- Brink, Cornelia: Ikonen der Vernichtung. Öffentlicher Gebrauch von Fotografien aus nationalsozialistischen Konzentrationslagern nach 1945. Berlin 1998.
- Buchner-Fuhs, Jutta: Die Fotobefragung – eine kulturwissenschaftliche Methode. In: Zeitschrift für Volkskunde 93 (1997) 2, S. 189-216.
- Chiva, Isac: Wie die Ethnologie Frankreichs entstand. Versuch einer genealogischen Begründung. In: Isac Chiva/Utz Jeggle (Hg.): Deutsche Volkskunde – Französische Ethnologie. Zwei Standortbestimmungen. Frankfurt/Main, New York, Paris 1987, S. 13-43.
- Collier, John: Photography in Anthropology: A Report on Two Experiments. In: American Anthropologist 59 (1957), S. 843-859.
- Gennep, Arnold van: Manuel de Folklore Français contemporain. Band I. Introduction générale et première partie: du berceau à la tombe. Paris 1943.
- Gorgus, Nina: Der Zauberer der Vitrinen. Zur Muscologie Georges Henri Rivières. Münster 1999.

- Herrmann, Joachim/Evelin Maaß (Hg.): Die Korrespondenz zwischen Heinrich Schliemann und Rudolf Virchow 1876-1890. Berlin 1990.
- Hertz, Robert: Sociologie religieuse et folklore (1928). Paris 1970.
- Hoffmann, Detlef: Fotografie als historisches Dokument. In: Fotogeschichte 5 (1985) 15, S. 3-14.
- Jacobeit, Sigrid/Wolfgang Jacobeit: Illustrierte Alltagsgeschichte des deutschen Volkes. 1810-1900. Köln 1988.
- Jagschitz, Gerhard: Visual History. In: Das Audiovisuelle Archiv vormals Schallarchiv. Informationsblatt der Arbeitsgemeinschaft audiovisueller Archive Österreichs (1991) 29/30, S. 23-51.
- Jeggle, Utz: Zur Geschichte der Feldforschung in der Volkskunde. In: Ders. (Hg.): Feldforschung. Qualitative Methoden in der Kulturanalyse. Tübingen 1984, S. 11-46.
- Ders.: Das Bild der Forschung. Anmerkungen zu einigen Darstellungen aus dem volkskundlichen Feld. In: Ders. u.a. (Hg.): Feldforschung. Qualitative Methoden in der Kulturanalyse. Tübingen 1984, S. 47-58.
- Kunt, Ernő: Foto-Anthropologie. Bild und Mensch im ländlichen Ungarn der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts. Bearbeitet durch Edith A. Weinlich (= Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte Bd. 43). Würzburg 1990.
- Milton, Sybil: Argument oder Illustration. Die Bedeutung von Fotodokumenten als Quelle. In: Fotogeschichte 8 (1988) 28, S. 61-90.
- Regener, Susanne: Fotografische Erfassung. Zur Geschichte medialer Konstruktionen des Kriminellen. München 1999.
- Rivière, Georges Henri: Méthodes muséographiques de nouveau Département des Arts et Traditions Populaires. In: Publications du Département et du Musée National des Arts et Traditions Populaires: Trauvaux du 1er Congrès International du Folklore. Tours 1938, S. 295-302.
- Roth, Martin: Volkskunde der 1920er und 1930er Jahre. Ideologiegeschichtliche Implikationen. In: Klaus Beitz/Isac Chiva (Hg.): Wörter und Sachen. Österreichische und deutsche Beiträge zur Ethnographie und Dialektologie Frankreichs. Ein französisch-deutsch-österreichisches Projekt. Wien 1992, S. 45-57.
- Scharfe, Martin: Augen-Wissen. Einige Überlegungen zur volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Bildinterpretation. In: kritische berichte 28 (2000) 1, S. 62-68.
- Schwarzer, Alice: Herrenmensch Newton. Kunst oder faschistoide Propaganda? Eine fällige Analyse. In: Emma (1993) 6, S. 26-31.
- Weber, Florence: Les études rurales dans la France des années trente: un apogée oublié. In: Recherches sociologiques. Heft: Sociologique rurale, sociologie du rural? 20 (1989) 3, S. 367-381.

#### BILDNACHWEIS

- Bild S. 309, 310, 312,  
314, 317, 318,  
322  
Archiv Ulrich Hägele  
privat
- Bild S. 328  
Gerlinde Trinkhaus
- Bild S. 329  
Helmut Newton: White Women. München 1976, o. S.
- Bild S. 331  
Reuters
- Bild S. 336